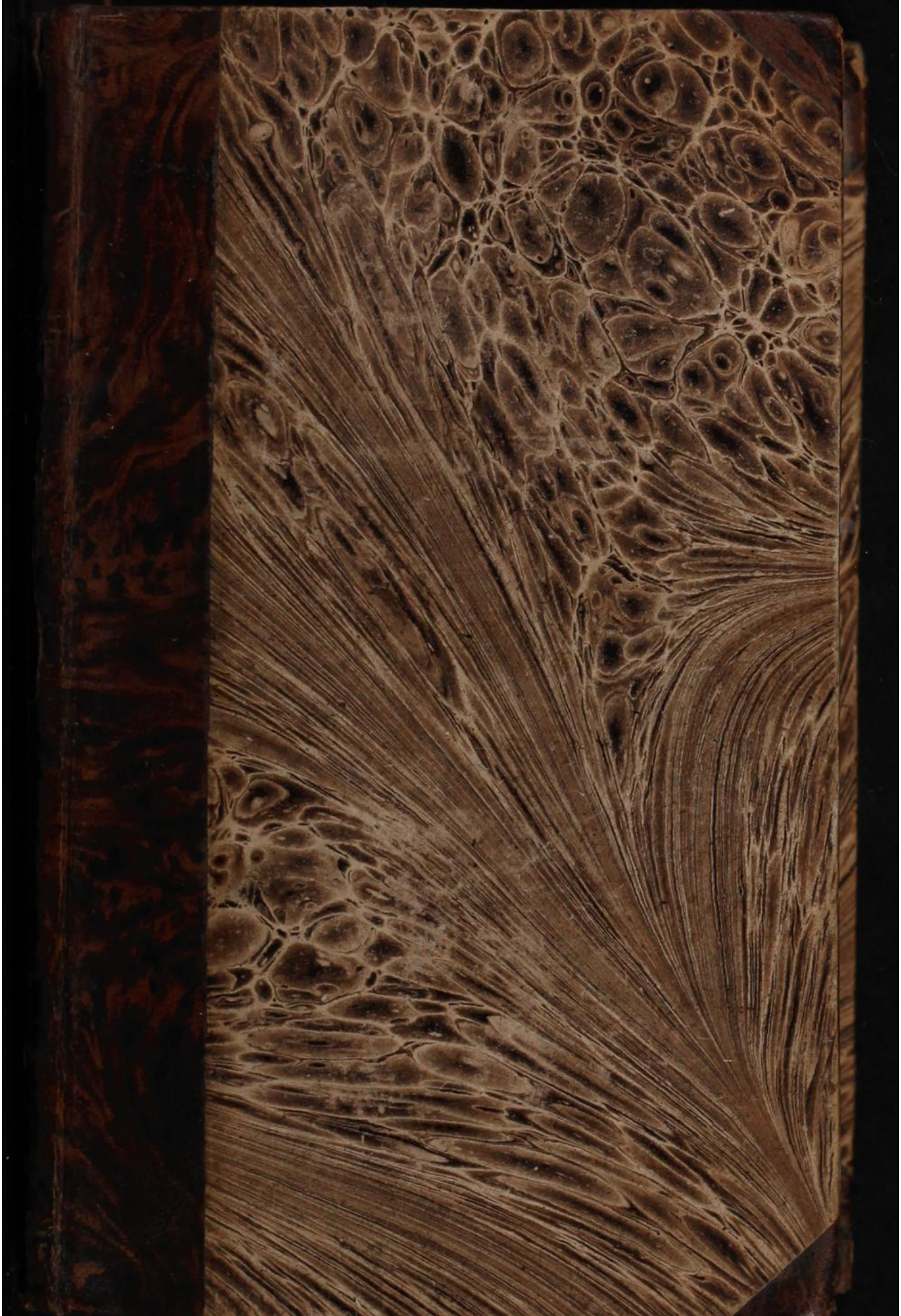


A Thaer

Thaer
2335

Univ.-Bibl.
Giessen

A. P. Thaer.

2335

T. 5° 77

A. P. Thaer.

K 1
13

Möglinsche Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von der

Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin.

Dreizehnter Band.
(Mit einer lithographirten Beilage.)

Berlin, bei August Rücker.

1824.

Inhalt.

Seite

I. Die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen aus gewerblichem Gesichtspunkte. Vom Herrn G. Meister. (Beschluß.) = = = = = 1

II. Die Bedrängnisse des landwirthschaftlichen Gewerbes. Geschrieben im October 1823. = 77

III. Ansicht unserer Zeit in Bezug auf das landwirthschaftliche Gewerbe. Vom Staatsrath Thaer. 85

IV. Ueber die Merinos-Zucht im Vergleich mit der Zucht anderer Schaaf-Racen unter verschiedenen ländlichen Verhältnissen, vom Hrn. v. Gasparin. Paris 1823. Uebersetzung und Auszug vom Staatsrath Thaer. = = = = 120

V. Nachricht von einer endemischen Lämmer-Krankheit. Vom Freiherrn v. Monteton zu Priort bei Potsdam. = = = = = = 183

VI. Ergebnisse der am 26sten September vorgenommenen Eröffnung zweier von der Lämmerkrankheit zu Priort befallenen Thiere, nebst Bemerkungen über das Wesen der Krankheit. Vom Herrn Dr. Thaer zu Nauen. = = = 202

VII. Bemerkungen über verschiedene ökonomische Gegenstände. Vom Herrn Oberamtmann Schütze zu Amt Achim im Braunschweigschen. = 212

VIII. Ueber ökonomische Charten. Vom Herrn Professor Körte. (Mit einer Kupferbeilage.) 251

IX. Quartalsbericht vom letzten December 1823. Vom Staatsrath Thaer. = = = = 272

X. Ueber eine landwirthschaftliche Preis-Aufgabe. Vom Herrn Grafen v. Kalkreuth auf Siegersdorf in Schlesien. = = = = = 281

Seite

XI. Einige Erfahrungen über die Produktion des gewöhnlichen Viehdüngers und seine Anwendung auf das Gedeihen der Feldfrüchte. Vom Oberamtmann W. A. Kreyßig. = = = 332

XII. Bemerkungen über Schaaf-Classifikationen. Vom Oberamtmann Elsner. = = = = = 252

XIII. Nachtrag zu den Worten des Bedenkens wegen Ab- und Ausbau der Bauerhöfe. Vom Herrn v. Carmer auf Mulrenthin bei Stargard in Pommern. = = = = = = = = 368

XIV. Ueber des Herrn Kammer-Raths Zimmermann „Bedenken" über den Ab- und Ausbau der Bauerhöfe. Vom Oekonomie-Commissarius Klebe. 385

XV. Ueber die Vorschläge zur Erreichung mittlerer feststehender Getreidepreise, von C. v. Knobelsdorf auf Sellin. Berlin 1824. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = 421

XVI. Ueber die Ablohnung der gemeinen Arbeiter auf großen Gütern durch Naturalien und über einige andere Gegenstände des landwirthschaftlichen Gewerbes, veranlaßt durch die vorläufige Darstellung des von dem Herzogl Anhalt-Köthenschen Amtsrathe Albert entworfenen neuen Wirthschaftsplanes, mit Beilagen von Adam Müller. Vom Herrn Koppe zu Reichenow. 438

XVII. Die Agrikulturchemie des Grafen Chaptal, mit Zusätzen und Anmerkungen übersetzt durch Dr. D. D. Eisenbach, und mit einem Anhange versehen von Dr. G. Schübler. Erster Band. Stuttgart 1824. Vom Professor Körte. 494

XVIII. Ueber den Albertschen Wirthschaftsplan, von Carl v. Wulffen. Magdeburg 1824. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = 524

XIX. Quartalsbericht vom 7ten April 1824. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = 528

I.

Die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen aus gewerblichem Gesichtspunkte *).

Vom

Herrn G. Meister.

(Beschluß.)

Ich erlaube mir jetzt zu einigen allgemeinen, nicht bloß landwirthschaftlichen Betrachtungen über unsere Zeit in gewerblicher Hinsicht überzugehen, wo-

*) Obgleich der erste Theil dieses Aufsatzes, im 1sten Stücke des X. Bandes dieser Annalen, mit Recht die Aufmerksamkeit unserer Leser auf sich gezogen hat, und wir daher schon gern früher diese zweite Hälfte hätten folgen lassen, so war dieses doch nicht wohl möglich, da der Herr Verfasser das Manuscript erst spät im April eingesendet hat, wo das zweite Stück des eilften Bandes bereits gedruckt, und für die fol-

zu diese, welche sich gerade durch ihre Gewerblosigkeit auszeichnet, begleitet von einem überhand nehmenden Gefühl von Unwohlseyn und Mißbehagen und daher entspringende, weit verbreitete Unzufriedenheit, welche die Gemüther ergriffen, so reichen Stoff darbietet. Ein genialer Schriftsteller zeichnet diesen gespannten Zustand sehr treffend in seiner markigen Sprache. „Es ist," sagt er, „aller stille Wohlstand der Staaten wie der Genossen zerstört, und jeder Einzelne, und Alle insgesammt, in steter Sorge um des Lebens Nothdurft in schwindelnder Hast umhergetrieben und das Allgemeine mit dem Besondern in stetem innern stillen Bürgerkrieg entzweit." Und nicht weniger treffend möchte es seyn, wenn er dabei einen gesicherten Wohlstand, der des Leibes Nothdurft leiste, als das Eine angiebt, was uns jetzt vor Allem Noth thut.

Gewiß ist der Zeitpunkt, in dem wir leben,

---

genden Stücke des zwölften Bandes die Manuscripte geordnet und bestimmt waren. — Um so angenehmer wird es nun dem Herrn Verfasser, den wir des langen Zurückhaltens der Abhandlung wegen um Verzeihung bitten, und unseren Lesern seyn, die Fortsezung jenes Aufsatzes mit zwei andern, denselben Gegenstand betreffenden zu finden, und das für die Gegenwart so höchst interessante Thema von verschiedenen Standpunkten aus behandelt zu sehen. D. R.

ein sehr kritischer. Er verdient die genaueste Beachtung und die gespannteste Aufmerksamkeit unserer am Ruder sitzenden Staatswirthe, um die Quellen der allgemeinen Unzufriedenheit, diesem so bedenklichen Anzeichen unserer Zeit, zu erforschen. Um ihm begegnen zu können, müssen sie das Uebel kennen und es in seinen Grundursachen aufsuchen.

Ein gesunder Körper stößt in der Kraft seiner Lebensthätigkeit den kranken Stoff aus, welcher ihn bedroht, und macht ihn unschädlich. Wenn aber ein Uebel die Oberhand gewinnen und zerstörend werden will, so kann man mit Recht auf einen geschwächten Zustand schließen, und wenn es nur ein gewöhnliches, an sich nicht bedeutendes Uebel ist, daran ermessen, wie ungesund er, wenigstens für den Augenblick, seyn muß.

Den Umstand, daß die Preise der wichtigsten Erzeugnisse der Nahrungsmittel auf einmal zu unerhört niedrigen Standpunkt herabsinken konnten, halte ich für eins der beunruhigendsten Zeichen der Zeit. Er scheint ein betrübendes Zeugniß abzulegen, wie sehr der in seinen Grundfesten erschütterte Wohlstand gesunken seyn muß, um diesen Fall möglich zu machen, und fürchten zu lassen, daß das Uebel tiefer eingegriffen haben könne, als wir uns gestehen möchten. Darf ich zwar die augenblickliche Krise aus oben auseinandergesetzten Gründen nur für einen vorübergehenden Zustand

halten, so kann ich doch von der andern Seite die Besorgniß nicht bergen, daß ihm Ursachen zum Grunde liegen, welche, wenn ihnen nicht entgegengewirkt wird, einen dauernden nachtheiligen Einfluß auf den Wohlstand gewinnen können, und die öffentliche Wohlfarth und Ruhe um so ernstlicher gefährden; daß diese aber hauptsächlich in unrichtigen Prinzipien, welche unsere Handlungsweise leiten, gesucht werden müssen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Ursache der kritischen Verhältnisse in gewerblicher Hinsicht, welche wir gegenwärtig erleben, nicht bloß in einem Zusammentreffen ungünstiger Umstände gesucht werden darf. Es würde nicht so verderbliche Folgen nach sich gezogen haben, wenn nicht der nachtheilige Einfluß einer gegen den Fleiß, oder die produktiven Kräfte offenbar feindlich gerichteten Tendenz der Zeit ihre Wirkung verstärkt und gesteigert hätte.

Dahin rechne ich ganz vorzüglich das Streben unserer Zeit, das, statt sich die Wertherhaltung des Realen zum Ziel zu nehmen, oder was im Grunde dasselbe ist, statt zu suchen, die Arbeit möglichst im Preise zu erhalten, ganz der des Nominalen zugewendet ist. Eine Richtung, welche durch das ergriffene System unsers Staatsschuldenwesens den ersten Anstoß bekommen zu haben scheint; eine Richtung, die wir allmälig und un-

vermerkt angenommen haben, und erst jetzt gewahr werden, wie sie mit jenem ihren Gipfel erreicht hat. Fälschlich gewohnt, den Cours der Staatspapiere für den Barometer des Wohlstandes einer Nation zu halten, ist jetzt das allgemeine Streben, alles Mühen und Sinnen thörichter Weise fast nur darauf gerichtet, diese hinaufzutreiben, was man selbst mit großen Aufopferungen zu erreichen sucht. Statt es auf den Wohlstand selbst zu richten, und zu trachten, diesen zu heben, richten wir es auf die Zeichen desselben, und gleichen darin jenem Tölpel, welcher in seiner Einfalt die Wetterfahne umstellte, nach der er seinen Herrn hatte sehnsüchtig, die gewünschte Veränderung ihrer Richtung erwartend, ausblicken sehen.

Die Idee des sinkenden Fonds — dieser kühne, jedoch mehr glänzende, als absolut haltbare Gedanke Pitts, welcher ihm zwar durch Befestigung des Kredits die Mittel verschaffte, seine höheren Zwecke zu erreichen, womit er aber im Grunde doch seine Zeitgenossen gewissermaßen hinter das Licht geführt hat, — scheint es hauptsächlich zu seyn, was den herrschenden Ansichten diese einseitige Richtung gegeben, und sie verdient aus diesem Grunde wohl eine schärfere Beleuchtung. Diese Idee, welche zwar in der Theorie, und nach ihren Berechnungen sehr richtig ist, in der Anwendung aber, wie es in ähnlichen Fällen oft geht, den unberech-

neten Zufälligkeiten der Wirklichkeit unterworfen bleibt, ist so zur herrschenden Lieblingsansicht geworden, der Blick der Zeitgenossen haftet so ausschließlich darauf, wie auf einen Lichtpunkt, daß darüber höchst wichtige Nebenumstände ganz übersehen werden.

Es ist, wie die Erfahrung lehrt, im Leben öfters der Fall, daß die blendende Idee eines eminenten Kopfes einen so beherrschenden Einfluß auf die Menge übt, daß sie der Art zu sehn eine allgemeine einseitige Richtung giebt. Es dauert oft lange, ehe man, durch Erfahrung gewitzigt, das Irrige oder Einseitige, was darin liegen kann, gewahr wird und von dem Glänzenden scheiden lernt, und dies um so mehr, als sie einem überlegnern, prädominirenden Kopfe ihren Ursprung verdankt. So auch scheint es mir sich in gewisser Hinsicht mit der Idee zu verhalten, in dem Anschwellen von Zinsen und Zinses-Zinsen eines dazu ausgesetzten Grundstocks, und somit in den Zinsen der Stsatsschuld selbst das Mittel zu finden, jene allmälig abzuwälzen und am Ende ganz zu tilgen, wobei nur der wichtige Umstand außer Acht gelassen wird, daß die zu diesem Zweck überwiesenen, oder angekauften Staatsschulden kein wirkliches, sondern im Gegentheil ein negatives Kapital sind, und daß weder Zinsen, noch Zinses-

Zinsen aus ihm selbst hervorgehn, sondern vom Volke aufgebracht werden müssen.

Der vermeinten Leichtigkeit der Abtragung, wozu diese Ansicht verführte, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß man im Allgemeinen zu schnell zu Werke geschritten ist, um für den Staat Schulden zu contrahiren. Aber nicht genug, es kommt noch hinzu, daß sie verleitet, es in den Bedingungen eben so leicht zu nehmen, und um die Bedürfnisse nur durch freiwillige Anleihen herbeischaffen zu können, Zinsen zu bewilligen, welche nicht nur an und für sich selbst schwere Verpflichtungen auflegen, sondern auch durch den hohen Zinsfuß, den sie einführen, höchst nachtheilig auf die kränkelnde Industrie zurückwirken. Man berechnet, daß sich ein Kapital um so schneller abträgt, je höher der Zinsfuß ist, und weil man sich dadurch täuscht, so steht man um so weniger an, höhere Zinsen zu bewilligen, und wir sehen daher Staaten jetzt Gelder zu den lästigsten Bedingungen aufnehmen.

Das Uebelste aber bei der beabsichtigten Art des Abtrages der Staatsschuld ist, daß die drückende Last nunmehr fast ganz auf die Arbeit fällt und von ihr getragen werden muß, wo denn die verderblichste Wirkung nicht ausbleiben kann. Man

muß, um dieses einzusehn, sich klar machen, daß Staatsschulden ein verzehrtes Kapital sind, das nicht mehr da ist, welches zu ihrem Abtrage aber neu geschaffen werden muß. Der Natur der Sache gemäß ruhen sie auf dem Besitz, denn im Grunde ist die Staatsschuld eine gemeinschaftliche Schuld, wovon jedem Einzelnem in dem Verhältnisse seines Antheils am allgemeinen Vermögen ein gleichmäßiger Theil zufällt. Man ist zwar im gemeinen Leben nicht gewohnt, sich sein Vermögen auf diese Weise zu berechnen; im Grunde ist aber zum Beispiel ein Engländer, welcher Vier Tausend Pfund besitzt, in der That nicht einmal Drei Tausend Pfund reich, da man rechnet, daß die Englische Staatsschuld die ungeheure Höhe erreicht hat, daß sie mehr als den vierten Theil des ganzen National-Vermögens beträgt. Die natürlichste Art die Staatsschulden zu tilgen und damit diese große Last abzuwälzen, würde daher eine allgemeine Ausgleichung seyn, nach welcher jeder Einzelne seinen ihm zufallenden Antheil derselben übernehmen müßte, wenn dieses nicht, wenigstens in seiner vollen Ausdehnung, aus andern Gründen unausführbar wäre. Aber man will dieses selbst nicht einmal theilweise, wie in England unlängst der Vorschlag gemacht ist. An den Besitz ist die Macht gebunden. Im neuern Staatenleben hat nur der

Besitzende Stimme, und ohne Einfluß ist, wer nur seine fleißigen Arme hat. Das Interesse des Besitzes überwiegt daher, und dieses besteht darin, ihn sich unverkürzt zu erhalten. Daher kommt es, daß die Last fast ganz dem Fleiße aufgebürdet wird, welchem es nun obliegen soll, die verzehrten Kapitale allmälig wieder neu zu erschaffen.

Dieses forcirte, gewaltsame Schaffen von Kapitalien in einem dazu sehr ungeeigneten, ohnehin geschwächten Zeitpunkte, wo nach fast dreißigjährigen fressenden Kriegen in dem Wohlstande der Einzelnen noch so manche alte Wunde zu heilen ist, ist es hauptsächlich, was neben der aufzubringenden Zinsenlast der Schulden und der Unterhaltung unverhältnißmäßig großer Heere auf die Indüstrie so lähmend drückt. Könnte man durchsehn, mit wie vielfacher Vernichtung von Seiten der Privaten, die Ansammlung von Kapital auf der des Allgemeinen manchmal erkauft ist, unsere Finanzmänner würden erschrecken und das Trügerische einsehn, das in der Idee des sinkenden Fonds liegt, wenn er ohne Berücksichtigung der bedingenden Verhältnisse kurzsichtig bloß als für sich bestehend betrachtet wird.

Weil aber nach dem einmal angenommenen Finanzsysteme die Wiedererschaffung von verbrauchten Kapitalen dem menschlichen Fleiße, diesem Schöpfer des Reichthums aufgelegt wird, so hätte

nach wiedererlangtem Frieden unser Streben um so mehr auf das Reale, auf die Arbeit, als die Urquelle gerichtet seyn sollen. Vor Allem hätten sich die Staatsverwaltungen die Wiederbelebung des Erwerbs zum Ziel nehmen sollen, um in den Einzelnen den Wohlstand des Ganzen wieder herzustellen. Denn, wenn der Einzelne wieder bei Kräften ist, so ist es auch der Staat, und die Abtragung der Schulden würde sich von selbst finden, denn der wahre Tilgungsfonds liegt, was nicht zu übersehen ist, in den rüstigen, schaffenden Armen des Volks. Hätten die Staaten die Anstrengungen, welche sie aufgewendet haben, den Preis der Staatspapiere aufrecht zu halten, die großen Opfer, welche sie dem Kredit gebracht, darauf gerichtet, die Produkte der Arbeit im Werth zu erhalten und so auf den Wohlstand einzuwirken, wie in einer ähnlichen Lage Friedrich der Große die Wiederherstellung desselben seine erste Sorge seyn ließ; man würde Bedeutendes haben ausrichten können, während unsere übertriebene Sorge für den Kredit und die Staatsgläubiger nur dazu dient, eine Schmarotzerpflanze, die sich auf unsere Kosten nährt, zu mästen und zur großen Gefahr der Staaten mächtig zu machen, ungeheure Reichthümer den Schweiß des Volks in die Hände eines Stammes zu bringen, der überall von der Noth Nutzen zu ziehen weiß, mit andern

Worten vom Wucher lebt und jetzt in der Stelle derjenigen, welche den längst verschmerzten Verlust selbst getragen, die zu spät kommende Entschädigung entgegen nimmt — und zuletzt, was das Wichtigste ist, gefährlicherweise das Uebergewicht, welches der Besitz nach unsern gesellschaftlichen Verhältnissen ohnehin schon so sehr hat, zum Nachtheil der dienstbar gewordenen produktiven Kräfte gewaltsam noch mehr zu erhöhen und dadurch das erhaltende innere Gleichgewicht der entgegenstrebenden Kräfte im Staate immer mehr und mehr aufzuheben.

Dem Untergange zu begegnen, dem man auf dem betretenen Wege des Systems freiwilliger Anleihen zueilt, einen Abgrund zu schließen, welchen es geöffnet hat und welcher — da zur Dekkung der Zinsen die Staatsschulden zum Theil durch neue Anleihen haben vermehrt müssen, welche sich dadurch reißender aufwälzen, als ein sinkender Fonds sie abzuwenden vermöchte — immer mehr um sich greifend die Grundlagen des Gebäudes der Staaten unterwühlt und alle Wohlfarth zu verschlingen droht, wird man noch zu einem äußersten Mittel greifen müssen, so sehr man sich aus großer Zartheit gegen die Kapitalisten auch noch dagegen sträubt, und so wenig es auch ein einzelner Staat abgesondert für sich thun kann. Ich glaube kaum, daß man wird umhin können,

um den Sturz aufzuhalten, dazu zu schreiten, die Zinsen der Staatsschulden zwangsweise herabzusetzen, und in die Stelle freiwilliger Anleihen zu gezwungenen wieder seine Zuflucht zu nehmen. Da der Grundsatz, daß es der Staatsgewalt zustehe, nicht nur Gesetze zu geben, welche ein natürliches Recht aussprechen, sondern auch solchen Anordnungen Gesetzeskraft zu verleihen, welche ihm entgegenstehn, wenn das Wohl des Ganzen sie zu heischen scheint, mehr und mehr Bürgerrecht gewinnt, so ist man schon auf gutem Wege dahin. Und da man es z. B. bei dem Konscriptionssystem in der Stelle freiwilliger Anwerbung, mit dem strengsten Recht so genau nicht nimmt und bloß, um den Staat der Kosten einer angemessenen Entschädigung für die geleisteten Dienste zu überheben, einen durchs blinde Loos ausgeschiedenen Theil ihrer Mitglieder den übrigen zum Opfer bringt, so ist im Grunde auch nicht einzusehn, warum man bei einem so viel geringern Gute als das Leben ist, zarter und gewissenhafter seyn wollte, hier wo im Gegentheil das Wohl des Ganzen weniger geopfert wird.

Eine allgemeine Ursache drückt ferner auf die Indüstrie, und das ist die herrschende Tendenz zur Wohlfeilheit. Gleich als wenn nur in ihr das Heil für die Gesellschaft zu finden wäre, ist

darauf all unser Streben und Trachten gerichtet. Eine gefährliche Neigung einer Zeit, die nur aus dem Grunde sich ihrer nicht bewußt ist, weil sie ganz in dieser Idee befangen ist, auf die aber nicht aufmerksam genug gemacht werden kann, um die versteckte Ursache, welche einen so nachtheiligen Einfluß auf die Industie ausübt, ans Licht zu ziehen, damit ihm entgegen gewirkt werden könne. Das Streben, verderblicherweise die Konkurrenz bis zur Uebertreibung zu vermehren, wovon die üblen Folgen nicht wohl ausbleiben können, hat darin seinen Ursprung.

Es ist eine so gäng uud gäbe Meinung, Wohlfeilheit unbedingt für eine Wohlthat und folglich für ein zu erstrebendes Ziel zu halten, sie scheiut nach der gewöhnlichen Ansicht eine so ausgemachte selbst verstandene Wahrheit, daß es oft kaum für möglich gehalten wird, daß man sie ernstlich in Zweifel ziehen könne. Wenn Vorschläge zu dem Zwecke gemacht werden, die einheimische Industrie vor der ausländischen zu begünstigen, diese mit Auflagen zu belasten, so ist gemeiniglich der erste Einwand der, daß gerade die entgegengesetzte Maßregel das Mittel sei, wohlfeile Preise zu erzwingen, und man glaubt damit siegend einen schlagenden Beweis geliefert zu haben; so fest ist dieses Vorurtheil eingewurzelt. Ich führe dies nur als Beispiel an, um daran auf eine überredende

Weise darzuthun, denn ich bin fern davon, damit über die Sache selbst, welche einer viel genauern Prüfung bedarf, absprechen zu wollen. Doch kann ich nicht anders, als einen Grund ganz zu verwerfen, welcher in sich selbst durchaus unhaltbar ist, und den man dessen ungeachtet bei allen Gelegenheiten wiederholen hört.

Die gegenwärtigen Zeitumstände, welche das Verderbliche einer zu großen Wohlfeilheit auf eine so nachdrückliche Weise gezeigt, möchten wohl den ersten Anstoß gegeben haben, sie in der allgemeinen Meinung ernstlich zu erschüttern und es ist zu wünschen, daß die eindringliche Lehre, welche sie uns geben, nicht mit ihnen vorübergehen und verloren seyn möge.

Die Frage, ob und in wie weit niedrige Preise wirklich ein Glück für die Gesellschaft sind, verdient daher wohl eine nähere Prüfung und gründliche Untersuchung. Um aber ausmachen zu können, in wie weit es mehr oder weniger wünschenswerth seyn könne, daß ein oder das andere Erzeugniß oder Bedürfniß billig im Preise steht — denn allerdings herrscht in dieser Hinsicht eine große Verschiedenheit unter ihnen — würde man sie einzeln der Reihe nach durchsehen müssen. Eine weitumfassende Aufgabe, die Stoff genug geben würde, um Bücher damit zu füllen. Es kann die Meinung nicht seyn, darauf eingehn zu wollen, und

ich beschränke mich daher auf die: ob im Allgemeinen niedrige Preise der ersten Lebensbedürfnisse, der Nahrungsmittel, durchaus für eine Wohlthat zu halten sind?

Es ist zu einleuchtend für Jeden, daß es vortheilhafter ist zu niedrigem Preise als zu höhern zu kaufen, als daß ihm Zweifel daran entstehen könnten, und aus dem Gesichtspunkte des Konsumenten betrachtet, müssen niedrige Preise durchaus als wünschenswerth erscheinen. Diese Ansicht ist die vorherrschende geworden, und hat es nur aus dem Grunde werden können, weil bei denjenigen, welche den meisten Einfluß in der Gesellschaft haben, namentlich bei Allen, welche als Beamte an der Lenkung der Staatsmaschine Antheil nehmen, und die, so weit sie Producenten sind, für ihre Dienste eine feste Besoldung genießen, nebst der Klasse der Kapitalisten — das Interesse des Konsumenten vorwiegt. In der Gesellschaft stehen sich aber zwei verschiedene Interessen schnurstracks entgegen, nämlich das des Konsumenten und das des Producenten. Während dem jenem niedrige Preise mehr zusagen, sind im Gegentheile diesem hohe, welche ihm seine Arbeit lohnen, vortheilhafter. Beide sind zu gleichen Ansprüchen an den Staat berechtigt. Keiner hat ein Recht zu fordern, bevorzugt zu werden. Daher ist klar, daß das allgemeine Wohl,

welches in dem der Einzelnen besteht, nur aus einer Vermittlung und Ausgleichung der entgegenstehenden Interessen hervorgehen kann, und daß demnach weder zu hohe, noch zu niedrige Preise im Interesse des Ganzen stehn.

Man braucht sich aber nur klar zu machen, daß Producenten und Konsumenten nicht zwei entgegengesetzte Parteien der Gesellschaft bilden, die ein verschiedenartiges Interesse, sondern daß, mit Ausnahme weniger Begüterten, im Leben Jeder mehr oder weniger beides in einer Person ist, nämlich Producent und Konsument zugleich, um einzusehn, daß das Interesse des Producenten überwiegt, und der Natur der Sache gemäß vorherrschen müsse. Denn die Hervorbringung muß dem Verbrauch vorausgehn. Die Ausgabe ist auf die Einnahme bedingt, und ehe man ans Ausgeben denken kann, muß man zuvor eingenommen, oder besessen haben.

Wohlfeilheit, sie habe im Allgemeinen statt, oder betreffe die Erzeugnisse einzelner Klassen der Gesellschaft, ist keinesweges für ein Glück zu halten. Da Arbeit — die Anwendung der körperlichen Kräfte zur Hervorbringung der Bedürfnisse des Lebens darunter verstanden — einmal für die Mehrzahl das Mittel zum Unterhalt ist, so kann es nicht zum Wohl des Ganzen gereichen, wenn sie niedrig im Preise steht.

Zu niedrige Preise wirken nachtheilig auf die Industrie. Theils direkt, indem sie dem Producenten die Arbeit nicht gehörig lohnen, ihm folglich seinen Verdienst schmälern und ihn außer Stand setzen, seine Bedürfnisse zu bestreiten und etwas zu erübrigen, zu welcher letztern Erwartung im Allgemeinen Jeder berechtigt ist, durch das Vermögen mittelst fleißiger Anwendung seiner Kräfte, insbesondere mit Hülfe der Theilung der Arbeit und Benutzung der Naturkräfte, über seinen Lebensbedarf hervorzubringen. Theils indirekt, denn indem sie ihn hindern Verwendungen zu machen, setzen sie ihn außer Stand, Anderen wieder Verdienst zu geben, und der Nachtheil einer Klasse fällt dadurch auf die andere zurück. Theils im Allgemeinen, indem sie eine verminderte Werthserzeugung zur Folge haben.

Wenn man die Erfahrung über den Einfluß zu Rathe zieht, den ein hoher oder niedriger Stand der Preise der Produkte der Arbeit, im Allgemeinen auf das Wohlseyn des Ganzen hat, so findet man in ihrer verschiedenen Wirkung einen wesentlichen Unterschied. Bei hohen Preisen, vermehrten Verdienst, daher vermehrten Verbrauch, dadurch lebhaftes Verkehr und steigenden Wohlstand bei vermehrtem Lebensgenuß. Umgekehrt, bei niedrigen Preisen geschmälerten Verdienst. Durch das eintretende Ersparungssystem, wozu der Ein-

zelne, als Mittel seine Ausgabe mit seiner Einnahme in Einklang zu bringen, seine Zuflucht nehmen muß, welches aber nur dazu dient, das Uebel in sich selbst zu vergrößern, verminderten Verbrauch, in dessen Folge nothwendig auch verminderte Produktion und dessen ungeachtet noch ein Ueberschuß über den Bedarf, woher bei Lähmung des Verkehrs der Schein von Ueberproduction rührt. Es scheint zwar so — und das ist ziemlich allgemein die Meinung, daß niedrige Preise im Gegentheil vermehrten Verbrauch nach sich ziehen. Das hat aber nur im besondern Falle statt, wenn ein einzelnes Erzeugniß gegen andere im Verhältnisse niedrig im Preise steht, und auch nur bei solchen Artikeln, welche kein dringendes Bedürfniß sind und daher einen ungleichen Verbrauch zulassen, hat ihn aber nicht im Allgemeineren bei überhand genommener Werthlosigkeit zur Folge.

Wohlfeile Preise, wenn sie ihm gleich für den Augenblick vortheilen, liegen selbst nicht einmal in dem Interesse des Konsumenten. Sein wahrer Vortheil heischt, daß die Gegenstände seines Bedarfs gehörig im Preise stehn. Daß aller Vortheil im Staate gegenseitig ist und nothwendig seyn muß, daß das Wohl des Einen nicht auf dem Schaden des Andern, sondern im Gegentheile auf seinem Vortheile gegründet ist, ist es, was

im gemeinen Leben leider nur zu sehr übersehen wird, und so auch hier. Direkt aber fällt dadurch zum Theil der Nachtheil zu niedriger Preise auf den Konsumenten selbst zurück, daß wenn die Hervorbringung eines Erzeugnisses aufhört lohnend zu seyn, sie die Richtung annimmt, wohlfeile, das heißt zwar wenig Geld kostende, aber weniger dauerhafte, schlechte, im Grunde also viel theurere Waare, statt möglichst preiswürdiger zu liefern, welche nur allein aus einer angemessen lohnenden Produktion hervorgehen kann. In dieser Hinsicht liegt in dem Streben nach Wohlfeilheit überhaupt etwas Zerstörendes für die Industrie. Wenn in irgend einem Zweige der Produktion jene Richtung einmal die Oberhand gewonnen hat, so trägt Alles dazu bei, sie in sich selbst zu vermehren. Die hinzutretende Noth zwingt die Einzelnen, um nur augenblicklich das arme Leben zu gewinnen, sich in Wohlfeilheit zu überbieten und die Preise immer mehr herunterzudrücken, so daß es am Ende als Gewerbe seinen Zweck gänzlich versagen muß. Für die deutsche Industrie liegt bei der dem Deutschen — der nur was den Gaumen und den Geist betrifft, Eklektiker ist — einwohnende Neigung zum Wohlfeilen, worin wir den Engländern, welche das Theuerste für das Wohlfeilste halten, so unähnlich sind, eine besonders gefährliche Klippe.

Eine fernere nachtheilige Einwirkung niedriger Preise liegt in der nicht genug beachteten Tendenz, welche ihnen beiwohnt, den reinen Gewinn mancher Produktion in die Hände Weniger zusammenzubringen und das Vermögen bei Einzelnen noch mehr anzuhäufen.

Mancher Gewerbszweig, welcher, bei zu sehr heruntergebrachten Preisen seiner Erzeugnisse, aufhört einträglich genug zu seyn, um seinen Mann zu nähren, kann bei einem Betriebe in vergrößertem Maaßstabe, bei größern, die Kräfte konzentrirenden Anlagen, wobei sich die Unkosten vertheilen und mindern, dennoch einen hinreichenden Gewinn übrig lassen, um den Unternehmer gehörig zu lohnen. Es ist dies das Prinzip, das dem Fabrikenwesen zum Grunde liegt. Es würde dem Ganzen durch die vermehrte Erzeugung und den erleichterten Verbrauch vieler, vielleicht sehr dringender Bedürfnisse nur frommen können, wenn es nicht von der andern Seite dahin führte, aus selbstständigen, unabhängigen Bürgern, die ihr Gewerbe für eigne Rechnung treiben, wenig Reiche und die übrigen zu abhängigen Tagelöhnern zu machen, welche, weil die Anwendung bloß körperlicher Kräfte eine so ausgebotene Sache ist, sich zum Theil mit einem kümmerlichen Lohne begnügen müssen.

Bis zu einem gewissen Grade kann dennoch ein

so vergrößerter Betrieb vortheilhaft für das Ganze seyn. Bei der Ungleichheit des Vermögens, die einmal existirt, verschafft er Gelegenheit zur angemessensten Anwendung dieser Kräfte in Verhältniß ihrer Verschiedenheit. Aber es liegt eine Neigung darin, auf der einmal betretenen Bahn unaufhaltsam weiter zu drängen, und diese muß, wenn gar nichts dagegen gethan, wenn sie im Gegentheil wohl gar befördert wird, zuletzt zu einem Uebermaaß führen, das nicht anders als verderblich werden kann. Es haben nämlich vergrößerte Anlagen zwar eine wohlfeilere Produktion zur Folge, sie bedürfen aber von der andern Seite für die vermehrte Erzeugung nothwendig auch eines vergrößerten Absatzes. Um diesen an sich zu ziehen, wird man sich bei ihrer Errichtung gezwungen sehn, sich des Mittels zu bedienen, den Preis des Erzeugnisses herunterzusetzen, um es andern Mitbewerbern darin zuvorzuthun, bis man später vielleicht selbst wieder durch noch größere Anlagen ausgeboten wird. So bewirken im Laufe der Zeit wechselsweise niedrige Preise vergrößerte Anlagen, und diese hinwieder Erniedrigung der Preise, und das fortschreitend, bis sie, wenn kein Einhalt gethan wird, nothwendig zuletzt ein Aeußerstes erreichen müssen. Das Uebelste bei diesem Wettkampfe aber ist, daß jede größere Anlage auf den Ruin vieler kleineren ersteht und hinarbeitet, und daß dadurch

Kräfte, welche, glücklich geleitet, segensvoll für das Ganze gewirkt haben würden, sich feindlich und zerstörend gegen einander richten.

Die Branntweinbrennereien können dazu dienen, dieses an einem Beispiele, welches vor Augen liegt, zu versinnlichen. Mit Hülfe einer zu unbeschränkten Konkurrenz ist der Preis ihres Produkts fast an allen Orten dermaßen unter die Füße gebracht, daß selbst mäßige Anlagen keinen Gewinn mehr geben, und kleine ganz zu Grunde gehen müssen. Die gewöhnliche Art der Besteurung dieses Gewerbes durch den Blasenzins, dient dazu, jene nachtheilige Wirkung nur noch zu verstärken, statt ihr entgegenzuwirken; denn indem sie ihr den rohen Ertrag als Maaßstab unterlegt, wird der reine Ertrag zum steigenden Nachtheile der kleinern Brennereien ungleich belastet. Dadurch ist es mit diesem Gewerbe, wie mit vielen andern dahin gekommen, daß ein Betrieb, welcher Wohlstand verbreiten könnte, in den meisten Gegenden nur dazu dient, wenige Reiche noch mehr zu bereichern, während die Wohlfeilheit seines Erzeugnisses seinen Verbrauchern nicht einmal zum Glück, sondern nur zu oft im Gegentheil zum Verderben gereicht.

Bei der Landwirthschaft, wenigstens was die große Wirthschaft, welche Anlage auf Kapital ist, betrifft, tritt derselbe Fall ein. Wo ihre Produkte

in zu niedrigem Preise stehen, können nur noch sehr große Güter bei der nothwendig extensivern Bewirthschaftung, weil größere Flächen die gleichbleibendere Last der Verwaltung verhältnißmäßig leichter übertragen, einen angemessenen Ueberschuß geben, und es entsteht daraus die verderbliche Tendenz zu einer vermehrten Zusammenziehung des Bodens in große Massen. Ein Land, welches im Wohlstande blühen würde, wenn es unter Viele vertheilt wäre, wird statt dessen nur mit vielen armen Tagelöhnern und wenigen Reichen bevölkert.

Diese Tendenz, den glücklichen Mittelstand, die wahre Stärke der Staaten, immer mehr und mehr zu vertilgen, welches in dem Streben nach Entwerthung der Arbeit liegt, möchte ich für die wichtigste und bedenklichste Seite desselben halten. Es scheint mir, daß es aus diesem Grunde noth thut, ihr durch positive Maaßregeln entgegenzuwirken, statt sie in ihrer Entwickelung ganz sich selbst zu überlassen und ich glaube daher vorauszusehn, daß man, um ihr einigermaßen ein Gegengewicht zu geben, noch dazu wird schreiten müssen, was auch sehr gerathen seyn möchte, fabrikenartige Betriebe nach der Größe der Anlage in steigendem Verhältnisse zu besteuern, wenn man nicht vielleicht gar als nothwendig anerkennen wird, ihnen durch verbietende Anordnungen Schranken zu setzen.

Soviel was die Wirkung von Wohlfeilheit von dieser Seite anbelangt, um zuletzt noch eine Einwendung zu berühren, welche man machen könnte. Es scheint nämlich auf den ersten Anblick gleichgültig, ob die Produkte der Arbeit allgemein hoch oder niedrig im Preise stehn, wenn ihr Verhältniß gegen einander nur dasselbe bleibt. Es ist es aber mit nichten, wegen des veränderten Verhältnisses derselben gegen den Besitz, dessen Gegenstände in gleichmäßigerm Werthe bleiben, und weniger den Veränderungen durch die Preise unterworfen sind. Die Produktion tritt dadurch im letzteren Falle zu sehr in Nachtheil gegen diesen, der in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen, durch das dem nutzbaren Eigenthum inwohnende Reproduktions-Vermögen, ohne sie schon ein zu großes Uebergewicht hat. Wenn früher eine erzwungene Dienstbarkeit durch Gewalt herbeigeführt war, so ist dafür in neuern Zeiten die Macht des Reichthums in die Stelle getreten, welcher sich die Kräfte Anderer, wenn gleich auf anderm Wege, darum doch nicht weniger dienstbar machte. Darum kann es nur frommen, wenn er dadurch ein Gegengewicht bekommt, und von seiner Macht und Einträglichkeit einbüßt, daß die Arbeit im Werth steht, und dadurch Einer oder der Andere, welcher bisher mit Hülfe desselben durch Andere lebte, gezwungen wird, selbst wieder

produktiv zu werden, so kann dies nur zum Besten der Gesellschaft gereichen.

Aber der Besitz hat selbst ein Interesse daran, daß die Arbeit im Werth erhalten werde. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es für den Begüterten für den Augenblick vortheilhafter ist, seine Bedürfnisse wohlfeiler einkaufen zu können. Aber man darf den wesentlichen großen Unterschied zwischen augenblicklichen (momentanen) und bleibenden (permanenten) Nutzen nicht aus den Augen lassen, wovon einer dem andern oft so schnurstracks entgegen steht, daß was augenblicklich vortheilhaft ist, zugleich zum wahren dauernden Nachtheile gereichen kann. Auf die Dauer sind niedrige Preise selbst dem vermögenden Theile nicht zuträglich, weil die Werthserhaltung des Eigenthums, größtentheils selbst das Produkt der Arbeit, auf die dieser letztern bedingt ist. Es ist dieses insonderheit bei Grundstücken der Fall, welche, wenn ihre Produkte im Preise sinken, am Ende nothwendig auch im Werthe fallen müssen. Eben so verhält es sich auch mit der Nutzung der Kapitale, denn Gewerblosigkeit muß ein Fallen der Zinsen nach sich ziehen, wenn nicht die Noth, oder besondere Umstände entgegenwirken, wie es jetzt der Fall ist, wo der Zinsfuß durch die Ueberverschuldung der Staaten auf einer künstlichen Höhe gehalten wird. Am Ende findet das Uebel

zu niedriger Preise darin sein Gegenmittel, und das Gleichgewicht der Verhältnisse stellt sich zwar von selbst, aber auch auf eine, dem Wohl des Ganzen weniger zuträgliche Weise, wieder her. Denn so wie ein natürliches langsames Steigen der Werthsgegenstände im Werth mit Gewinn und daher mit steigendem Wohlstande verknüpft ist, so muß hingegen ein Fallen derselben mit Verlust fürs Allgemeine verbunden seyn, das als eine widernatürliche Richtung nur durch Biegen oder Brechen statt haben kann.

Es muß einleuchten, daß unser auf Werthlosigkeit der Produkte abzielendes Streben ein durchaus verkehrtes ist. Aber es ist einmal mit unserm Ideengange, mit unserer Art zu sehen und zu denken, so innig verwebt, daß es mehr, als wir selbst wissen, unserer Handlungsweise die Richtung giebt, wovon sich die Einwirkung in so mannigfachen Erscheinungen äußert, von den Rumfordschen Suppen an bis zu den Preisen der Plätze im Schauspiel herab. Mit unserm künstlichen Herabdrücken des Preises der Arbeit haben wir in so manchem Zweige den Verdienst geschmälert, worauf die jetzt gebräuchlichen Minderversteigerungen öffentlicher Arbeiten und Lieferungen, so wie Verpachtungen auf Meistgebot — Erzeugniß einer schwerlich richtig berechneten Oekonomie, welcher der Wohlstand fleißiger Bürger, wie es scheint, fast zu we-

nig kümmert — am Ende ebenfalls hinausgehn, und welche nicht wenig dazu beitragen, die ohnehin so gespannten Verhältnisse noch straffer anzuziehen. Der Tagelohn für gewöhnliche Handarbeit, oder künstliche Anwendung bloß körperlicher Kräfte, stand in alten Zeiten in einem ungleich günstigern Verhältnisse gegen die ersten Lebensbedürfnisse, als er jetzt steht, und das in je früherer Zeit, je mehr. Es ist bekannt, daß die meisten Fabriken bei weitem den Nutzen nicht mehr abwerfen, den sie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gaben. Benzenberg hat darüber sehr interessante Beiträge geliefert. Wenn zu der Zeit Zweige, welche nicht mehr als zehn Prozent Gewinn gaben, als zu undankbar gar nicht betrieben wurden, so ist dieses jetzt beinahe das Höchste geworden, worauf im glücklichen Falle zu rechnen ist. Als die erste Anwendung von Maschienen eine Menge Arbeit, welche bisher durch Handwerker verrichtet war — in denen dazumal ein glücklicher Mittelstand in sicherm Wohlstande blühte — und ihren Verdienst an sich zog, mußte ihr Gewinn durch Ersparung der Arbeit unverhältnißmäßig groß seyn. Vermehrte Mitbewerbung brachte ihn allmälig herunter, bis wir jetzt auf dem Punkte stehen, wo eine unaufgehaltene Konkurrenz, wenn wir auf der betretenen Bahn fortschreiten, zuletzt zur Zerstörung aller Industrie

zu führen droht. Will man sich auf eine augenscheinliche Weise davon überzeugen, wohin unser Streben nach Wohlfeilheit führen muß, so denke man sich alle Industrie ganz in den Händen der Juden, denen dies Streben in erhöhetem Grade beiwohnt. Der Jude bedient sich bei seinem Schacher des Kunstgriffs, sich durch wohlfeile Preise Absatz zu erzwingen. Sein ganzes Streben ist daher, mit außer Achtlassung des innern Gehalts der Waare, nur darauf gerichtet, wohlfeil einzuhandeln, um wohlfeil wieder verkaufen zu können. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, ihr Treiben und den verderblichen Einfluß desselben auf die Industrie näher zu betrachten, dem wird es klar seyn, daß ein solches nothwendig zu ihrem gänzlichen Ruin führen müßte.

Das Ausbrechen so vieler Konkurse unter allen Klassen, in einem Maaße, wie es in ältern Zeiten gewiß nie statt gefunden hat, mit deren Anzeigen wir die öffentlichen Blätter seit einer Reihe von Jahren angefüllt sehen; die Zunahme der Zahl der Armen in allen Ländern, wogegen Armenanstalten nur elende Palliative bleiben, wenn man ihr wahres Gegenmittel, die Handarbeit im Werthe zu erhalten, verschmäht; diese sind die sehr bedenklichen Zeichen der Zeit, die uns stutzen machen und zur Einsicht bringen sollten, daß wir nicht auf dem rechten Wege sind.

Es thut noth, daß wir die eingeschlagene Bahn verlassen, und statt das einseitige Interesse des Konsumenten in der Gesellschaft ausschließlich zu begünstigen, uns im Gegentheil wieder mehr dem des Producenten, und diesem vorzugsweise zuwenden. Weil Arbeit einmal für die Mehrzahl das Mittel zum Lebensunterhalt ist, so liegt so viel daran, daß sie diesem Zweck auch entspreche und lohnend sey, und darum sollte darauf unser Hauptaugenmerk gerichtet seyn. Nicht durch niedrige Preise soll man dem Einzelnen eine Anschaffung, oder die Verschaffung eines Genusses wollen möglich machen, es ist der ganz verkehrte Weg, sondern dadurch, daß man ihm Verdienst sichert, seine Arbeit lohnend zu machen sucht, nnd ihm so die Mittel in Händen giebt, sie sich zu erwerben und ihn in den Stand setzt, auch den höhern Preis für eine Sache zu zahlen, der Andern die Verfertigung lohnt. Ungleich mehr liegt aber daran, daß der Producent für seine Arbeit einen angemessenen Lohn finde, als daß der Verbraucher, wie es bei niedrigerm Preise der Fall ist, für die gleiche Ausgabe etwas mehr an Erzeugnissen erhalte, was im Grunde keinen glücklich macht. Das Mehr, was der Verbraucher in jenem Falle zahlen muß, ist für diesen von minderer Wichtigkeit, als sie für Jenen nothwendig haben muß. Im Grunde macht es dem Käufer wenig aus, ob

er z. B. für eine Uhr zehn oder eilf Thaler ausgiebt. Er wird für den Thaler, den er mehr zahlt und welcher einen Theil seiner festgesetzten Ausgabe ausmacht, nur eine Anschaffung weniger machen, oder, im schlimmsten Falle, wenn er ihn nicht besitzen sollte, sich gezwungen sehn, sie zu verschieben. Dagegen ist für den Verkäufer derselbe Thaler ein Objekt von Bedeutung, weil er, wenn nicht vielleicht der ganze reine Gewinn seines Gewerbes darin besteht, doch den größten Theil desselben ausmacht. Und daß wir die Ausgabe mehr oder weniger in unserer Gewalt haben, während wir mit unserer Einnahme von Andern abhängig sind, ist ein Umstand, den man dabei nicht aus den Augen lassen darf. Obendrein wetzt sich der scheinbare Nachtheil des Käufers bei allgemein höhern Preisen dadurch leicht wieder aus, daß von der andern Seite auch seine Einnahme sich dadurch vergrößert.

Es ist daher klar, daß das Interesse des Producenten in der gesellschaftlichen Verbindung das vorherrschende ist, zumal in unserem nördlichen Klima, wo der Mensch seine dringenden Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Feurung dem undankbaren Boden so mühsam abzwingen muß. Es sollte schon aus diesen Gründen das bevorzugte und mehrste begünstigste seyn. Man übersieht

aber zu sehr, daß die Existenz des bei weitem größern, des schwächern und des heranwachsenden Theils des Menschengeschlechts, der Frauen und der Kinder, von denjenigen abhängt, welche die Bedürfnisse des Lebens durch die Anwendung ihrer Kräfte hervorbringen sollen; mit andern Worten: daß die Producenten Familienväter sind. Man übersieht, wie viel aus diesem einzigen Grunde daran liegt, daß ihre Arbeit, das Mittel, wodurch sie den Ihrigen den Lebensunterhalt verschaffen, einträglich sey, und daß sie darum berechtigt sind, vorzugsweise auf Beschirmung Anspruch zu machen. Es ist keinesweges für ein Glück zu halten, wenn diese sich, durch Umstände gedrängt, ihren rechtmäßigen Gewinn über Gebühr schmälern müssen. Wenn der Jude, dem es, weil ihm überhaupt höheres Leben fremd, nur um die kümmerliche Fristung eines elenden Daseyns zu thun ist, sich mit einem sehr geringen Vortheil begnügt, und sich damit begnügen kann, weil ihn die Sorge um die Seinigen wenig beschwert, indem er seine verwahrloseten Kinder halb erwachsen in die Welt sendet, unbekümmert ob sie dem Wohle des Staats angemessen ausgebildet werden — sich und Andern den gerechten Verdienst herabsetzt und seine edleren Mitbewerber zwingt, um es ihm gleich thun zu können, zu seiner niedrigen Stufe

herabzusteigen; so kann das wahrlich nicht zum Wohle der Gesellschaft gereichen.

Nur allein auf dem Wege, daß wir den produktiven Kräften der Gesellschaft den besondern Schirm und Schutz angedeihen lassen, dürfen wir uns Hoffnung machen, den verlornen gesicherten Wohlstand wieder zu gewinnen. Wir müssen durchaus zu der Ueberzeugung kommen, daß Konkurrenz im Uebermaaße auch nachtheilig werden kann, und ihr da, wo sie schädlich werden kann, Schranken setzen.

Statt daß Staaten, wie Individuen, jetzt in Wohlfeilheit mit einander wetteifern, sich darin überbieten, ja bekriegen und sich im Wettkampfe aufreiben, war die Richtung unserer Vorfahren eine ganz andere. Offenbar ging mit ihren Zünften, Innungen und ähnlichen, die Produktion schirmenden Einrichtungen, ihr Streben ganz darauf hin, dem Arbeitenden ein lohnendes Brod und eine dauernde Lage zu sichern, und unstreitig möchte dies der richtigere Gesichtspunkt seyn, zu dem auch wir zurückkehren müssen.

Ein fester, in sich begründeter, dauerhafter Wohlstand, wie er beim Ausbruch des Revolutionskrieges über ganz Europa verbreitet war, die vieljährige Frucht des langsam schaffenden, unbeeinträchtigten Fleißes, verdankte sein Entstehen

haupt-

hauptsächlich diesen alten wohlthätigen Einrichtungen, die nur zum Zweck hatten, den Fleiß zu schirmen. Es mag seyn, daß löbliche Gewohnheiten mit der Zeit ausarteten und sich zu Mißbräuchen und Monopolen umgestalteten, daß damals — zur Zeit eines fest begründeten Wohlstandes — vermehrte Konkurrenz, als ein Gegenmittel gegen übertriebene Preise mancher Produkte nothwendig werden konnte; in ihrem Grundprinzip: durch Verein zu Gesellschaftungen die Produkte auf einem lohnenden Standpunkt zu erhalten und eine zerstörende Konkurrenz, besonders durch schlechte wohlfeile Waare abzuwehren, bleiben sie gewiß immer richtig, wenn sie auch, wie man gern zugeben mag, in ihrer Ausartung der Reform bedürfen können. Gewiß aber ist, daß unsere jetzigen Verhältnisse ganz andere, und gar nicht mehr der Art sind, um dasselbe Gegenmittel zu fordern. Wir sind nicht mehr in der glücklichen Lage, wo unbeschränkte Mitbewerbung nur frommen könnte.

Der Gesichtspunkt, den man gemeiniglich für möglichst unbehinderte Konkurrenz aufstellt, und das, was man als Grund dafür anführt, ist: daß Jeder ein natürliches Interesse habe, seine Erzeugnisse im Werth zu halten und möglichst hoch auszubringen, daß es demnach nur von der andern Seite eines Gegengewichts bedürfe, daß

er sie nicht übertreibe. Bis zum Ekel hat man wiederholt: es bedürfe nur, daß Jeder ungehemmt sei, sein individuelles Wohl befördern zu können, um das allgemeine Beste, das in dem individuellen rechtmäßigen Besten bestehe, zu sichern, und hat zumal geglaubt, damit unwiderleglich das Wohlthätige gänzlicher Gewerbefreiheit darzuthun. Aber es wird dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß man in der Lage sei, es wahrnehmen zu können, und ein sehr wichtiger Umstand wird in die Berechnung gar nicht mit aufgenommen, nämlich die Noth, welche den Arbeiter nicht nur hindern kann, seinen Vortheil wahrzunehmen, sondern ihn im Gegentheil nur zu oft zwingt, zur augenblicklichen Abwehrung derselben, sein wahres Beste zum Opfer zu bringen. So mancher wird durch sie gezwungen, um nur etwas zu verdienen und die dringendsten Bedürfnisse für sich und die Seinigen bestreiten zu können, mit Schaden zu arbeiten, und eine Bahn zu wandeln, die, wie er gleichwohl selbst recht gut einsieht, geradezu zum Verderben führt. Aber nicht genug, daß sie ihn zwingt, sich selbst im Lichte zu stehen, er schadet auch Andern, und so kann es, wenn sie in einen allgemeinen Nothstand übergeht, dahin kommen, daß, um nur etwas zu gewinnen, Einer dem Andern in Wohlfeilheit überbietet, und sie am Ende sich gegenseitig verderben.

Der Umstand, daß die erhaltenden Kräfte des Staats eine solche sich selbst zerstörende Richtung bekommen können, ist ein überaus wichtiger Punkt, welcher in unsern Zeiten ganz besondere Berücksichtigung verdient. So gewiß ist es, daß man kaum ein zweckmäßigeres Mittel wählen konnte, um augenblicklich wohlfeile Preise zu erzwingen, als Herbeiführung eines Nothstandes — ich sage ausdrücklich augenblicklich wohlfeile Preise, nicht auf die Dauer billige Preise, denn diese erzielt man durch ganz entgegengesetzte Mittel — aber eben so gewiß ist es auch, daß es dringend nothwendig ist, einem so verderblichen Elemente entgegenzuwirken. Es bedarf, damit sich die Kräfte, welche wohlgerichtet segenreich gewirkt haben würden, sich nicht in verkehrter Richtung feindlich bekämpfen, einer sichernden Ordnung in der Vertheilung der Arbeit. Sie kann sehr wohl mit den Forderungen einer vernünftigen Freiheit bestehen, welche man nicht mit Ungebundenheit verwechseln darf, und steht nicht mit ihr im Widerspruche. Möge Jeder in dem Fache, das ihm von der gemeinsamen Geschäftigkeit zu Theil geworden ist, möglichst unbehindert seyn, sein Bestes auf rechtmäßigem Wege wahrzunehmen, so weit es ohne Benachtheiligung Anderer geschehen kann; aber mögen ihm, damit er nicht störend in den Kreis der Thätigkeit Anderer eingreifen kann, gesetzliche

Schranken da gesetzt werden, wo weder das Erforderniß besonderer Geschicklichkeiten oder Kenntnisse, noch das von Kapital, oder natürliche Verhältnisse hinreichen, um ein Eindringen oder zu große Konkurrenz gehörig abzuhalten.

Solche Schranken stellen sich nicht immer von selbst auf, und ein positives Eingreifen durch die Gesetzgebung ist daher in vielen Fällen unentbehrlich zur Herstellung einer sichernden Ordnung in der Gesellschaft, die, indem sie den Einzelnen auf den Platz, den er einnimmt, vor Störungen sicher stellt, ihm hinwieder da Schranken anweiset, wo er störend in den Thätigkeitskreis Anderer eingreifen könnte. Gesetzes Kraft muß da künstlich Schranken aufstellen, wo die natürlichen fehlen. Es kann nicht taugen, wenn dem Vortheil ganz entgegen, welcher aus der möglichsten Theilung der Arbeit für die Gesellschaft erwächst *), der Fabrikant

---

*) Um die wichtige Frage zu entscheiden: ob gänzliche Gewerbefreiheit einem, von Mißbräuchen gesonderten, Zunftwesen vorzuziehen sei, scheint es mir nothwendig, zuvor auszumachen, ob man die, für die menschliche Gesellschaft als höchst vortheilhaft erkannte und daher wünschenswerthe möglichste Theilung der Arbeit am sichersten erreicht, durch gänzlich freie, sich selbst überlassene Entwicklung, oder ob es vortheilhafter, ja nothwendig seyn könne, diese Scheidung künstlich durch Zwang zu bewirken, oder zu

z. B. gleich den Kleinhändler macht, wie das in neuern Zeiten wohl geschieht, und den Erwerb dieses an sich zieht, und so für einen augenblicklichen Nutzen sich selbst den großen Vortheil raubt, sich mit dem Vertrieb seiner Waaren im Kleinen nicht befassen zu dürfen. Dieses Ueberschreiten der Schranken zwischen den verschiedenen Gewerben hat sehr zugenommen, wovon noch als ein Beispiel anzuführen ist, der vermehrte Gemüsebau in der Nähe großer Städte, durch die Bürger selbst

---

befördern? Ich gestehe, daß ich dazu nach meinen Beobachtungen jene sich selbst überlassene Freiheit nicht für ausreichend halten kann, und ich bekenne mich zu der Meinung, daß gesetzliche Anordnungen in vielen Fällen unerläßlich sind, wobei jedoch vorauszusetzen ist, daß sie mit vollkommener Kenntniß ihres Gegenstandes gemacht werden. Es bedarf aber aus demselben Grunde eines Einschreitens durch die Gesetzgebung, weshalb wir überhaupt organische Gesetze nöthig haben, nämlich, um eine festgesetzte Ordnung in der Gesellschaft aufzustellen und da Schranken gegen überschreitende Willkühr zu ziehen, wo die natürlichen fehlen. Man hat gefühlt, daß man mit einer unbeschränkten Freiheit nicht ausreiche, hat aber geglaubt, mit Hülfe der Patente, da einwirken zu können, wo man Einschreiten nöthig finden würde. Aber besser ist es, natürliche Grenzen zu setzen, als daß man es der Willkühr anheimgiebt, sie zu ziehen; und eine natürliche Bestimmung, wie die bei den Zünften zum Grunde gelegte, daß nur

betrieben, wo in alten Zeiten der Handwerker sich nicht damit zu befassen pflegte, und es für besser hielt, seinem Gewerbe seine Zeit ausschließlich zu widmen. Man hat es immer für ein Haupthinderniß zum Fortschreiten im Kunstfleiß gehalten, daß die Handwerker in kleinen Städten bei uns zugleich den Ackerbauer machen, denn um in einem Fache etwas Rechtes zu seyn, muß man sich auf Eines ganz und ausschließlich legen. Ob jenes aber für einen Fortschritt gehalten werden kann,

---

durch eine festgesetzte, durchgemachte Lehrzeit, die Erlaubniß zur Ausübung des erlernten Gewerbes gewonnen werden kann, möchte doch solchen, der Willkühr unterworfenen Maaßregeln weit vorzuziehen seyn, geschweige daß die Patents-Ertheilung, zugleich als Besteurungsmittel benutzt, Finanzoperation und gefährlich wird, durch den Mißbrauch, dem sie ausgesetzt ist. Nur aber dann kann sich Einer der Erlernung eines Faches so mit ganzer Seele und allen Kräften weihen, als erforderlich ist, um zum Wohl der Gesellschaft selbst dereinst etwas darin zu leisten und sich diesem Fache ganz und ausschließlich widmen, wenn ihm die Sicherheit gegeben ist, sein Geschäft sein Leben lang als Broderwerb treiben zu können, und sein Brod damit zu gewinnen, wenn er es nicht durch eigene Schuld verlustig geht. Und gerade darin besteht das Wesentliche des Zunftwesens, und solche Gewähr können nur schirmende Einrichtungen dieser Art geben, die übrigens nicht nothwendig in Mißbrauch ausarten müssen.

mag Jedes eigner Beurtheilung überlassen bleiben. Solche regelnde und den Fleiß zugleich schirmende Schranken können dem Ganzen nur frommen, und es ist mir unmöglich, dem Grundsatze zu huldigen, welcher dem berüchtigten, aber sehr mißverstandenen: laissez nous faire, welches offenbar nur gegen Eingriffe der Regierung in die Freiheit des Verkehrs, und gegen ein gefürchtetes unverständiges Einmischen derselben gerichtet war, untergelegt wird, und ein: Gehen lassen, wie es gehen will, als souveraine Weisheit verehren. Man muß in einem Lande gelebt haben, wo dieses als Verwaltungs-Grundsatz angenommen ist, um zu wissen, wie sehr der Einzelne und das Ganze darunter leidet, und wie schmerzlich dann die Wohlthat eines gemeinsamen Zusammenwirkens zu gemeinnützigem Zweck entbehrt wird. Ganz insbesondere sehe ich mich gezwungen, eine Beschränkung der Konkurrenz, durch gesetzliche Bestimmungen da, wo sie schädlich werden kann, für eins der dringendsten Bedürfnisse zu halten. Und was ist am Ende für ein größeres Glück zu schätzen, ein gesichertes ruhiges Daseyn, oder der Genuß niedrigerer Preise? Amerika mit seiner unbeschränkten Freiheit der Gewerbe, wo der Einzelne sich bald in dieses, bald in jenes Fach wirft, und weil er keine Gewähr hat in dem seinigen nicht ausgeboten zu werden, sich keinem ganz und

für immer widmet, daher in keinem was Rechtes ist und leistet, weil er nicht gehörig sich darauf vorbereitet und dazu angelernt hat, möchte um so weniger als Muster und als Gegenbeweis angeführt werden dürfen, da bekannt ist, daß außerdem, daß der Preis der Handarbeit dort in einem für die Bewohner sehr günstigen Verhältnisse steht, dieses Land, das wenig Kriegslasten getragen, wenig Staatsschulden und wenig Abgaben hat, unter dem Druck der Zeit so sehr leidet, wie nur irgend ein anderes. Eine Unzahl ausgebrochener und noch stets ausbrechender Bankerotte möchte keinesweges für einen gesicherten Wohlstand sprechen, noch weniger für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zeugen.

Jener stille Wohlstand, den wir jetzt so schmerzlich vermissen, aber kann und wird nur aus einem, durch gesetzliche Ordnung vor feindlichen Störungen gesicherten, ruhigen Daseyn hervorgehen und aufblühen, an dessen Stelle dieses unruhige Treiben und Jagen, dieses ängstliche Ringen um die Lebensfristung, als eine natürliche Folge des von uns eingeschlagenen Weges getreten ist, während die Güter, die wir auf ihm erlangen wollen, doch wahrlich den Preis nicht werth sind, den wir ihnen zum Opfer bringen.

Feindlich gerichtet gegen den Fleiß, wie die Stimmung einmal ist, hat sich darüber die ländliche Produktion ganz insbesondere zu beklagen. Die geringe Beherzigung, die das landwirthschaftliche Interesse im Allgemeinen findet, ist ein sehr betrübender Umstand für uns.

Wenn ein Humbold in seinen Untersuchungen über jenes goldreiche Land die Abhandlung über den Ackerbau mit den Worten schließt: „wir haben hier den wahren Reichthum in Mexiko untersucht, denn die Produkte des Bodens sind die einzige Basis eines dauerhaften Wohlstandes," so fühlt sich ein Jeder durch die Wahrheit getroffen, und ist überzeugt, daß gerade er vorzugsweise Ansprüche auf den Schirm des Staats habe. In der Anwendung aber handelt man nur zu oft, als sei das Gegentheil das Richtige. Jedermann hat die Ueberzeugung, daß der wahre und unveräußerliche Reichthum eines Volkes im Grund und Boden bestehe, daß die Bearbeitung desselben das wichtigste Gewerbe im Staate sei. Kommt es aber darauf an, etwas dafür zu thun, handelt es sich um das Interesse desselben, so findet es, trotz der Anerkennung jenes Grundsatzes im Allgemeinen, wenig Unterstützung. Ist ein Mangel an Subsistenzmitteln zu befürchten, so sehen wir die Regierungen augenblicklich bereit, mit schweren Kosten und mit Aufopferung bedeutender Sum-

men, deren Wiederanschaffung zum großen Theil auf den Landmann, den an die Scholle Gebundenen und daher am leichtesten zu Besteuernden, zurückfällt, für die Herbeischaffung von Vorräthen von Außen her zu sorgen. Steht aber das Wohl des Landmanns in der Waage, so findet er sehr unbereitwillige Hände zum Helfen, und er wird gemeiniglich damit abgespeiset, daß es an Mitteln fehle gegen ein so ausgebreitetes Uebel, als sein Nothstand sei, zu wirken, während man, zu rechter Zeit, dem Einreißen desselben oft mit Wenigem hätte zuvorkommen können. In wie wenig Staaten ist in der jetzigen Krise, zur Abhelfung der Noth der landbauenden Klasse nur etwas geschehen. Haben wir doch einen Antrag in der Würtembergischen Kammer, zur augenblicklichen Abhülfe einige Ankäufe von Getreide von Staats wegen machen zu lassen, fast einstimmig verwerfen sehen, und doch, was für ein zweckmäßigeres Mittel konnte es geben, als dieses, um direkt und indirekt vor Mangel zu sichern, indem man ihm dadurch zuvorkommt, daß man diejenigen bei Kräften zu erhalten sucht, welche sich der Erzeugung der Lebensbedürfnisse widmen.

Gleich aber, als wenn die alte Animosität, welche den Städter dem Landmanne feindlich gegenüberstellt, jene Ueberzeugung nicht aufkommen lasse, nimmt sie fast eine offensive Richtung an,

sobald sein Interesse mit einem andern, zumal dem manufakturirenden in Kollision zu kommen scheint, und nur zu oft muß es dann, zumal dem letztern, weichen, trotz dem, daß in Hinsicht auf Wichtigkeit und Bedeutung, die Verarbeitung sich nicht von fern mit der Produktion der rohen Stoffe messen kann. Und doch steht Agrikultur- und Manufaktur-Interesse keinesweges im schroffen, schneidenden Gegensatze mit einander, daß es bedürfte, daß eins dem andern geopfert werde. Es ist im Gegentheil der Natur der Sache gemäß ein so durchaus gegenseitiges, und den Vortheil der einen Klasse ist dermaßen auf den der andern bedingt, daß wenn im Gesellschafts-Verbande der eine Theil leidet, der Nachtheil unausbleiblich auf den andern zurückfällt.

Weil der Wohlstand des Ganzen hauptsächlich auf dem der ackerbauenden Klasse beruht, nothwendig beruhen muß, weil sie die überwiegende Mehrzahl in der Gesellschaft ausmacht, so sollte das Interesse derselben vorzugsweise berücksichtigt werden. Wenn diesem aber die gehörige Beachtung, in dem Maaße, wie es wohl sollte, nicht immer wird, so ist das größtentheils darin zu suchen, daß der zerstreut wohnende Landbebauer, hinsichtlich der Wahrnehmung seines Interesses, durch seine Isolirung gegen die kleinere Zahl der im Mittelpunkte des Verkehrs gedrängt zusammen

wohnenden Städter im Nachtheile steht. Denn Kräfte gewinnen durch Zusammenstellung einen vervielfachten Werth, wie Zahlen durch ihr Beieinanderstehn ihre Bedeutung erhöhen, wenn gleich nicht in demselben steigenden Verhältnisse. Und da aus diesem Grunde sein Interesse bei der Staatsverwaltung, die in den Städten einmal ihren Sitz hat, schwächer vertreten ist, so sollte das für diejenigen, denen die Leitung des Ganzen anvertraut ist, ein Grund mehr seyn, es um so mehr zu Herzen zu nehmen.

An keinem Produkte des menschlichen Fleißes klebt so viel Schweiß, als an denen des Ackerbaues, während Kraftanstrengung sich fast bei keinem Gewerbszweige so schlecht bezahlt macht, als bei diesem. Welcher andere Arbeiter verrichtet wohl, bei dem niedrigsten Tagelohne, vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht, mit geringer Unterbrechung und oft selbst mit Aufopferung der nächtlichen Ruhe, so viel Arbeit, als der ländliche? Der Städter hat selten einen Begriff, zum Theil nicht einmal die Ahnung davon. Aber weil sie fast nur durch lebende Kräfte hervorgebracht werden können, indem todte dabei wenig Anwendung finden, so verdient es um so mehr die Vorsorge, daß ein solcher Fleiß auch einen angemessenen Lohn finde.

Ich will hier nur noch eine Bemerkung über

die Anwendung allgemeiner staatswirthschaftlicher Grundsätze auf unser Gewerbe einschalten, dem es eigenthümlich ist, daß bei ihm der Producent weniger den Preis für sein Erzeugniß selbst stellen kann, sondern es sich fast durchaus gefallen lassen muß, daß er ihm von Andern gesetzt werde, was wohl hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß hier die Menge des Erzeugnisses nicht mit der angewandten Mühe in genauem Verhältnisse steht, sondern größtentheils durch andere, von ihr unabhängige Umstände, als da sind Boden, Witterung u. s. w. bedingt wird. Es ist schon an und für sich selbst eine fast eben so schwere Aufgabe, allgemeine wissenschaftliche Prinzipien richtig anzuwenden, als sie aufzufinden, die noch obendrein eine höchst vollkommene Kenntniß des Gegenstandes fordert, worauf man sie anwenden will, und dies ist es, was sie im Allgemeinen schwierig und bedenklich macht. In dem Gebiete der Gewerbe aber thut man besser, so wie man in der angewandten Chemie den Aufschluß zur Erklärung ihrer Erscheinungen eher in den nähern Bestandtheilen, als in den entfernten Urstoffen zu suchen hat, sich im konkreten Falle mehr an die nähern Ursachen, als an jene allgemeinen Prinzipien zu halten, die so leicht zu Fehlschlüssen verleiten, wie es insbesondere bei unserm Gewerbe, bei der Nichtbeachtung seiner Verhältnisse, so oft

statt hat, wo sie zu den unrichtigsten Folgerungen Anlaß geben. So ist, um ein Beispiel anzuführen, der Grundsatz, daß der Anreiz hoher Preise eine vermehrte Erzeugung bewirke, wenn man, um die jetzige Wohlfeilheit zu erklären, die man von einer gewähnten Ueberproduktion herleiten will, den Satz aufstellt: die Theurung der verflossenen Jahre habe als eine Prämie auf die Produktion gewirkt, nicht richtig, wenn man ihn auf die Landwirthschaft anwendet, wo niedrige und hohe Preise oft das Gegentheil von dem bewirken, was sie nach obiger Voraussetzung bewirken sollten. Denn der gewöhnliche Landmann kommt in der Regel nicht leicht aus seiner Ruhe und seinem gewohnten Gleise, so lange er sich wohl befindet, und er findet sich daher im Allgemeinen nicht zu vermehrten Anstrengungen veranlaßt, wenn gute Preise ihm ein ruhiges Leben sichern. Er greift erst dann danach, wenn widrige Verhältnisse ihm die gewohnte Einnahme, deren er bedarf, oder die er sich vorgesteckt, schmälern, und er sucht nun das Fehlende durch vermehrten Fleiß zu erarbeiten, und so können niedrige Preise, ganz im Widerspruch, eine augenblicklich vermehrte Produktion nach sich ziehen. Aber man darf überhaupt nicht außer Acht lassen, daß die Landwirthschaft kein Gewerbe ist, das erlaubt, die Produktion nach den Umständen einzurichten und sie nach

Willkühr einzuziehen oder zu vermehren, sondern, daß, so wie der Landmann den Samen ausstreut, in völliger Ungewißheit, welches die Preise zu der Zeit seyn werden, wenn die Frucht zur Reife kommt, er in ein, auf so ferne Zukunft berechnetes Getriebe nicht eingreifen und ihm augenblicklichen Stillstand gebieten darf, aus Furcht, sich dadurch noch empfindlichern Schaden für die Folge zuzuziehen, und daß er aus diesem Grunde gezwungen ist, selbst bei den ungünstigsten Konjunkturen, seine Anstrengungen so unausgesetzt, wie in den günstigsten, fortzusetzen.

Zu den vorzüglichsten Ursachen, welche auf die Industrie lähmend drücken, sind ferner die Hemmungen des freien Verkehrs, die Neckereien und Verbote zu rechnen, wodurch man, in der wohlgemeinten Absicht, sie dadurch zu heben, dem Handel, besonders dem Austausche der Staaten mit einander Fesseln und Hemmketten anlegt. Die neuerlichen Korneinfuhr-Verbote in verschiedenen Ländern haben unserm Getreide-Verkehr einen heftigen Stoß versetzt. Ich werde mir daher erlauben, einige Worte darüber hinzuzufügen, und eine fernere Kritik der herrschenden Meinungen der Zeit, auch in dieser Hinsicht daran knüpfen.

Einfuhrverbote verdanken ihren Ursprung dem Ausschließungssystem, dieser Ausgeburt des Brod-

neides, der dem Fleiß und einer höhern Betriebsamkeit, denen er nacheifern sollte, ihren gerechten Lohn mißgönnt, und einer falschen Politik, welche statt die Kunst zu seyn, einen Staat neben dem andern in Flor zu erhalten, die eigne Wohlfahrt auf Kosten des andern zu gründen sucht. Es ist so sehr der allgemeine Götze der Zeit geworden, daß wir sogar kaum werdende Staaten ihre jugendliche Laufbahn damit beginnen sehn, als wenn alles Heil von der Einzwängung des Verkehrs, statt von dessen möglichster Beförderung, zu erwarten wäre, während in unsern Zeiten keiner mehr sollte daran zweifeln dürfen, daß der Verkehr, gleich dem Blutsumlaufe, nicht ungehemmt genug seyn könne.

Man hat England, im Gefolge des Restriktionssystems, reich und mächtig werden sehn. Man staunt seine jetzige Größe an. Ohne nun näher zu untersuchen, ob es seinen Wohlstand durch dasselbe, oder trotz desselben erlangt hat, ohne den Quellen seiner Macht und seines Reichthums schärfer nachzuspüren, schließt die Menge aus dem bloßen Beieinanderseyn beider Erscheinungen, daß eine die Ursache der andern sei, und diese folglich die Wirkung seyn müsse, und der Wahn, man dürfe, um eben dahin zu gelangen, nur dieselben Grundsätze befolgen, hat wie ein Schwindel die Gemüther ergriffen. Merkwürdig ist dabei, daß

dessen

dessen Einführung neuerlichst weniger von den Regierungen, als durch seine Vertreter vom Volke selbst ausgegangen ist, und das zu einer Zeit, wo England, das sich ganz darin verstrickt hat, sich davon loszureißen sucht, und Vorbereitungen macht, sich aus den Schlingen desselben, die es gar wohl erkennt, allmälig herauszuwinden.

Irrige und unklare Ansichten des Handels sind es hauptsächlich, die der Idee der Ausschließung zum Grunde liegen, und einen beschränkten Blick zur Quelle haben, der ihn nicht in seinem ganzen Zusammenhange zu durchschauen vermag und übersieht, daß jeder Austausch, folglich auch jeder größere und kleinere Verkehr, auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruht. Daher vorzüglich diejenige, welche die Einfuhr fast als ein Uebel, als etwas betrachten läßt, das fast nur auf Kosten des Staats statt finden könne, aus welchem Grunde man sie möglichst beschränken müsse — und hingegen von der andern Seite auf die Ausfuhr einen so übertriebenen Werth legt, als wenn sie der allein glücklichmachende Absatz wäre, worauf alles Streben gerichtet seyn müsse, um ihn sich anzueignen. Als ob der Absatz innerhalb der Grenzen nicht gleich viel Werth und Bedeutung hätte, und als wenn der auswärtige die alleinige Geldquelle wäre, und nur durch Heranziehen aus der Fremde Schätze gewonnen werden könnten,

welche der schöpferische Fleiß eben so wohl im Lande selbst hervorzubringen vermag. Bei dieser Gelegenheit ist überhaupt tadelnd zu bemerken, daß man sich bei dem Worte Handel zu sehr nur den auswärtigen Verkehr zu denken pflegt, und darüber den anspruchlosern, aber ungleich wichtigern innern Verkehr zu sehr aus den Augen läßt.

In solchen trüben Ansichten hat das Schreckbild einer nachtheiligen Handelsbilanz, die Furcht, daß das Geld aus dem Lande gehe, seinen Ursprung. Was aber diese Furcht betrifft, daß ein Staat durch eine nachtheilige Bilanz ärmer werde — denn diese Idee ist mit der des Fortgehens des Geldes innig verschwistert in den Augen des großen Haufens, dem Geld für den Inbegriff alles Werthes gilt, als wenn es außer ihm keinen gäbe, so sehr, daß, so wenig der Privatmann Bedenken trägt, für eingehandelte Werthsgegenstände Geld auszugeben und dadurch nicht ärmer zu werden glaubt, so verderblich ihm die Ausgleichung in baarem Gelde erscheint, wenn von der der Staaten unter einander die Rede ist — was diese Furcht betrifft, sage ich, so sollte die einfache Wahrnehmung, daß Staaten trotz derselben aufblühen und reißend an Wohlstand zunehmen können, wovon Nordamerika das überredendste Beispiel liefert, so wie die entgegengesetzte Erfahrung genügen, um über die vermeintlichen Nachtheile

zu beruhigen. Fällt es doch Niemanden ein, dergleichen von einer gänzlichen Handelsfreiheit innerhalb der Grenzen zu fürchten, und zu glauben, daß eine Provinz nothwendig auf Kosten der andern gewinnen müsse, weil man sieht, daß sie Beiden zum Vortheil gereicht. Welchen Grund sollte man haben, um von dem auswärtigen Verkehr mehr zu fürchten, der auf demselben Grundsatze beruht, und doch, zumal in größeren Staaten, nur einen kleinen Theil des Verkehrs im Ganzen ausmacht. Ich glaube, man kann den Ungrund der Besorgniß in Einem Worte aussprechen. Man übersieht, daß jeder Mensch durch seine Arbeit mehr an Bedürfnissen hervorzubringen vermag, als er verbraucht. Daraus wird es erklärlich, daß Staaten wie Individuen an Andern abgeben können, ohne daß es geradezu auf Kosten ihres Vermögens, oder auch nur des Zuwachses zu geschehen braucht, oder mit andern Worten, ohne dadurch ärmer zu werden. Jener Nachtheil wird in den meisten Fällen sich darauf reduciren, daß zu ihrer Bestreitung etwas mehr Arbeit verrichtet werden muß.

Einfuhrverbote, in der Absicht, diesen vermeintlichen Nachtheilen entgegenzuarbeiten, zu dem Zwecke vor Verlust zu bewahren, sind daher mindestens unnöthig. Man darf es füglich den einzelnen Mitgliedern eines wohl organisirten Staats

selbst überlassen, ihre Ausgabe mit ihrer Einnahme in Einklang zu bringen, und sich damit völlig beruhigen, daß wenn bei den Einzelnen keine Abnahme des Vermögens statt findet, sie auch im Ganzen nicht, trotz einer der Ausfuhr überwiegenden Einfuhr, Platz haben kann.

Leider ist dadurch, daß der Handel so leicht zu besteuern ist, die Möglichkeit da, durch Handels-Erschwerungen und Beschränkungen, die so leicht gemißbraucht werden können, auf die Industrie einzuwirken. Das Bedürfniß der Staaten fordert einmal bedeutende Auslagen für große zu deckende Ausgaben. Sie werden da genommen, wo sie am leichtesten zu erheben sind, und man nimmt daher vorzugsweise gern seine Zuflucht zu ihm. Es heischt Zölle, und noch dazu bedeutende Zölle. Daß man sie, ein einmal unvermeidliches Uebel, mit großer Umsicht und unter sorgfältiger Berücksichtigung und Erwägung der Umstände und Verhältnisse, über die verschiedenen Artikel, welche Gegenstände des Handels sind, zu vertheilen sucht, um keinem derselben, in Verhältniß seiner Kraft zu tragen, zu viel aufzulegen, damit dem eignen Fleiße des Landes und seiner Betriebsamkeit so wenig als möglich geschadet werde, ist der Natur der Sache gemäß, und nicht mehr als recht und billig. Aber Alles, was über diese Grenze hinausgeht, ist vom Uebel, alles was irgend darauf

abzweckt, sie als Mittel zu gebrauchen, die Industrie zu gängeln und zu bevormunden, um sie statt der von der Natur ihr vorgezeichneten Bahnen gewaltsam in die Wege zu leiten, welche kurzsichtige Staatskünstler ihr vorschreiben möchten.

Um auf Korneinfuhrverbote insbesondere zurückzukommen, so verdanken diese ihr Entstehen hauptsächlich dem Vorurtheile, sich mit einem so wichtigen Lebensbedürfnisse vom Auslande unabhängig machen zu wollen, wie der gewöhnliche Ideengang ist; diesem Vorurtheile, welches gegen das Naturgesetz, das Völker wie Individuen von einander abhängig macht, geradezu verstößt, und verkennt, daß gegenseitige Abhängigkeit das Grundgesetz des geselligen Zustandes ist.

Man will sie zu diesem Zweck im Lande selbst gewinnen, die innere Produkiion erzwingen, und den Ackerbau dadurch heben, daß man seinem Erzeugnisse durch Abhaltung der auswärtigen Konkurrenz höhere Preise sichert. Man hat dabei den an sich ganz richtigen Grundsatz im Auge gehabt, daß, um eine Produktion zu ermuntern, man sie lohnend machen müsse. Man fehlt nur in der Anwendung, denn es ist ein Irrthum, wenn es gleich so ziemlich allgemeine Meinung ist, hohe Preise als das sicherste Beförderungsmittel der Industrie anzusehn.

Diese Behauptung wird auf den ersten An-

blick paradox erscheinen, und doch läßt sie sich aus der Erfahrung beweisen. Daß im einzelnen Falle hohe Preise eine augenblickliche Vermehrung der Produktion nach sich ziehen können, ist nicht zu bestreiten, aber sie reichen nicht aus, um eine dauernde zu erwirken. Manche Artikel stehen verhältnißmäßig sehr hoch im Preise, ohne daß dies zu ihrer Hervorbringung aufmunterte. Man braucht, um dies zu erläutern, nur an einheimische Apothekergewächse und an ihren beschränkten Verbrauch zu erinnern, welche aus diesem Grunde nicht wohl Gegenstand des Erwerbs werden können, indem es dafür an dem gehörigen Absatz fehlt. Ein fester, regelmäßiger Absatz aber ist das, was mit der Sicherheit, die er giebt, den Fleiß am besten schirmt, und zu fernern Anstrengungen und auf die Zukunft berechneten Anlagen ermuntert, die nur allein unter der Bedingung einer gesicherten Abnahme gemacht werden können. Es bedarf dabei nicht geradezu hoher Preise, sie können im Gegentheil mäßig seyn, wie alle Artikel, welche recht eigentlich Gegenstände des Handels sind, lehren, wenn sie nur möglichst gleichmäßige sind und einen gewissen Nutzen sichern. Darum hat der Absatz einen überwiegenderen Einfluß, als hohe Preise, auf die Bestimmung der Art der Produktion, wie die Erfahrung lehrt. Wir sehen das an zwei nahegelegenen ackerbauenden Provinzen, die sich in

ihren natürlichen Verhältnissen sehr gleichen und einen Beleg für diese Behauptung geben. So giebt bei höhern Getreidepreisen und bei niedrigern Preisen der Produkte der Viehzucht, hier insbesondere Butter, Holstein der Viehzucht das Uebergewicht, während Mecklenburg bei umgekehrten Verhältnissen sich vorzugsweise dem Ackerbau widmet, und das aus keinem andern Grunde, als weil nach ihren individuellen Verhältnissen jede für den von ihr vorgezogenen Industriezweig den sichersten Absatz hat.

Nun aber sind fester Absatz und gleichmäßige Preise nicht sicherer zu erreichen, als auf dem Wege des möglichst ungehinderten freien Austausches, und daher ist klar, daß das zweckmäßigste Beförderungsmittel der Produktion freier Handel seyn müsse. Insbesondere ist es das in Hinsicht der landwirthschaftlichen Produktion. Er hindert die Sprünge in den Getreidepreisen, welche die Ungleichheit des Ertrags der Ernten an demselben Orte zur natürlichen Folge haben müßte, indem er die gleichzeitige Verschiedenheit der Ernten in verschiedenen Gegenden dadurch aufhebt und ausgleicht, daß er sie über alle vertheilt. Diese gleichmäßigern Preise, bei dem ungleichmäßigen Ertrage der Ernte, sind aber für den Landmann ein sehr Wünschenswerthes, selbst in dem Falle, wo sie ihm nachtheilig scheinen. Denn bei

gänzlicher Mißernte würden kaum die höchsten Preise den Schaden auswetzen können, welcher durch sie einmal entstanden ist. Indem sie ihm für den Augenblick schädlich werden, nützen sie ihm aber indirekt dadurch, daß sie ihn vor der Rückwirkung des Nachtheils zu hoher Kornpreise sicher stellen.

Augenblickliche Uebel, welche aus dieser Ungleichheit der Ernten entstehn, haben zuerst die Veranlassung zu Verboten der Korn-Ein- oder Ausfuhr gegeben, indem man sie dagegen als Maaßregel zu ihrer Abhülfe in Anwendung brachte. Möchten sie hier auch ihres Zwecks nicht verfehlen, so schadeten sie von der andern Seite mehr und um so dauernder dadurch, daß sie in die Heiligkeit der Freiheit des Verkehrs verletzend eingriffen. Solche Eingriffe aber, weil sie so leicht in ein verderbliches Einmischen und Bevormunden der Industrie ausarten, wenn eine gewisse Schranke einmal übersprungen ist und dann keine Grenze mehr kennen, sind von dem Einzelnen so sehr zu fürchten, daß er aus diesem Grunde Maaßregeln zu seinen Gunsten nicht einmal wünschen soll, selbst wenn sie auch, wie die von dem Grafen von Kalkreuth in diesen Blättern für den Landmann vorgeschlagenen, noch so sehr zu vortheilen scheinen.

Muß aber ein Mittel, das durch Störung

des Verkehrs die Industrie fördern will, schon an und für sich selbst als zweckmäßig erscheinen, so sind es die Verbote der Korneinfuhr noch in mehrfacher Hinsicht.

Zuerst wird übersehn, daß ein im Verhältniß zu seinem Werthe so voluminöser Artikel, wie Getreide es ist, der so wenig Transportkosten tragen kann, daß diese auf einer längern Reise zu Lande seinen ganzen Werth zu verschlucken im Stande sind — was man sich leicht berechnen kann nach dem Mittelpreise der Landfracht, der wohl nicht unter einem Groschen für den Zentner auf die Meile kann angeschlagen werden — eigentlich nicht Gegenstand des Handels in der weitern Bedeutung des Worts seyn kann *), und es nur da wird, wo Wasserfahrt die weitere Versendung möglich macht. Es muß aus diesem Grunde eine so allgemeine Maaßregel, als es ein

---

*) Man braucht sich nur einmal den großen Unterschied des Werthes verschiedener Artikel bei gleichem Gewicht zu vergegenwärtigen, und z. B. einen Zentner Getreide, welcher 1 bis 2 Rthlr. werth ist, gegen einen Zentner Kaffee von 30 bis 50 Rthlr., rohe Wolle von 50 bis 200 Rthlr., verarbeitete von 100 bis 500 Rthlr. und darüber, Silber an 2800 Rthlr., und Gold an 40,000 Rthlr. Werth, zu halten, um sich klar zu machen, welche nur Gegenstand des Welthandels werden können.

Verbot der Korneinfuhr für ein ganzes Land ist, das in Hinsicht seiner natürlichen Verhältnisse oft aus so ganz verschiedenartigen Theilen besteht, daß während einer der Einfuhr aus dem nahgelegenen Auslande nicht entbehren kann, ein anderer zu derselben Zeit der Ausfuhr nothwendig bedarf, ohne daß ihrer Lage nach einer dem andern aushelfen könnte — als zu ausgedehnt und darum als widersinnig erscheinen. Gewissermaßen ist selbst der Seehandel mit Getreide nur ein Küstenhandel, und die Verhältnisse Englands, das wegen seiner ausgedehnten Wasserkommunikation fast ganz als Küstenland zu betrachten ist, sind in dieser Hinsicht ganz andere, wie die der übrigen europäischen Staaten, was nicht unberücksichtigt bleiben sollte, wenn man bei der Nachahmung seine Maaßregeln zum Muster nimmt.

Bei den neuern Maaßregeln ist es aber meistens nicht die Absicht, die Einfuhr gänzlich zu schließen, sondern man will sich den Ausweg offen erhalten, dem Entstehen eines Mangels bei unzureichender Ernte durch Zufuhr von außen abhelfen zu können. Daher die gewöhnliche Bestimmung, daß die Einfuhr erlaubt seyn solle, wenn die Getreidepreise eine gewisse Höhe erreicht haben. Er ist aber ein sehr wichtiger Umstand, daß die Preise gar kein richtiger Maaßstab für den wirklichen, an und für sich selbst nicht auszumit-

telnden Bedarf sind, weil, wie schon oben auseinandergesetzt ist, ein kleines Plus oder Minus sie oft ganz unverhältnißmäßig steigert, oder herunterwirft. Das gewählte Mittel ist an und für sich selbst durchaus zweckwidrig, nicht einmal zu gedenken, daß man aus einem andern Gesichtspunkte mit eben so viel Grund das Gegentheil von dem thun könnte, was wir jetzt thun, und bei niedrigen Preisen die Ausfuhr verbieten, nämlich um zu verhindern, daß die Produkte nicht zu einem Spottpreise ins Ausland verschleudert werden, und umgekehrt.

Ein für Erschwerungen der Einfuhr oft angeführter Grund, der insbesondere in England viel Gewicht in die Schale gelegt hat, ist der, daß es für einen Staat, der in der Lage ist, die Produktion stark mit Auflagen belasten zu müssen, die sie natürlicherweise vertheuert, Pflicht sei, sie vor der Konkurrenz der wohlfeilern auswärtigen in Sicherheit zu setzen, hat viel Schein für sich. Es kann einen triftigen Grund abgeben, die Einfuhr mit verhältnißmäßigen Zöllen zu belasten, nur ist es keiner, um sie zu hemmen. Man hat gesagt, der englische Landbauer werde nicht Preis halten können mit dem Landwirthe in Polen, wo das Land geringen Werth hat, und der Tagelohn so viel niedriger ist, und noch weniger mit dem des südlichen Auslands, dessen fruchtbare Lände-

reien aus Mangel an Menschen fast werthlos sind. Man bedenkt aber nicht, daß die bedeutenden Transportkosten für sich schon dem englischen Landmann einen so viel höhern Preis sichern, daß aber solch ein augenblickliches Uebel außerdem das Mittel zur Abhülfe in sich selbst trägt. Der Boden bleibt da nicht lange werthlos, wo sein Anbau einen Ueberschuß giebt, und hat er einen bestimmten Werth erlangt, so vertheuert dieser, da er doch verzinset werden soll, hinwieder den Preis seiner Erzeugnisse. Die natürliche Folge davon, wenn der Austausch ungehindert bleibt, ist in solchem Falle, daß sich die Preise auf einem mittlern Standpunkt ins Gleichgewicht setzen.

Ferner sind die natürlichen Verhältnisse, besonders in den Ländern, wo man in platter Nachahmung Englands Einfuhrverbote angenommen hat, nicht immer gehörig berücksichtigt worden. Das ist ganz insbesondere in den südlichen Staaten von Europa der Fall. Die Getreideernten sind in heißen Ländern von ungleicherm Ertrage, als in gemäßigten Gegenden. Die unabwendlichen Mißernten durch eine sengende Sonne, in dürren Jahren, sind viel zu wenig in Anschlag gebracht. Dazu kommt, daß sich das Klima nicht zu Aufbewahrung von Vorräthen eignet, welche hier schwer vor Verderben zu schützen sind. Sie können aus diesem Grunde der Zufuhren in der Zeit, zur Vor-

beugung oft schnell eintretenden Mangels, nicht entrathen. Vielleicht wird hier das erste starke Mißjahr, von Mangel begleitet, welcher das Schreckbild einer Hungersnoth vor Augen führt, hinreichen, um die voreiligen Verbote der Einfuhr, welche in fruchtbaren Jahren und in Voraussetzung derselben zu Tage gefördert sind, über den Haufen zu werfen. Man wird dann einsehn lernen, daß es oft ersprießlicher ist, sich dem Anbau der einer Gegend vorzüglich angemessenen Produkte zu widmen, und sich durch Tausch indirekt diejenigen zu gewinnen, für die sich ein anderes Klima und andere Verhältnisse mehr eignen, als sie durch Selbstproduktion erzwingen zu wollen.

Organische Gesetze dieser Art müssen aber ihre beabsichtigte Wirkung, einen bedeutenden Einfluß auf die Industrie auszuüben, schon dadurch verfehlen, daß sie nicht, wie Naturgesetze, das Ergebniß einer Nothwendigkeit, sondern das eines veränderlichen Willens sind. Sie tragen nicht jene Gewähr der Dauer in sich, denn Gesetze haben nicht mehr die Unabänderlichkeit, welche sie in alten Zeiten hatten, und man weiß, daß sie, wie sie gegeben sind, auch wieder aufgehoben werden können. Es fehlt ihnen daher die Unwandelbarkeit, welche, durch die Bürgschaft, die sie giebt, daß man die spätere Früchte auch ernten werde, nur allein auf die Zukunft berechnete Anlagen her-

vorzurufen vermag. Sie treten daher in die Reihe augenblicklicher Maaßregeln zurück, welche nicht nur ihren Zweck nicht erreichen, sondern im Gegentheil durch die Täuschungen und Neckereien, wozu sie Anlaß geben, verderblich zurückwirken. Auch das sollte man dabei nicht vergessen, daß Fleiß in dem Charakter eines Volkes liegen muß, wo man Betriebsamkeit wecken will, daß sie aber nicht im Stande sind, ihn zu schaffen, wo er fehlt, und daß hinwieder, wo er einmal da ist, es solcher wenig bedarf.

Letztlich verfehlen Maaßregeln dieser Art, wenn es die Absicht ist, dadurch auf Erhöhung der Preise hinzuwirken, wenigstens was Getreide betrifft, ganz ihren Zweck, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß man ihn durch ganz entgegengesetzte weit sicherer erreichen würde. Dies liegt in der Natur der Sache. Ausfuhrverbote haben in dieser Hinsicht den Producenten stets nur gefrommt. Sie haben immer ihren Zweck, nie aber zu allarmiren verfehlt, das sicherste Mittel, die Preise augenblicklich in die Höhe zu treiben. Dagegen sind Einfuhrverbote ganz dazu gemacht, zu entmuthigen; weil sie die Meinung von Ueberfluß zu begründen scheinen, den man aus ihrem Vorhandenseyn folgert. Das Schreckbild der Wiedereröffnung der Einfuhr, das für den Verkäufer im Hintergrunde drohend schwebt, hält die Preise nie-

der, während dies die Käufer in eine geträumte Sicherheit wiegt. So wird sich der Preis, bei dem sie wieder eintritt, als ein Maximum aufstellen, das nicht eher überschritten wird, als bis plötzlich wirkliche Noth eintritt, und nun alle Schranken überspringt.

Da es einmal mit dem Prohibitivsystem so weit gekommen ist — denn jede Maaßregel zieht, wenn gleich zum eignen Schaden, Gegenmaaßregeln von der andern Seite nach sich, und meistens nicht blos vertheidigende, sondern nur angreifende, was nothwendig immer weiter führt — so kann man fast nur noch wünschen, daß es recht bald sein Extrem erreiche, damit die verderblichen Folgen solcher gewaltsamen Hemmung und Störung des Verkehrs sich den blöden Augen recht anschaulich darthun, und die gewonnene Ueberzeugung die Deutschen insbesondere veranlasse, zu dem entgegengesetzten Mittel, zur möglichsten Beförderung desselben, zumal des innern Handels, ihre Zuflucht zu nehmen, und zu diesem Zweck auf die noch so sehr unvollkommnen, vernachlässigten Mittel der Communikation ihr ganzes Angenmerk zu richten *).

---

*) „Wie," sagte mir einst ein Engländer in einem Gespräche über Nebenbuhlerschaft, welche England von Deutschland besorgen könnte, „mögt ihr Deutschen

Man würde dem Ausbruche einer so heftigen Krisis, wie die gegenwärtige ist, haben zuvorkommen können, wenn man zur rechten Zeit Mittel dagegen angewandt hätte. Man hätte aber auch dem Uebel im Entstehen begegnen sollen, wohl bedenkend, daß ein Schaden, wenn er zu tief einfrißt, die edlern Theile bedroht, und am Ende krebs-

---

denn im Ernst glauben, daß ein Land, dessen innere Verbindung fast auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit gebracht ist, und welches dadurch ein Zusammenwirken der Kräfte erlaubt, wie es sonst nirgends statt hat, die eines andern fürchten kann, das nicht nur in dieser Hinsicht von der Natur sehr wenig begünstigt ist, sondern das sich außerdem die wenigen Handelsstraßen, die es an seinen Flüssen hat, künstlich selbst sperrt und durch Zölle unfahrbar macht? zugeben, daß deutscher Fleiß, dieser Grundzug des National-Charakters, und deutsche Emsigkeit uns zu schaffen machen könnten, so reichen eure politischen Verhältnisse hin, um sie sattsam niederzuhalten und sie nicht zur Wirkung kommen zu lassen. Den Deutschen selbst überlassen wir die Vernichtung ihrer eigenen Industrie, wo sie aufblühen wollte, und stellen sie ganz ruhig der Eifersucht der vielen kleinen Staaten anheim, worin Deutschland, statt in Landschaften, geschieden ist, welche mit ihren Grenzen die Adern des Verkehrs an so vielen Punkten unterbinden, oder zerschneiden." Gewichtige Worte, die einen Fingerzeig geben, wo zu helfen.

krebsartig werden kann. Es hätte die Aufgabe derjenigen seyn sollen, welche berufen sind, das Ruder des Staats zu lenken.

Es ist freilich leichter, die Ursachen aufzufinden, wenn ein Uebel einmal entstanden ist, als sie vorherzusehn, und freuen mag sich Jeder, dem eine so schwere Verantwortung nicht obliegt, als die desjenigen ist, der auf so hohem Posten steht. Dagegen sollte sich einem so wichtigen Amte keiner unterziehen, als wer ihm völlig gewachsen ist und den Gegenstand seiner Vorsorge in seinem ganzen Zusammenhange zu durchschauen versteht. Am Ende konzentrirt sich die Kunst des Staatswirths fast ganz auf die der möglichsten Ausgleichung der verschiedenen, in der Gesellschaft sich entgegenstehenden Interessen, das des Producenten gegen den Konsumenten, des Erwerbenden gegen den Besitzenden, des Armen gegen den Reichen, der rohen Produktion gegen die Verarbeitung u. s. w., und er hat demnach sein Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, daß nicht durch Einreißen eines Nothstandes an einem Theile, das nothwendige, erhaltende Gleichgewicht der sich gegenüberstehenden Kräfte aufgehoben werde. Ein Nothstand aber ist der wahre Hades (die Armuth) in der rabbinischen Fabel, welcher, wenn er sich irgendwo in die Behausung eines Mannes schleicht und nicht gleich unmittelbar von der

Stelle geschafft wird, wenn er noch tragbar ist, sich einnistend, um sich fressend an den Kräften des unglücklichen Bewohners zehrt, von Tage zu Tage mehr anschwillt und schwerer wird, bis es sie übersteigt, ihn nun noch fortzubringen, und er wachsend und immer wachsend alle Kräfte, seinen Heißhunger zu stillen, in Anspruch nimmt, und zuletzt mit dem gänzlichen Untergange des unglücklichen Mannes endet. Unter unseren jetzigen Verhältnissen im Staatsvereine, wie sie durch die Theilung der Arbeit einmal bestehen, möchte sich die Vorsorge für die Gesellschaft fast ganz darauf beschränken können, der Noth zu begegnen und Hemmungen des Verkehrs zu verhindern.

Man würde dem jetzigen Uebel haben begegnen können, wenn man, ehe der Nothstand der landwirtschaftlichen Klasse einriß, ihm in seinem Entstehen dadurch entgegengearbeitet hätte, daß man den, durch ein seltnes Zusammentreffen von Umständen bewirkten, starken Fall der landwirthschaftlichen Produkte im Werthe möglichst aufzuhalten suchte. Zeitig Maßregeln zu diesem Zwecke genommen, würde man mit Wenigem haben viel ausrichten können. Nachdem der Damm aber einmal durchbrochen, war das Uebel freilich für die vorhandenen Kräfte zu groß geworden, und man mußte der Uebermacht weichen.

Jedoch darf man hier, zur billigern Beurthei-

lung des einzelnen Staatsmannes, nicht aus dem Auge lassen, daß bei der engen Verbindung, worin auf der jetzigen Stufe unserer gesellschaftlichen Ausbildung heut zu Tage alle Staaten mit einander stehn, die einseitige Maaßregel eines einzelnen Staats unwirksam bleiben muß, wenn das Uebel nicht gemeinsam beschworen wird, und daß es dem zufolge nicht immer in der Macht des Einzelnen steht, wichtigern Einsichten zu folgen, zumal da, wo er gegen die Meinung kämpfen muß, welche, indem sie durch die Individuen herrscht, oft zu mächtig ist, als daß ein Einzelner etwas gegen sie auszurichten vermöchte.

Dem Fallen der landwirthschaftlichen Erzeugnisse im Preise unterm Werth, würde man haben vorbeugen können, wenn man gleich anfangs, als sich das Entstehen der Noth durch stockenden Absatz nach reichen Ernten bei dem Landmanne zeigte, ihn entweder mit einigem Vorschusse unterstützt hätte, oder besser noch, durch Aufkäufe von Getreide für Rechnung des Staats, oder durch Anlegung von Magazinen, welche einen Theil des Ueberschusses über den Bedarf aufgenommen und vor Verschleuderung bewahrt hätten. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß die herrschende Meinung der letzten Maaßregel, nämlich die Anlegung öffentlicher Magazine, abhold ist. Da sie aber ein Mittel zur Erreichung sehr wichtiger Zwecke

sind, so sei es mir vergönnt, ihrer noch mit einigen Worten zu gedenken.

Als Hauptgrund dagegen führt man gemeiniglich den an, daß der Staat nicht selbst gewerbetreibend seyn solle, sondern dies den Einzelnen überlassen müsse; so hier in diesem speciellen Falle dem Kaufmanne, dem man mit völliger Ruhe anheimstellen könne, für die nöthigen Vorräthe zu sorgen, denn es liege in einem gänzlich ungehinderten Handel die Gewähr, vor Mangel geschützt zu werden. Man bedenkt dabei aber nicht, daß eine Waare, welche, wo die Versendung zu Wasser fehlt, keinen weiten Transport erlaubt, und also nur für einen sehr beschränkten Umkreis Absatz hat, schon an und für sich selbst nicht Gegenstand eines vielumfassenden Handels ist, daß demnach für den Bedarf einer solchen an Ort und Stelle gesorgt werden muß. Nun aber haben diejenigen, welche den Handel als Gewerbe betreiben, ihren Wohnsitz an denjenigen Punkten, wo die Hauptadern des allgemeinen Verkehrs zusammentreffen, statt über das ganze Land zerstreut zu wohnen. Es fehlt dadurch an Aufkäufern da, wo es deren bedarf. Von jenen Punkten aus kann die Versorgung nicht vollständig geschehen, denn die Aufgabe ist nicht, vor Mangel zu jedem Preise zu schützen, sondern, weil Getreide ein Artikel ist, das keinen hohen Preis tragen kann, indem er bei

Theurung für die unvermögende Mehrzahl leicht unerschwinglich wird — in welchem Falle es für sie fast so gut ist, als wenn es gar nicht da wäre — zu nicht zu theuern Preisen zu versorgen. Es folgt, daß es zur Versorgung und Sicherung gegen Noth an einem freien Handel nicht genüge, sondern daß noch andere Hülfsmittel unentbehrlich bleiben. Es kommt noch hinzu, daß das Geschäft des Kaufmanns mehr darin besteht, den Mittelsmann zwischen den von einander entfernt wohnenden Producenten und Konsumenten zu machen, als in Erwartung späterer höherer Preise aufzukaufen, was mehr Gegenstand des Spekulationshandels, und folglich Sache des Kapitalisten ist. Der eigentliche Kaufmann befaßt sich nicht gern anders mit dem Getreidehandel, als in jener Art, und betreibt diesen nur ausnahmsweise einzeln als Spekulation, und das aus sehr triftigem Grunde, weil er in der Regel sein Geld, das Mittel seines Erwerbs, auf zu lange Zeit hineinstecken und lahm legen, wenigstens sich gefaßt machen muß, es oft in mehreren Jahren nicht wieder herausziehen zu können. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Witterung, dasjenige was auf die größere oder mindere Ergiebigkeit der Ernten den meisten Einfluß hat, nicht in kurzen Perioden wechselt, sondern daß der Charakter derselben oft durch eine Reihe von Jahren durchgeht,

wovon die letzten Jahre einen zu sprechenden Beweis liefern, als daß es noch bedürfte, an die fetten und magern Jahre Pharao's zu erinnern. Eine gleiche Rückwirkung auf die Preise ist natürliche Folge davon, wenigstens zeigt es sich, daß sich diese manchmal mehrere Jahre hintereinander auf einem hohen oder niedrigen Standpunkte halten können. Um aber in solchem Falle den Kaufmann für die Kosten und die langjährige Entbehrung seiner Kapitale zu entschädigen, würde es sehr hoher Preise bedürfen, und viel höherer, als für das Wohl der Gesellschaft zuträglich wäre.

Da aus diesen Gründen die Anlegung von Getreidevorräthen, um die Gesellschaft vor möglichem Mangel zu sichern, nicht Sache des Privatmanns ist, also auch von einem Eingreifen in ein Gewerbe nicht füglich die Rede seyn kann, so ist nicht abzusehn, warum man anstehn sollte, das für Rechnung des Allgemeinen zu unternehmen, was in der Hand des Einzelnen unpassend ist. Es sollte um so mehr Gegenstand öffentlicher Vorsorge seyn, als es kaum ein Mittel giebt, wodurch zugleich so vielfältige wohlthätige Zwecke für die Gesellschaft zu erreichen sind.

Der Einwand, den man aus der Kostbarkeit desselben herleitet, kann nicht viel bedeuten. Aus dem leidigen Gesichtspunkte der Wohlfeilheit, und wenn diese nothwendig erste Rücksicht seyn müßte,

würde er freilich triftig seyn. Man unterscheide aber wohl, daß nicht Gewinn der Zweck ihrer Anlegung seyn soll, sondern daß sie nur als ein Mittel zur Erreichung höherer Zwecke zu betrachten sind, die als solche nicht ohne Kosten seyn können. Diese dürfen in einem solchen Falle nur untergeordnete Rücksicht seyn, und nur so weit in Betracht kommen, als sich fragt: ob das Mittel auch in gerechtem Verhältnisse zu seinem Zwecke stehe.

Ich wüßte kaum einen Gegenstand zu benennen, der nach meiner Ueberzeugung mehr die allgemeine Aufmerksamkeit verdiente, wie dieser, und die angestellten Versuche, Getreide auf eine leichtere, sichrere und minder kostbare Weise unter der Erde aufzubewahren, möchten zu den verdienstlichsten Unternehmen unserer Zeit zu rechnen seyn. Wahrlich thöricht würde es seyn, wenn wir durch den Ueberfluß einiger reichen Jahre bestochen, uns verleiten ließen, zu glauben, Jahre des Mangels könnten nicht wiederkehren. Wir sind vielleicht näher daran, als wir glauben, und wer steht uns dafür, daß so wie den berüchtigten beiden Hungerjahren in den Siebenzigern des vorigen Jahrhunderts, Jahre des Ueberflusses vorangingen, wo das Getreide so werthlos war *), daß man es

*) v. Dohm's Merkwürdigkeiten seiner Zeit, im 4ten Theile.

an manchen Orten nicht einerntete, die jetzige überwohlfeile Periode nicht ebenfalls der unmittelbare Vorläufer von Mangel und Theurung seyn könne? Wenn aber ein solcher Fall wirklich einträte, welche Vorwürfe würde man dann — und mit Recht — denjenigen machen, welchen das Wohl der Völker anvertraut ist, daß sie so wenig Voraussicht gehabt, um nicht in Zeiten des Ueberflusses für Zeiten der Noth zu sorgen. Die übertrieben niedrigen Preise sind in dieser Hinsicht für ein wahres Unglück zu halten, denn sie ziehen ein so unerhörtes Vergeuden des fast werthlos gewordenen Ueberflusses nach sich, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn man einst, wenn wirklicher Bedarf eintritt, die gewähnten großen Vorräthe geschmolzen findet.

Es ist vorauszusehn, daß man früher oder später zu dem Gebrauche, Magazine für öffentliche Rechnung anzulegen, wie er in ältern Zeiten statt hatte, wo ein schlichter, gerader Verstand sich mehr durch Selbstansicht leiten und weniger durch theoretisches Raisonnement bestechen ließ, zurückkehren wird. Noch zu Friedrichs des Großen Zeiten war er Sitte, und in ähnlicher Art, wie diese Maaßregel, als das zweckmäßigste Mittel, die Gesellschaft vor Mangel zu sichern, damals bestand, möchte sie wieder in Anwendung zu bringen seyn. Es würde dann die Einrichtung

so zu treffen seyn, daß, sobald als die Getreidepreise auf einen näher zu bestimmenden niedrigen Standpunkt, etwa um ein Drittel unter dem an jedem Orte auszumittelnden Durchschnittspreise, gesunken wären, für Rechnung des Staates angekauft werde, wogegen die Magazine zum Wiederverkauf erst dann geöffnet würden, wenn sie in gleichem Verhältnisse über den Mittelpreis gestiegen wären.

Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß es der Staat dadurch in seine Gewalt bekommen würde, sowohl ein zu tiefes Sinken, als ein zu starkes Steigen zu hindern, und gerade das zu bewirken, was man durch einen freien Handel zu erlangen hoffen kann, nämlich gleichmäßige Preise, während bei dem Ueberhandnehmen der Maaßregeln, zur Beschränkung des Handels, dies Mittel dem einzelnen Staate nicht mehr zu Gebote steht. Man hat zwar eingeworfen, man beeinträchtige dadurch den Kaufmann und täusche ihn dadurch in seinen Erwartungen, indem man ihm auf diese Weise seinen Gewinn schmälere. Aber man hat in andern Fällen nicht die zarte Rücksicht für ihn, welche man in dem gegenwärtigen affektirt. Der Kaufmann muß sich einmal die freieste Mitbewerbung gefallen lassen, folglich auch diejenige des Staats bei Maaßregeln zu gemeinnützigem Zwecke. Sehr richtig aber ist es, daß dieser dadurch ein

Mittel in Händen bekommt, da Grenzen zu stekken, wo Handel in die Noth benutzenden Wucher übergeht, wozu die Unentbehrlichkeit eines Lebensbedürfnisses, wie Getreide, es so leicht mißbrauchen läßt.

Da das gegenwärtige Uebel, die Werthlosigkeit der Hauptprodukte der Arbeit, alle Dämme durchbrochen und diesen Umfang einmal erreicht hat, wo es menschliche Kräfte übersteigt, ihm Einhalt zu thun; jetzt, nachdem es zur wirklichen Kalamität geworden ist, darf man nur noch wünschen, daß keine unverständige Heilkünstler, die den kranken Zustand nicht durchschauen, in die Entwicklung der Krise, insbesondere nicht durch Gebots- und Verbotsmaaßregeln in den Verkehr, den Blutumlauf des Staats, gewaltsam eingreifen mögen, und daß wider ein vorübergehendes Uebel keine dauernden Gegenmittel in Anwendung gesetzt werden, damit es nicht dadurch selbst in ein langwieriges verwandelt, und wohl gar zum fressenden Krebsschaden werde. Das Uebel muß jetzt sein Gegenmittel in sich selbst finden, und die Heilung ganz der Natur überlassen und von der Gegenwirkung der innern Lebenskräfte, oder von zufälligen Umständen erwartet werden. Wir wollen auf die Lebenskraft bauen, die, gleich organischen Wesen, den Staatskörper durchdringt, und

welche so manches Schädliche nicht nur zu überwältigen und unschädlich zu machen, sondern sogar in Wohlthätiges umzumandeln vermag, wodurch Hemmungen und Hindernisse oft eine ganz entgegengesetzte Wirkung haben, als die erwartete, und am Ende, indem sie dazu dienen, sie zu vermehrter Kraftäußerung und Thätigkeit aufzuregen zum Wohl ausschlagen, wo man Nachtheil fürchten mußte; denn wenn das nicht der Fall wäre, wie würde es zu erklären seyn, daß so mannigfache Pfuschereien der Staatskünstler oft nicht mehr Unheil angerichtet haben. Auf diese innere Kraft, die, wenn sie auch manchmal für eine Zeitlang unterdrückt ist, plötzlich mit erneuter Stärke hervorbricht und das sie Bedrohende bekämpft, wollen wir vertrauen, daß sie auch jetzt das sie Anfeindende werde zu besiegen wissen, und mit Zuversicht Abhülfe von der Zeit erwarten. Am Ende hat nur das Reale, die Gegenstände des Bedürfnisses, einen wahren bleibenden Werth, und man darf daher unbesorgt seyn, daß es ihn schon wiedererlangen werde. Möge sich daher unser Bemühen für jetzt nur darauf beschränken, das Schädliche allmälig aus dem Wege zu räumen, was in unsern mangelhaften Staatseinrichtungen feindlich den schaffenden Kräften entgegensteht und das Staatsleben gefährdet, in uns selbst aber seinen Ursprung hat.

Wenn aber die jetzige Krisis einmal glücklich überstanden ist, wenn die alten Verhältnisse durch lohnendere Preise seiner Produkte wieder hergestellt sind, und das jetzige Mißverhältniß aufgehoben ist, so wird sie selbst von dem Landmanne, auf dem der Druck der Zeit am schwersten gelegen hat, der fast zum allgemeinen Lastthiere geworden ist, bald vergessen werden. Er hat theils durch ängstlichste Ersparung und durch möglichste Beschränkung seiner Ausgaben den unabwendlichen Verlust zu schmälern gesucht. Wo das nicht ausreichte, ist das übrige Fehlende, da er mehr oder weniger zugleich auch Besitzender ist, aus seinem Kapitalbesitz hervorgegangen, und dadurch gedeckt worden. Manchem hat es freilich unheilbare Wunden geschlagen, der Verlust selbst ist aber einmal für den Augenblick ausgeglichen. Er sieht das Eingebüßte als unwiederbringlich verloren an, und hat es als solches verschmerzt. Es bedarf nur, daß er ein Ende seines Ungemachs sehe, und er wird mit frischem Muth und verdoppelten Anstrengungen, so weit es seine übrig gebliebenen Kräfte ihm erlauben, sich seinem mühsamen Gewerbe widmen, und mit erneuten Hoffnungen der Zukunft entgegenblicken.

II.

Die Bedrängnisse des landwirthschaftlichen Gewerbes.

Geschrieben im October 1823.

Die Bedrängnisse des Landmanns bei dem fortschreitenden Sinken der Preise aller Produkte, liegen so offen zu Tage, daß sie keiner weitläuftigen Erörterung bedürfen.

Es ist nicht mehr abzuläugnen, daß der Preis des Getreides unter die Produktionskosten fällt, und daß der Landmann bei uns gegenwärtig, im Vergleich des Städters, höher besteuert ist, als er es vor dem Kriege war.

An mehreren Orten zahlt der Bauer fast eben so viel Klassensteuer, als er an Grundsteuer von seiner Stelle zu entrichten hat, und die Gutsbesitzer bezahlen von ihrer erkauften Brau- und Brennerei-Nutzung, außer der in Schlesien dar-

auf ruhenden direkten Versteuerung des Katasters (die, aller Vorstellungen ungeachtet, noch immer erhoben wird, obgleich den Marken die Ziese erlassen worden ist) der Wirklichkeit nach — 50 Procent indirekte Abgaben!

Die Theorie entschuldigte zwar früher diese unverhältnißmäßige Besteuerung mit der Behauptung, daß die Abgabe nicht den Getränke-Fabrikanten, sondern den Konsumenten träfe, allein das Herabsinken der Getränkepreise, trotz der hohen Abgaben, und die Zurücksetzung der Pacht-Quanta, dieser früher so bedeutenden Nutzung, sollten doch endlich zu dem Anerkenntniß führen, daß die Brau- und Brennereiberechtigten Dominia, das große Opfer dieser unverhältnißmäßig hohen Abgabe, mit dem Verlust der Hälfte des Kapitals abbüßen, welches sie bei Erwerbung ihres Guts für die Urbar-Nutzung bezahlt haben, um so mehr, als die Zahl der jüdischen Brenner in den Städten sich so sehr vermehrt hat, von denen mehrere, gestützt auf ihre vielseitige Virtuosität, zu so unbegreiflich niedrigen Preisen den Branntwein verkaufen, daß jeder lojale Kalkül der Fabrikationskosten, mit Anrechnung der gesetzmäßigen Abgaben — darüber zu Schanden wird.

Gewiß war die Absicht, bei Gleichsetzung der städtischen und ländlichen Abgaben, für beide Klassen der Staatsbürger gleich wohlwollend, allein

so lange man nicht die Vortheile des abweichenden Verhältnisses des Städters — größere Konkurrenz und Nähe des Markts und Absatzes — auch gleich vertheilen und auf das platte Land allgemein übertragen kann, so lange wird bei dieser Veränderung der Landmann verkürzt bleiben, den die Klassensteuer größtentheils weit drückender trifft, als den Groß-Städter die Schlacht- und Mahl-Accise.

Bis jetzt war der günstige Verkauf der Wolle das einzige Rettungsmittel der Gutsbesitzer, doch auch dem Absatz dieses Produkts scheint gegenwärtig eine furchtbare Krisis zu drohen.

Gegentheils hat die Ueberzeugung, daß alle Prohibitions-Maaßregeln, wenn sie nicht als Repressalien die Natur der Nothwehr annehmen, zuletzt auf den nachtheilig zurückwirken, von dem sie ausgingen, neuerdings in England einflußreiche Anhänger und Vertheidiger gefunden, und es ist zu hoffen, daß dies einen wohlthätigen Einfluß auf den Absatz unserer Produkte für die Zukunft haben wird.

Verfolgt ferner Süd-Deutschland, gleich den Niederlanden, standhaft den Weg der Reciprocität, so dürfte auch Frankreich schwerlich sein jetziges System, und besonders die einem Verbot gleiche Impostirung der fremden Wolle, behaupten können, um so weniger, als die eigene Wollpro-

duktion in Frankreich unzulänglich ist, und bei dem so sehr vertheilten Grundeigenthum, je mehr die Vermehrung der Volksmenge im Frieden und der Bekleidungs-Luxus der untern Volksklasse ungestörte Fortschritte machen, immer unzulänglicher werden muß. Nicht zu gedenken, daß die eigentliche milde Electoralwolle, wie sie Sedan und Louvois verlangen, und zeither aus Leipzig holten, im Lande völlig fehlt.

Die Hauptfrage bei dem Absatz unserer verarbeiteten Wolle bleibt zwar immer noch, in wiefern Rußland seine gegenwärtige Sperre zu behaupten im Stande seyn wird, doch diese Frage dürfte uns hier zu weit führen, wenn wir sie vollständig erörtern wollten.

Was andernseits das anhaltende Fallen der Getreidepreise, selbst unter die Produktionskosten, anbetrifft, so läßt es sich um so weniger abläugnen, daß dieses fortdauernde Fallen der Getreidepreise zu einer allgemeinen Landes-Calamität ausartet, da der zerstörte Wohlstand des Landmanns eben so nachtheilig auf die Gewerbsthätigkeit des Städters, als auf das Einkommen der Staatskassen zurückwirkt.

Wir müssen jedoch nur nicht vergessen, daß erst 5 Jahr verstrichen sind, seit Deutschlond einer Hungersnoth nahe war. Ist es denn wirklich denkbar, daß in dieser kurzen Zeit die Kultur

des

des Landes und die industriöse Produktion solche Fortschritte gemacht haben — daß es bei der steigenden Volksmenge an Menschen fehlen wird, das Brodgetreide, welches wir erbauen, aufzuessen und angemessen zu bezahlen?

Waren die Getreidepreise nicht immer bei solchen mehr trocknen als feuchten Jahren niedrig, und bei anhaltender Nässe hoch?

Wer kann denn die Bürgschaft übernehmen, daß uns kein dem Getreidebau verderbliches Jahr durch Nässe oder Frost treffen kann?

Nicht der niedrige Preis der Produkte allein richtet aber den Landmann in diesem Augenblicke zu Grunde, sondern sein pecunieller, durch Krieg und dessen Gefolge, hohe Abgaben, erschöpfter Zustand, welcher ihn außer Stande setzt, die gegenwärtige Krisis achtbar zu bestehen, indem er ihn aus Mangel an Kredit nöthigt, seine Produkte zu jedem Preis zu verschleudern, und die Herabwürdigung des Preises sonach selbst zu vergrößern, da die frühere Gegenwirkung durch Magazin-Einkäufe des Staats in wohlfeilen Zeiten, welche sonst als Regel galt, jetzt nur in Ausnahmen statt findet.

Wer entzieht aber dem Landmann seinen Kredit?

Wer benimmt dem mit so vielen Naturreizen

und Freuden begabten Gewerbe des Landbaues und Grundbesitzes seinen frühern Werth?

Niemand anders — als der immer mehr sich verbreitende Anreiz zur Stockreiterei und zu Spekulationen auf Staatsanleihen, den der Krieg über ganz Europa verbreitet hat.

Wo soll auch der Landmann, der nicht mehr als 5 bis 6 Procent Zinsen erschwingen kann, Privatkredit in bedrängten Augenblicken finden, da der Ankauf von Staatspapieren oft doppelten Nutzen verspricht?

Wie soll sich der Kapitalist entschließen, seine Fonds auf Grundbesitz mit Uebernehmung einer anstrengenden, sorgenvollen Verwaltung anzulegen, da er jetzt, wenn er auch bis zur Börsenzeit auf dem Sopha läge, und den übrigen Theil des Tages allen Freuden der großen Städte huldigte, dennoch weit größere Vortheile von diesem fast ganz unbesteuerten Gewerbe erwarten kann.

Durch dieses verderbliche Uebel sind wir zu dem Ziele gelangt, daß Müssigang — bei uns das einträglichste Gewerbe geworden ist, daß dieses fieberhafte Treiben, welches Deutschland sonst gar nicht kannte, abgesehen von seinen eigenthümlichen Gefahren, den größten Theil aller vorhandenen Geldmittel in Beschlag nimmt, und daß der Anreiz, der Werth und der industriöse Aufschwung

des landwirthschaftlichen Gewerbes, vor dem in so vieler Hinsicht anlockenden und blendenden Glanz der Stocksreiterei erstarrt.

So achtungswerth die Loyalität der Regierungen ist, mit welcher sie ihren Gläubigern gerecht werden, so scheint es doch für die Staatsbehörden, welche bereits augenblicklichen Verlegenheiten entrückt sind, dringendst Zeit, darauf zu denken,

wie die drohende Gefahr abzuwenden sei, daß nicht eine rücksichtslose Beförderung des Staatskredits zuletzt den unerläßlichen Privatkredit des industriösen landwirthschaftlichen Gewerbes zugleich mit seinem Werth völlig vernichtet?

da das landwirthschaftliche Gewerbe, außer den politischen Gefahren jedes Gewerbes, noch den Kampf mit den oft furchtbar entgegenwirkenden Kräften der Natur zu bestehen hat.

Nur die Herabsetzung der Zinsen der Staatspapiere dürfte das gegenwärtige Mißverhältniß zu beseitigen, und den Landmann von den ihn drohenden Gefahren zu befreien vermögen, indem hiedurch der Kapitalist wiederum zu der frühern Ansicht zurückgeführt würde,

daß Grundeigenthum die sicherste Basis des Vermögens ist und bleibt,

ehe unvorherzusehende Verhältnisse ihm diese Ueberzeugung durch große Verluste aufdringen.

Einige kleinere Staaten Deutschlands verfolgen bereits diesen Zweck, und selbst England hat damit einen Versuch im Kleinen gemacht. Es frägt sich daher nur — in wiefern auch für die größern Staaten Deutschlands eine Herabsetzung der Zinsen ihrer Staatspapiere ausführbar ist?

III.

Ansicht unserer Zeit
in Bezug
auf das landwirthschaftliche Gewerbe.

Vom

Staatsrath Thaer.

Das Sinken der Preise des Getreides und fast aller anderen Produkte auf einen Punkt, worauf sie in den sechszig Jahren nach Beendigung des siebenjährigen Krieges nur einige Male im ersten Decennium — und damals doch in einem weit richtigern Verhältnisse mit dem Preise der Arbeit, dem Kauf- und Pachtpreise der Landgüter, und mit den öffentlichen Abgaben — standen, ist ein so unerwartetes, alle Aussichten verdunkelndes und und alle Unternehmungen niederschlagendes Ereigniß dieser Zeit, daß jeder, der sich der Verzweiflung nicht hingiebt, die Ursach davon zu erfor-

schen strebt, um nach der Wahrscheinlichkeit ihrer fortdauernden oder vorübergehenden Wirkung seine Maaßregeln zu treffen.

Ungeachtet also dies Stück der Annalen schon zwei darüber sprechende Aufsätze aufgenommen hat, so sei es mir doch erlaubt, auch meine Ansichten mitzutheilen, zumal da ich fast täglich dazu aufgefordert werde.

Man hat, wie in der Philosophie, so in der Geschichte und Erklärung der Weltbegebenheiten die Gewohnheit angenommen, Alles aus Einem Prinzip abzuleiten, für letztere aber gewiß sehr unrichtig. Sie entstehen immer nur durch die zusammentreffende Wirkung mannigfaltiger Potenzen, wovon keine fehlen durfte, um den Effekt hervorzubringen, jede einzelne aber doch ganz unwirksam gewesen wäre.

Wir müssen daher die mannigfaltigen, hier einwirkenden Ursachen in Erwägung ziehen und den Antheil einer jeden besonders auszumitteln suchen, um unsere Erwartungen über das Fortdauern, oder das Aufhören des jetzigen Zustandes so zu begründen, daß wir vernünftigerweise unser Verfahren danach einrichten können.

Zuförderst müssen wir wohl beachten, daß jener Zustand nicht eine einzelne Gegend, Provinz oder Staat betrifft, sondern sich über die ganze civilisirte Welt verbreitet. Die Noth des Land-

baues ist in England nicht geringer als in Deutschland, in Amerika und Westindien so drückend wie in Rußland. Die Ursachen können also nicht örtlich, sondern müssen allgemein verbreitet seyn, obwohl in einigen Gegenden noch besondere örtliche Eigenheiten hinzukommen mögen, die ihre Wirkung verstärken und den Druck ärger machen.

Ferner müssen wir bemerken, daß der Mangel des Begehrs und des Absatzes, welcher ein immer dringenderes Angebot und daher ein immer stärkeres Sinken der Preise veranlaßte, nicht blos die Produkte des Landbaues, sondern auch alle Waaren, alle Produkte der Industrie betroffen habe. Ja, die Stockung ging hinsichtlich der letzteren schon voraus, fand sich schon im Jahre 1816 ein, als man sie — freilich nur durch das Eintreten der allgemeinen Fehlernte — bei der Landproduction bis zum Jahre 1819 noch nicht verspürte. Es müssen also Ursachen vorhanden seyn, welche auf die Preise beider gleich stark wirkten. Dabei ist es einigermaßen tröstlich, daß, so wie sie ihre Wirkung auf andere Waaren anticipirte, sie nun, wie es den Anschein hat, auch darin früher, als bei den Landprodukten, nachläßt, indem wir darauf unsere Hoffnung für letztere auch begründen dürfen. Doch wir wollen damit nicht vorgreifen, und zuvor die Ursachen, welche als einwirkend erachtet werden, betrachten.

Der Mangel an Gelde. Wir müssen wohl unterscheiden, ob wir unter Geld die Geldstücke und die Masse der edlen Metalle, woraus sie nach Belieben geprägt werden können, oder aber die Geld-Kapitalien — das Vermögen sich diese Geldstücke, oder jede beliebige, unbestimmte Waare im Verhältniß des Kapitals verschaffen zu können — verstehen. Von ersteren sei zuförderst die Rede.

Mangel der edlen Metalle, so wie jeder Sache, kann nur auf zweierlei Art entstehen; entweder indem sich ihre Masse vermindert, oder aber sie mehr gebraucht wird. Vermindert hat sich ihre Menge wohl auf keinen Fall, denn so viel als sich abnutzt, durch Schiffbruch oder Vergrabung verloren geht, ist noch alljährig aus den Bergwerken reichlich herausgefördert worden. Aber die Produktion, folglich die immer fortschreitende Vermehrung derselben, hat sich allerdings, seitdem die Revolution und der innere Krieg des spanischen Amerika den Bergbau störten, vermindert. Vor dieser Zeit hatte sie durch die Anwendung eines bessern chemischen Verfahrens zugenommen, und man berechnete das Produkt der mexikanischen Bergwerke auf 5 Millionen, das der übrigen spanischen Provinzen auf 3 Millionen, das der portugiesischen auf eine Million und das der diesseigen Hemisphäre wenigstens auch auf eine Million,

zusammen jährlich auf 10 Millionen Pfund Sterl. oder circa 68 Millionen Thaler, welche sämmtlich in europäischen Umlauf kamen, wovon aber vormals ein Drittel wieder hinaus, besonders nach Indien und China, ging: was nun aber durch den starken Begehr europäischer Industrie-Waaren in diesen Ländern sich ebenfalls sehr vermindert hat. Wäre dieser Zufluß der edlen Metalle ungestört geblieben, so würde er allerdings auf die Verminderung des Werths des Geldes gewirkt haben; aber daß seine Störung oder Verminderung — denn eine große Masse kam doch immer noch hervor — den vormaligen Tauschwerth desselben erhöhet habe, ist mir nicht glaublich: denn dieselbe Menge blieb doch, und sie war zu ihrem einzigen Gebrauch als Tauschmittel — denn der zum Luxus oder vielmehr zur Ostentation ist immer unbedeutend — zureichend vorhanden. Auch zeigt sich nicht ein einziges Merkmal, daß es fehle; wer bewegliches Kapital besitzt, kann Geld aaf die leichteste Weise bekommen; wenn es an einem Orte in einem Momente stark gebraucht und begehrt wird, ist es in kurzer Zeit da und der Geldmarkt damit überfahren, so daß der Discont gleich tiefer herabfällt, als er seit funfzig Jahren gestanden; die Staatspapiere selbst unter solchen politischen Verhältnissen, wo sie sonst zu fallen pflegen, steigen, und man nur die Klage,

daß sie das Geld momentan nicht gebrauchen könnten, von soliden Handelshäusern hört.

Eigentlicher Mangel ist also nicht da, jedoch leugne ich nicht, daß eine stärkere Produktion und Einfuhr der edeln Metalle sehr vortheilhaft zu der so nothwendigen Herabsetzung des Tauschwerths derselben gegen den Tauschwerth aller anderen Güter würde beigetragen haben, und deshalb zur Herstellung des durch andere Ursachen gestörten Gleichgewichts höchst wünschenswerth sei.

Hierzu aber haben wir die gegründeteste Hoffnung, sobald die Ruhe und die Civilisation in den südamerikanischen Staaten wieder hergestellt seyn wird. Daß dieses nun, selbst unter Mirwirkung der europäischen Kabinette — welche ihrer National-Industrie dieses große Debouché möglichst schnell und vorzugsweise zu eröffnen suchen werden — bald geschehen werde, leidet wohl keinen Zweifel. Auch haben wir jetzt schon die bestimmtesten Nachrichten, daß der Bergbau in Mexiko mit Kraft und Ernst wieder angegriffen werde, und daß man sich der größten und wohlthätigsten aller Erfindungen, der Dampfmaschinen, zur Ueberwindung des Haupthinderniſſes des dortigen Bergbaues, des Wassers, zu bedienen angefangen, und bereits einige der reichhaltigsten, aber versoffenen Gruben wieder in Gang gesetzt habe.

So wird uns der dringende, aber durch die

spanische Regierung vormals so sehr erschwerte Begehr der Südamerikaner nach unsern europäischen Industrie-Produkten, ihre edlen Metalle bald in größerer Menge und auf direkterem und schnellerem Wege, als es bisher durch Spanien geschah, zuführen, dadurch in unsern Umsatz wieder Leben bringen, und unserer sich so mehrenden Bevölkerung Beschäftigung und Erwerb verschaffen, und somit auch der Wirkung einer zweiten momentanen Ursach des Mangels an Gelde ein Ende machen, nämlich

dem stärkeren Gebrauch des Metallgeldes durch Einziehung des übermäßig ausgegebenen, nicht realisirbaren, zinslosen Papiergeldes. Es ist allerdings richtig, daß, wie in den Jahren 1818 bis 1820, unmittelbar nach der großen fundirten Anleihe in Frankreich die englische Bank ihre Baarzahlung begann, und ihre kleineren Noten sämmtlich einzog, und zugleich Oestereich und Rußland, die nach dem Beispiele von England fundirte Anleihen machten, um das entwerthete Papiergeld einzuziehen, das Metallgeld von den Unternehmern dieser vortheilhaften Anleihen aus allen Ecken herangezogen wurde, und ein temporairer Mangel dieses Austauschmittels spürbar wurde, was vorzüglich zu Ende des Jahrs 1818 unter mannigfaltig einwirkenden Umständen geschah. Aber diese Metallstücke kamen

nicht aus der Handelswelt, sie kamen vielmehr in stärkeren Umlauf, und manche, die seit den Kriegszeiten her, als Nothhülfe zur Sicherung im Kasten gelegen hatten, kamen ans Licht, so daß man wohl nie mehr verrostete neuere Münzen sah, als um diese Zeit. Die größere Sicherheit und Bequemlichkeit, womit man sie benutzen konnte, setzte sie in Umlauf. Und so zeigte sich bald, daß des Silbers, als Austauschmittels, genug in der Handelswelt vorhanden sei. Es fiel im Preise gegen die Staatspapiere, die im Werthe stiegen und nun, selbst bei größeren Summen, an die Stelle des Papiergeldes traten, indem sie eben so leicht, sammt ihren Zins-Coupons, aus einer Hand in die andere gingen und das Metallgeld, bei größeren Umsätzen, wieder entbehrlicher machten. Also die Geldstücke sind durch diese Anleihen weder vermindert, noch ist ihr Gebrauch und Begehr vermehrt worden.

Aber dennoch halte ich diese fundirten Anleihen für den Hauptgrund der Stockung aller produktiven Gewerbe und des Handels in unserer jetzigen Zeit, und für die Quelle aller Calamitäten, die wir erleiden. Sie haben nicht die Geldstücke, aber sie haben die beweglichen Kapitale an sich gezogen und verschlungen, und sie haben die Tendenz, sie immer mehr in großen Massen und

in solchen Händen anzuhäufen, worin sie unproduktiv sind. Keine Kapital-Anlage erscheint jetzt vortheilhafter, bringt so starke und gewisse Zinsen, und verspricht obendrein den Spekulanten auf der Stocksbörse so viel Glücksgewinn, als diese. Wenn hier die höchste, aber unproduktive Thätigkeit herrscht, so zieht daneben, mit den Händen im Schooß, der Träge das Einkommen von seinem Vermögen; er braucht nicht einst eine Quittung auf Stempelbogen zu schreiben, sondern läßt seine Coupons einreichen, um die Zinsen zu empfangen. Er ist nirgends gefesselt, nirgends verwickelt, sondern setzt sich mit seiner Chatoulle in die Postchaise, und geht dahin, wo es seiner Laune am besten gefällt. Er ist nach seiner momentanen Wahl der Bürger keines und aller Staaten, entzieht sich beinahe den Abgaben und dem Schutzgelde, wenigstens im Verhältniß seines Vermögens. Kein Wunder also, daß alle Vermögende, die es irgend können, ihre Kapitalien aus dem Grundbesitze und den Gewerben herausziehen, und sie hier zu eben so hohen, wenigstens gewisseren Zinsen anzulegen.

Aber woher kommen diese Zinsen? — Ein Kapital kann durch sich selbst nicht anders Zinsen bringen, als wenn es in ein produktives Gewerbe angelegt wird. Das ist hier nicht der Fall. Das Kapital ist in seiner Substanz, in seinem realen

Werthe nicht mehr vorhanden, kann also auch nicht produktiv seyn; das, wofür die Schuld gemacht wurde, ist längst zerstört. Die Zinsen müssen also von einem andern, im Gewerbe angelegten, Vermögen erschwungen werden. Glücklich genug, wenn das nur noch von dem Profit, der damit gemacht wird, geschehen kann! — Häufig muß das Verlagskapital selbst angegriffen, und der Betrieb deshalb immer mehr beschränkt werden. Im Durchschnitt nehmen wohl die für jene verzehrte Kapitale zu zahlenden Zinsen, d. h. die deshalb aufgelegten Abgaben, den Ueberschuß der Gewerbe weg; — beim Landbau ist es gewiß der Fall — dies verhindert wenigstens, daß sich in diesen Gewerben keine neue Kapitale bilden können, und bewirkt, daß Unglücksfälle nicht zu decken, folglich zerstörend sind, und daß daher, da keine fremde Kapitale hier angelegt werden, der Betrieb immer mehr gelähmt werden muß.

Welche Hoffnung, welchen Trost, welche Hülfe giebt es hier? — Ach! sie liegen sehr entfernt! —

Der mir unbekannte Verfasser der vorstehenden Schrift, dringt auf die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschulden, wodurch nicht nur die Abgaben gemindert, sondern auch die immer anwachsenden Kapitale der Staatsgläubiger den Gewerben und dem Grundbesitz wieder mehr zugeführt werden könnten. Allein wenn dies geschähe,

ohne daß man eine Rückzahlung des Kapitals anbieten könnte, so wäre es gegen das Prinzip des Rechts, und jede Maaßregel, die dies willkürlich verletzt, ist verderblich für den Staatsverband und die civilisirte Welt.

Allein eine, wenn gleich entfernte, Aussicht giebt uns doch das friedliche System, welches alle Kabinette so entschieden angenommen haben, und welches durch die wahre, innige und persönliche Verbrüderung unserer Monarchen befestigt wird. Wenn dabei ein Zinseszinsen eintragender Sinkungsfonds gebildet wird — wie es doch bei den großen Ersparungen, die der beharrliche Friedenszustand gegen den des Krieges und der Kriegesrüstungen zuläßt, möglich ist — so könnte er bald zureichen, um eine Kündigung der hohen Zinsen mit dem Anerbieten der Rückzahlung des zeitigen realen Werths der Kapitalien zu unternehmen, wenn dies von allen Staaten, die einen soliden Kredit haben, gleichzeitig geschähe. Die Staatsgläubiger würden in dem Falle gern mit den herabgesetzten Zinsen zufrieden seyn, da sie mit ihren Kapitalen nirgends hin wüßten, und man würde die Realisation der eingereichten Schuldscheine leicht decken können. Für sich allein durfte freilich nur England im vorigen Jahre mit einem Theile seiner Papiere den Anfang machen, und wenn es gleich im ersten Au-

genblick einen beunruhigenden Widerstand fand, so war er doch bald überwunden. Es kommt aber vor allem darauf an, daß kein Staat sich mehr in der Besorglichkeit, neue Schulden machen zu müssen, befinde, und daß der Friedenszustand von Europa völlig gesichert sei.

Hier werde ich mich dem Widerspruch sehr vieler aussetzen, welche gerade ihre Hoffnung auf den Wiederausbruch eines Krieges — aber eines entfernten — gegründet hatten, indem sie sich auf die Erfahrung berufen, daß der Krieg immer Leben, Bewegung und Kapitalien in die Gewerbe und den Handel bringe. Es würde uns hier zu weit abführen, wenn wir die nach Oertlichkeit und Umständen mannigfaltig verschiedene Wirkung des Krieges in diesen Stücken erwägen wollten. Ich will aber zugeben, daß er dies anfänglich und besonders bei den ersten Rüstungen thue. Dennoch könnte ich ihn nur als ein sehr trauriges Palliativ für den Zustand, worin wir uns befinden, ansehen, da er nicht anders als durch Contrahirung neuer Schulden, unter immer lästigeren Bedingungen, geführt werden könnte. Er würde also neue Kapitalien verzehren, ihre Substanz vernichten, dem Ganzen die Schuld hinterlassen, und das Vermögen der Nationen einzelnen Reichen noch mehr zueignen. Daß er andere Staaten träfe, und wir davon frei blieben, ist, sobald er

einige

einige Ausdehnung erhält, eine eben so vergebliche Hoffnung, als daß mein Haus verschont bleibe, wenn die Stadt an allen Ecken brennt, wegen der nahen Berührung, worin jetzt alle größeren Mächte stehen. Mich erfreut daher die Aufmerksamkeit und das ernste Bestreben aller Kabinette, selbst gegen den Wunsch vielleicht der meisten Einzelnen, jeden Funken, der irgendwo erglimmt, gemeinschaftlich zu unterdrücken und den Frieden in der ganzen civilisirten Welt zu erhalten.

Mögte doch diese heiiige Verbindung, diese Verbrüderung der Väter der Völker, auch zur Entfernung einer anderen Trennung der Nationen, die nothwendig einmal zu wahren Feindseligkeiten ausarten muß, beitragen! — ich meine zur allmäligen Beseitigung des Prohibitiv-Systems. Denn dieses sehe ich, nächst der öffentlichen Verschuldung, als den Hanptgrund der Stockung aller Gewerbe und der Verarmung aller Nationen an. Es ist unmöglich, daß die Industrie einer Nation ermuntert und gehoben werde, wenn ihr der Austausch dessen, was sie nach der Natur ihres Landes, nach ihrer bürgerlichen Verfassung, ihren Sitten, Neigungen und Talenten am vortheilhaftesten hervorbringt, gegen andere ihr nützliche und angenehme Waaren, die eine fremde Nation ergiebiger erzeugt, verboten oder sehr er-

schwert wird. Dieser Austausch, dieser Handel war es, der Europa bereicherte und civilisirte und durch dessen Unterdrückung das Gegentheil bewirkt werden würde. Die neuesten Ereignisse und Maaßregeln scheinen zwar wenig Anschein zur Abänderung dieses Systems zu geben, aber dennoch hoffe ich es in der Folge. Die Repressalien müssen die Nachtheile erst recht grell darstellen und die Folgen, welche das System seiner Natur nach nothwendig später von selbst haben würde, früher fühlbar zu machen. In England — was das erste verführerische Beispiel dieser einseitigen und engherzigen Handels-Politik gab — scheint die Ansicht ihrer nachmaligen Schädlichkeit durchgedrungen zu seyn, und die Berichte und Gutachten der Ackerbau- und Handels-Committéen des Parlaments sprechen sich entscheidend genug darüber aus. Die Minister stimmen ihnen völlig bei, und nur die ersten und einen Theil der Nation zu stark treffenden Folgen einer plötzlichen Abänderung sonst als zweckwidrig anerkannter Maximen sind die Ursach, daß man vorsichtig dabei verfährt. Die Korn-Bill hat zwar nur eine solche Modifikation erlitten, die uns wenig Aussicht giebt, unser Getreide dahin vorerst vortheilhaft abzusetzen; aber das Prinzip, diese Erschwerung allmälig zu mildern, scheint festzustehen. Wenn man den Zudrang bedenkt, der bei den Ueberfluß und niedri-

gen Preisen des Continents bei sehr erleichterter Einfuhr in die brittischen Häfen jetzt erfolgen würde und den, noch ungleich mehr wie bei uns, bedrückten Zustand der englischen Ackerbauer, so muß man erkennen, daß, ohne diese ganz zu Boden zu schlagen, augenblicklich keine andere Maaßregeln genommen werden konnten. — Durch die Reciprocitäts-Bill ist aber die Navigations-Akte so gut wie aufgehoben. Ein folgenreicher Beschluß! — Preußen, welches zuerst den Engländern in der Ausschließung fremder Manufaktur-Waaren folgte, hat auch zuerst damit aufgehört und gegen einen sehr mäßigen Tarif die Einbringung aller ausländischen Waaren erlaubt und dies mit dem Erfolge, daß, seitdem seine Fabriken die vormals tadelhaften und theuren Waaren nun von solcher Güte und zu solchen Preisen liefern, daß die fremden, einer sehr geringen Impostirung ungeachtet, von selbst ausgeschlossen sind, wenigstens in allen den Fabrikaten, deren rohes Material die preußischen Staaten selbst liefern. Um so auffallender ist es, daß nun zwei Mächte — Frankreich und Rußland — welche beide durch ihren ausländischen Aktivhandel reich und betriebsam wurden, immer das stärkste Saldo in baarem Gelde und fremde Capitalien an sich zogen, diesen Umsatz ihrer Natur- und Industrie-Produkte nun hemmen, indem sie den Handels-

A. P. Thaer.

verkehr mit Ausländern abschneiden und Repressalien veranlassen, die eigentlich nur künstliche Anticipationen natürlicher Folgen sind.

Es ist fast unglaublich, daß aufgeklärte Regierungen diese Fehlgriffe nicht bald erkennen sollten und aus manchen Aeußerungen ersieht man, daß sie es thun. Aber die Zudringlichkeit und einseitige Ansicht der vier Interessen, welche die Staatsbürger theilen — das Geld-Interesse, das Agrikultur-Interesse, das Manufaktur- und Merkantil-Interesse — ziehen ihre Aufmerksamkeit getheilt an sich und sie glauben dem einen nachgeben zu müssen, wenn es sich über die Nachtheile, die ihm durch Begünstigung des andern zufallen, beklagt. Das Interesse der Rentenirer und Besoldeten verlangt, daß die Werthe des Geldes immer höher steigen und alles wohlfeil werde, und da sie am nächsten stehen und gebraucht werden, finden sie zu leicht, wenn auch nur geheimes, Gehör. Die Landeigenthümer und ihre Pächter wünschen den vortheilhaftesten Absatz der inländischen Produkte und Erhöhung ihres Preises und dringen deshalb auf abzuschneidende Konkurrenz der ausländischen. Sie haben in Frankreich jetzt entschieden die Oberhand in beiden Kammern bekommen und dadurch das Verbot der Korneinfuhr und die dem Verbote fast gleichkommende Impo-

stirung des fremden Viehes und der Wolle bewirkt, ungeachtet es klar ist, daß Frankreich des ersteren nicht immer und nicht in allen Provinzen, der letzteren nie entbehren könne. Man sehe, zu welchen Windungen der Minister in seinem Berichte an den König über den erhöheten Tarif der fremden Wolle genöthigt ist. — Das Manufaktur-Interesse will niedrige Preise der Lebensmittel, damit seine Arbeiter und die rohen Materials ihm weniger kosten, weil es dann auch auf den ausländischen Märkten andere durch wohlfeilere Preise verdrängen könnte und will zugleich das Monopol auf den inländischen. Das Merkantil-Interesse will letzteres nicht, weil es fühlt, daß ohne Waaren-Umtausch kein bedeutender Handel statt finden könne. So streben diese einander entgegen, und wenn heute das eine begünstigt ist, so muß morgen das andere es werden, um das Gleichgewicht herzustellen, was man aufgehoben hatte und einen Fehler durch den andern gut zu machen und so entsteht das Regulativsystem, welches anfangs die Machthaber sehr schmeichelt, bald aber in die größten Verlegenheiten verwickelt. Einsichtsvolle Staatsmänner mögten sich wieder davon frei machen und die Sache ihrem natürlichen Gange überlassen, aber einmal darauf begründete Einrichtungen und Anlagen gestatten dies ohne Verlust

der Einzelnen und ohne Ungerechtigkeit nicht, indem jenes falsche Prinzip zu Unternehmungen verführte, die ohne solches nicht bestehen können.

Unwahrscheinlich aber ist es nicht, daß der Druck der jetzigen Zeit selbst zu klarerer Ansicht führe, daß die Rentenirer erkennen, die Quelle ihrer Renten — der Gewerbsbetrieb der Nation — müsse versiegen; daß die Landeigenthümer einsehen, ihr Boden könne nur Rente tragen, in dem Verhältnisse, wie die Industrie andere in den Stand setze, ihre Produkte zu bezahlen; die Manufakturisten begreifen, daß der producirende Landbauer ihr vorzüglichster Kunde sey und daß sich der Ertrag ihres Gewerbes nach dem Wohlstande richte, worin sich dieser befindet; die Kaufleute endlich, daß sie keine inländische Waaren austauschen können, wo sie keine ausländische eintauschen. Unb so werden dann auch die Regierungen sich von den Täuschungen frei machen, welche in einer so klaren Sache nur die Dazwischenkunft des Geldes als Austauschmittels beim Umsatz der Natur- und Industrie-Produkte jedes Landes veranlaßt. Die praktischen Finanzmänner werden ihre Augen nicht blos auf die Geldkassen, sondern auf den Wohlstand der Nation richten, wodurch die Industrie belebt wird und jene allein gefüllt werden können. Dürfen wir nicht hoffen, daß die heilige Verbindung unserer Herrscher, nachdem sie

einen andern Gegenstand ihrer Sorge entfernt haben, ihren ausgesprochenen Zweck sich als die gemeinschaftlichen Väter und die Völker der Christenheit als Brüder — die sich nicht anfeinden, sondern lieben und unterstützen sollen — zu betrachten, ausführen werden? — was nicht anders geschehen kann, als indem sie die Nationen, wie die Bürger eines Staats, zu gegenseitiger Mittheilung ihrer Erzeugnisse verbinden und indem sie einer jeden überlassen, was sie nach ihrer Lage und ihren Sitten am vortheilhaftesten hervorbringen und von andern zu mehreren Lebensgenuß dafür eintauschen wolle, und so zu höherer Industrie und Anstrengung aufmuntern. Hierdurch wird die, sich so stark vermehrende, Bevölkerung allenthalben diejenige Beschäftigung und Verdienst finden, welche ihr fehlen würde, wenn ihre Produkte keinen auswärtigen Absatz finden.

Diese noch nie so schnell in Europa fortschreitende Vermehrung ist es, was in der Ansicht unserer Zeit und ihrer Zukunft vorzüglich in Betracht kommen muß. Es ist bekannt, welchen Zuwachs die Volkslisten in allen Staaten und allen Provinzen ergeben und wenn sie auch nicht die pünktlichste Richtigkeit haben, so kommen sie doch im Ganzen der Wahrheit sehr nahe. Wir können hier nicht auf die Darstellung aller hierzu mitwir-

kenden Umstände eingehen; eine Hauptursach ist gewiß die beinahe vollführte Ausrottung der Pokken und es zeigt sich, gottlob! nicht, was man früher besorgte, daß die Natur durch Erzeugung oder Vermehrung anderer Krankheiten das Gleichgewicht zwischen Geburten und Sterblichkeit wieder herstellen wolle.

Die Besorgnisse, welche Malthus wegen Uebervölkerung erregte, sind faktisch gehoben, indem es sich in England, wo sie am stärksten waren, zeigt, daß bei einer enormen Volksvermehrung die Produktion mit der Consumption nicht nur Schritt gehalten, sondern vorgeeilt sey und ihr durch Erhöhung der Landkultur noch lange gleich bleiben könne, obwohl in diesem Reiche nur der dritte Theil mit dem Landbau beschäftigt ist und mit seinem Produkte zwei andere ernähren muß. Hypothetisch — d. h. wenn kein anderes Hinderniß der Menschenvermehrung in den Weg tritt — scheint mir jedoch sein Satz — daß die Bevölkerung in geometrischer Progression (2. 4. 8. 16. 32. u. w.) die Produktion nur in arithmetischer (2. 3. 4. 5. 6. u. w.) fortschreiten könne — seine Richtigkeit zu haben, ungeachtet solcher von mehreren neuern Schriftstellern für ganz unbegründet erklärt wird. Aber sein Endresultat liegt in unabsehbarer Ferne, zumal wenn wir die Nationen als ein Menschengeschlecht und die Ober-

fläche des Erdballs als sein Eigenthum betrachten. Richten wir aber unser Auge nur auf einen Fleck, so wird da, wo fruchtbarer Boden in gar keiner oder nur auf einer niederen Stuffe der Cultur steht, die Produktion vorerst größere Fortschritte als die Bevölkerung machen und die Arbeit am vortheilhaftesten auf die Landkultur verwandt werden, weil sie die Schätze der Natur aufschließt, und diese das ihrige zu dem hinzufügt, was die Arbeit bewirkt. Weil jeder arbeitende Mensch hier das doppelte und dreifache hervorbringen kann, was er verzehrt, so wird seine Vermehrung nie Mangel erleiden und er wird noch eine bedeutende Zahl unproduktiver Menschen neben seinen Kindern erhalten können. Die Landkultur kann aber auf einen Punkt kommen, und hat ihn in einigen Gegenden erreicht, wo die mehr verwandte Arbeit sich durch das höhere Produkt nicht bezahlt und vortheilhafter auf andere Industriezweige verwandt wird. In England ist dies der Fall und man schreibt das Vorschreiten des Landbaues und der Produktion nicht mehr der darauf verwandten mehreren Arbeit, sondern der Ersparung derselben zu, welche durch Theilung der Arbeit in größeren Wirthschaften — gegen die vormaligen kleineren — und durch den Gebrauch der künstlicheren Werkzeuge, der Grubber, Cultivatoren, Pferdehacken, Drillmaschinen

und Dreschmühlen bewirkt wird. Allein der Effekt derselben wird doch auch seine Grenze haben und nicht zureichen, wenn der Zuwachs der Bevölkerung so fortschreitet, daß sie sich jährlich um 15 Procent und in 10 Jahren um 3,300,000 Menschen vermehrt. England wird also sehr wahrscheinlich der Einfuhr fremder Produkte wieder bedürfen, zumal da die Besorglichkeit dieser Menschenmasse keine Beschäftigung und Verdienst geben zu können in der neuesten Zeit wieder gehoben scheint.

Daß überhaupt dieser allgemeine Zuwachs der Bevölkerung dem Grundbesitz und dem Landbau bessere Aussicht in die Zukunft gewähre, scheint wohl unzweifelhaft. Man hat zwar gesagt, daß weil jeder mit dem Landbau beschäftigte Mensch mehr hervorbringen könne, als er verzehre, so folge daraus, daß die Produktion sich um so stärker vermehren werde, je mehr Landbauer entstehen, daß mithin die Preise der Produkte da nicht zunehmen würden, wo ein Theil dieser Menschen nicht anderweitige Beschäftigung erhielte. Allein wenn die Kultur des Bodens durch mehr darauf verwandte Arbeit zunimmt, so muß sein Werth steigen, und wenn der unfruchtbarere Boden kultivirt wird, so muß der fruchtbarere, im Verhältniß seiner höheren Fruchtbarkeit, eine höhere Rente geben. Die Arbeit wird dadurch wohlfeiler und

wird sie so wohlfeil, daß der Arbeiter nicht dabei bestehen kann, so sucht und findet ein Theil der Menschen immer eine andere Beschäftigung. Nach Gegenden, wo die Arbeit so überflüssig ist, daß sie auf den Landbau nicht mehr verwandt werden kann, werden sich immer Unternehmer und Kapitalien hinziehen, welche sie nützlich beschäftigen. Aber auf den Punkt muß es freilich in Gegenden erst kommen, wo bisher keine Industrie herrschte, eben weil es den Menschen zu leicht war, sich durch den Landbau zu nähren, und eine künstliche Erzwingung derselben wird von keinem Erfolge seyn.

Eine Vermehrung der Produktion seit Anfang dieses Jahrhunderts in dem größten Theile von Europa ist nicht zu verkennen. Sie ist im Allgemeinen wahrscheinlich um ein Fünftheil gestiegen und ich kann Gegenden, die ich seitdem genau kenne, namhaft machen, wo sie es ums doppelte ist. Daß sie aber der Bevölkerung und Consumption entschieden vorgeeilt sey, kann man nicht sagen, wenn eine halbe Fehlernte, wie die von 1822, die großen Vorräthe von mehreren reichen Ernten absorbirt. Wenn wir also derselben nicht allen Einfluß auf den niedrigen Stand der Preise absprechen wollen, so gehört sie doch gewiß nicht zu den bewirkenden Ursachen. Hätte es den Landbauern nicht so sehr an Gelde gefehlt,

so wäre nach jener Ernte der Preis des Scheffels Roggen auf 3 Thaler und der des Hafers auf 2 Thaler gestiegen, und jener auch nach der reichen Ernte von 1823 nicht über die Hälfte gefallen. Daß die jetzigen niedrigen Preise wieder eine Verminderung der Produktion bewirken müßten, haben manche geläugnet, wenn sie auch wirklich unter dem Kostenpreise ständen. Denn die einmal bei günstigern Zeiten gemachten Verbesserungen wären nachhaltend und ihr Effekt zeige sich in der Folge oft stärker als zu Anfange; auch müsse sich der Landbauer um so mehr anstrengen, ihn zu benutzen und um so mehr zu produciren, je weniger es gelte. — Wahr ist es allerdings, daß der Landbauer mit seiner Produktion nicht so schnell nachlassen kann, wie der Fabrikant mit der seinigen, wenn sie unvortheilhaft wird; aber auf die Dauer geschieht es um so mehr, und wenn es einmal geschehen ist, kann der höhere Betrieb oder dessen Effekt auch nicht so schnell wieder hergestellt werden. Fast alle Verbesserungen in der Landwirthschaft sind so, daß wenn sie nicht erhalten werden, sie wieder zurückschlagen und die Erhaltung der Verbesserungen erfordert zwar nicht das Kapital, was ihre erste Bewirkung kostete, aber doch immer ein größeres Betriebskapital als nöthig war, bevor sie gemacht wurden. Fehlt dies, wird es herausgezogen — wie es bei den

jetzigen Zeiten zu häufig geschehen muß — so wird der Zustand schlechter, wie er vormals war. Für die nächsten Ernten reicht es wohl zu, wenn der früher bekräftigte Acker gepflügt und besäet wird und hierzu sind die arbeitenden Kräfte noch nothdürftig vorhanden. Aber der Nutz- und Dünger-Viehstand hat sich schon merklich vermindert. Im vorigen Jahre fehlte es an Futter und Stroh, in diesem Jahre hat man des letzteren überflüssig und mancher, der Holz kaufen müßte, verbrennt es, zur Ersparung des Geldes. Der künstliche Futterbau, der sich immer allgemeiner verbreitete, ist merklich ins Stocken gerathen, wie sich schon daraus ergiebt, daß Kleesaamen, ungeachtet er mehrere Jahre schlecht gerathen ist, wenig Absatz findet. Die kleineren Branntweinbrennereien, die für manche Wirthschaften die Hauptquelle des Düngers waren, stehen still. — Ausgemacht ist es wohl, daß die Kornernten im Verhältniß ihrer Ergiebigkeit den Nahrungsstoff im Boden verzehren und nur noch problematisch, wie dies Verhältniß sey. Je mehr der Mensch, durch seine Arbeit, und die Natur, durch begünstigende Witterung, sie verstärkt, desto größer wird die Erschöpfung des Ackers, wenn ihm in dem Verhältniß nicht neuer Stoff zugeführt wird. Eine Wirthschaft, die man einmal ins Sinken ihres Düngerstandes kommen läßt, sinkt fort, bis sie im Ver-

hältniß ihres Bodens auf eine niedrige Stuffe als Beharrungspunkt zu stehen kommt, von welcher sie sich ohne neue Anlage und Aufopferung nicht erheben kann. Wie tief fallen nicht die in längerer Sequestration stehenden Güter herab, denen man vorerst den Ertrag, den sie noch geben können, abzwingt, ohne auf nachhaltigen Ersatz zu denken. Die — besonders auf den durch Rasenfäulniß bereicherten Acker der Koppelwirthschaft — so wohlthätige Wirkung des Mergel-Lehms geht in den Wirthschaften zu Ende, die sie nicht zur stärkeren Dünger-Reproduktion benutzten, und ihrer sind viele. — Wenn sich die Zahl energischer und denkender Wirthe allerdigs vermehrt hat und unsere Aufmerksamkeit häufig auf Landgüter gezogen wird, die sich so weit über ihren vorigen Zustand erhoben haben, daß dieser dem, der sie früher nicht kannte, kaum denkbar ist, so scheint doch der größere Theil der Wirthschaften im sinkenden Zustande zu seyn, so daß wir von einem nachhaltigen Ueberfluß der Produkte bei vermehrter Bevölkerung nichts zu besorgen haben.

Die Erfahrung lehrt, daß wenn einmal die Tendenz zum Sinken der Preise da ist, dieses eine Zeitlang ohne zureichenden Grund fortdauert. Der größte Theil der Menschen schließt und handelt blos nach Analogie der nächsten Fälle und so

schraubt sichs durch den Drang des Angebots immer tiefer herunter, so wie im Gegentheil auch steigende Preise durch die oft ohne Grund erregte Besorglichkeit und Drang des Begehrs immer mehr in die Höhe geschroben werden. Da jetzt entschieden jene Tendenz da ist, so müssen wir uns vorerst auf ein noch tieferes Sinken gefaßt machen. Aber in der moralischen, wie in der physischen Welt herrscht doch ein beständiges Streben zur Herstellung des Gleichgewichts, und wenn dieses gleich eine Zeitlang Hindernisse findet, so tritt doch immer irgend etwas, oft ganz unvorhergesehen, ein, welches jenes Streben frei macht.

Können wir dann, können unsere Regierungen, deren Hülfe man so dringend in Anspruch nimmt, nichts dagegen thun? — Nie sind wohl die Calamitäten des Landbaues mit mehrerem Interesse und Gründlichkeit erwogen worden, als neuerlich im englischen Parlamente (was freilich unsere Zeitungen als unbedeutend übergehen und uns dafür mit Mordgeschichten unterhalten), und nie war, bei dem auch daselbst vorherrschenden Interesse des Grundbesitzes, die Neigung zu helfen reger. Aber was war das Resultat der scharfsinnigen Untersuchungen der Commité? — Daß nicht zu helfen sey! — daß die Absperrung des fremden Getreides dem Ackerbau nichts geholfen, den Manufakturen und dem Handel aber gescha-

det habe, daß dennoch eine wesentliche Abänderung in diesem Zeitpunkte, wo das Getreide auf dem Continente gar zu wenig gelte, gefährlich sey. — Hätte man diesen Handel nicht so völlig gestört, so würde der Preis in England wie auf dem Continente höher geblieben seyn, aber nun sey das Uebel geschehen.

Und etwas anderes, als daß von Seiten der Regierung nicht zu helfen sey, mögte eine gründliche und umsichtige Untersuchung auch bei uns wohl nicht aussprechen.

Der Hr. Verfasser der ersten Abhandlung empfiehlt die Wiedereinführung des Magazinirungs-Systems, wobei in wohlfeilen Zeiten angekauft und in theuren zu billigen Preisen losgeschlagen wurde, nachdem das Militair versorgt war. Ich kann nicht entscheiden, ob dieses System, welches besonders unter Friedrich dem Großen so sorgsam befolgt wurde, dem preußischen Staate im Ganzen vortheilhaft gewesen sey, aber dem Ackerbau war es nachtheilig. Die Preise standen in wohlfeilen Jahren nicht höher wie im Auslande, blieben aber in theuren Jahren weit darunter. Von den hohen Preisen, besonders des Weitzens, auf dem Weltmarkte, konnte der Landwirth, der nicht in der Nachbarschaft der Ströme, Seehäfen und Landesgrenzen sich der Unterschleife bediente, wenig profitiren und man vernahm nur Klagen

über

über diesen Druck. Denn ohne Sperrung und Erschwerung der Ausfuhr bei steigenden Preisen, kann dieses Magazinirungssystem nicht bestehen, weil ja sonst die Vorräthe nicht den Unterthanen, die Mangel besorgen, sondern dem Auslande und der Vortheil den Zwischenhändlern zu Nutzen kommen würden. Die niedrigen Preise wurden beim Ankaufe nicht erhöhet, denn es ist die Tendenz jeder Administration, möglichst auf Kosten anderer zu sparen, um den Beifall der Vorgesetzten zu erhalten und anderes Deficit zu decken. Sie kann und darf sich nicht zu höheren Staatsansichten erheben, und man kann sie ihr auch nicht vorschreiben. Der Ankauf geschieht von den Mindestfordernden, und da der Zudrang zum sichern Absatz in solchen Zeiten immer groß zu seyn pflegt, so wird der currente Preis dadurch immer mehr herabgedrückt als gehoben. Man verkauft gern wohlfeiler, wenn man funfzig Winspel auf einmal absetzen kann, als wenn es fünfe sind. Sind die öffentlichen Magazine einmal gefüllt, so wird die Nachfrage des Publikums um so lauer, man kauft nur den täglichen Bedarf, denn die Vorräthe liegen ja da, wenn es fehlen sollte, und an Spekulationen ist gar nicht zu denken. Wollte man einen Einkaufspreis über den currenten bestimmen, um diesen dadurch zu erhöhen, so müßte man den Einkauf doch beschränken. Hier würde das Ge-

dränge so enorm werden, daß man doppelte Schildwachen vor die Büreauthüren setzen müßte, und dann würden nur gute Freunde — Spekulanten und Aufkäufer — durchdringen, so daß der ehrliche Landmann nichts davon erhielte.

Die Kosten der vormaligen Magazine waren sehr groß, und der Verlust des Staats dabei bedeutend, da, aller Vorsicht ungeachtet, das Verderben großer Quantitäten nicht verhütet werden konnte. Weil das große Kapital aus dem Schatze genommen werden konnte, wo es unthätig lag, so durften die Zinsen nicht einmal gerechnet werden, wie es jetzt geschehen müßte. — Ich gestehe also, daß ich mich der Majorität der Würtembergischen Repräsentanten angeschlossen hätte, die gegen die Anlage der Magazine entschied, obwohl in dem größeren Theile jenes Staats der Wechsel zwischen Ueberfluß und Mangel, ihrer starken Bevölkerung wegen, noch häufiger, als in unserm nordöstlichen Deutschlande eintritt.

Das Einzige, was ich als Hülfe des Staats gegen die Bedrängnisse des Landbaues, besonders in gewissen Gegenden, vorzuschlagen wüßte, wäre: daß der Staat soliden Gutsbesitzern einen Vorschuß auf Getreidevorräthe gäbe. Die Controlle scheint etwas schwierig zu seyn, wenn der Deponent die freie Disposition — wie es doch wünschenswerth wäre — darüber behält. Aber er

müßte aufs strengste verpflichtet seyn, sobald er z. B. 10 p. C. davon verkauft hätte, den vorgeliehenen Theil in diesem Verhältnisse unaufgefordert abzutragen, bei harter und unabbittlicher Strafe der Wortbrüchigkeit. Müßte auch der Staat hierzu eine Anleihe machen, so hätte das nichts zu bedeuten, weil der reale Werth daläge und die Staatsschuld nicht vergrößert würde. Vielleicht könnte es blos durch ein beständig realisirbares Papiergeld mit den geringern Zinsen eines Realisationsfonds bestritten werden, welches ich aber denen überlassen muß, welche beurtheilen können, ob unsere Cirkulation mit Papiergeld schon gesättigt sei, oder noch mehr ertragen könne. (Die Einlieferung zur Realisation giebt das allein zu erkennen.) Bei den im Creditverband stehenden Gütern wäre die Controlle, so wie überhaupt die Disposition des Fonds, der Landschafts-Direktion zu übertragen, damit die Einrichtung auch mit dieser in keine Collision gerathe, vielmehr die Pfandbriefszinsen um so sicherer erfolgten.

Diese Vorräthe wären dann die zweckmäßigsten Ableiter des temporairen Ueberflusses von den Märkten, und die sichersten und wohlfeilsten Magazine für die Zeiten des Mangels und der Theurung, wo sie das Geldkapital mit großem Gewinne zurückbrächten. Getreide-Auflagerungen — wenn sie mit gehöriger Vorsicht für Verderben ge-

schützt waren — sind noch nie unbenutzt geblieben. Es ist immer eine Zeit gekommen, wo sie vortheilhaft abzusetzen waren. Aber unsere Magazingebäude zu längerer, mithin großer, Aufbewahrung sind zu kostbar. Es verlohnte sich daher gewiß in jetziger Zeit ein nochmaliger Versuch mit den hohen, luftdichten Behältern. Hr. Terneau hat ihn bei Paris — wie es heißt mit dem besten Erfolge — wiederholen lassen, es sprechen für ihn alle Gründe und alle ältere Erfahrungen. Die Beschreibung einer wohlfeilen Einrichtung derselben im Kleinen findet sich im XI. Bande dieser Annalen S. 26. Sollte sich nicht eine Staatsbehörde bewogen finden, diesen Versuch nach dieser oder einer vielleicht zweckmäßigern Einrichtung zu machen? Privaten werden es nicht zuerst wagen, obwohl die Anlage wenig kostspielig ist. Solche Behälter würden auch die Controlle verpfändeter Vorräthe mehr als Kornböden erleichtern.

Was jeder Einzelne bei dieser Zeit vor allem zu thun habe, findet sich von selbst. Er muß jede Geldausgabe, die nicht entschieden gewinnbringend für ihn ist, vermeiden.

Insbesondere aber muß er den Preis der Arbeit herunter zu bringen und wieder im Verhältniß mit dem Preise der Lebensmittel und der rohen Produkte zu setzen suchen. Wenn der Herr

Verfasser der ersten Abhandlung sagt, der Druck unserer Zeit fiele vor allem auf die Arbeit, so ist das wohl nicht so zu verstehen, daß der eigentliche Arbeiter dabei leide. Bisher ist das wenigstens nicht der Fall gewesen, er hat sich bei dem niedrigen Preise seiner Bedürfnisse besonders gut gestanden. Aber auf das zur Erhaltung der Arbeit erforderliche Capital, auf die Unternehmer ist dieser Druck, nächst dem Grundbesitz, am stärksten gefallen. Die Herabsetzung des Geldlohns wird dringend und zwar nicht allein für das Gesinde und für die Tagelöhner, sondern noch mehr für die Handwerker, die der Landwirth braucht. Dies kann aber nicht anders, als durch das gemeinschaftliche Bestreben der Landwirthe einer Gegend erreicht werden, wenn diese erkennen, daß die Zeit da sei, wo die in geldreichen Zeiten zugestandene Preiserhöhung der Arbeit herunter muß.

Nichts ist wohl falscher, als das Prinzip, durch eine erzwungene Vermehrung der Kornproduktion den niedrigen Preis ersetzen zu wollen. Vielmehr scheint mir eine Beschränkung derselben, wenigstens in der Aussaat, nie angemessener, als in dieser Zeit. Jeder Acker, der nicht mit zureichender Sicherheit die auf ihn verwandte Arbeit sammt der Landrente zu bezahlen verspricht, bleibe liegen und diene zur besseren Nahrung des Viehes, dessen Produkte sich wahrscheinlich früher

dem gerechten Standpunkte wieder nähern werden, als das Getreide. So wird man die Kraft des Ackers auf Zeiten versparen, wo sie höher benutzt werden kann. Es versteht sich, daß ich nur zu Landwirthen rede, die noch zu sparen vermögen; wahre Verarmung, und Sinken der Wirthschaft, zeigt sich zuerst durch das Herunterkommen des Viehstandes.

Hierauf gründet sich meine Erwartung des früheren Steigens der thierischen Produkte. Gute Wolle bezahlt sich noch immer am besten und wird es ferner thun, weil sich ihre Fabrikate aus Europa über alle Welttheile verbreiten. Die in so vielen Gegenden sich deshalb vermehrende Schaafzucht vermögender Landwirthe muß doch auch eine Verminderung der Rindviehzucht nach sich ziehen.

Zu den glücklichen Ereignissen dieses Zeitpunkts gehört es ohne Zweifel, daß die Leinen-Manufakturen einen mächtigen Schwung durch außereuropäischen Begehr bekommen haben, wodurch der Flachsbau nicht nur wieder ergiebiger werden, sondern auch die starke Bevölkerung einiger Gegenden in den Stand gesetzt wird, sich von etwas mehr als Kartoffeln zu nähren.

Dies sind meine Ansichten, welche ich durch Lesung der vorstehenden beiden Abhandlungen niederzuschreiben veranlaßt wurde. Wenn der Vor-

trag minder geordnet ist, als er es seyn sollte, auch einige Sätze einer weiteren Ausführung bedurft hätten, so muß ich bitten, es durch die Eile zu entschuldigen, womit es zum Abdruck in diesem Hefte niedergeschrieben worden, und den Mangel des Raums, der nur die Andeutung, nicht die Ausführung mancher Sätze erlaubte.

IV.

Ueber die Merinos-Zucht im Vergleich mit der Zucht anderer Schaaf-Racen unter verschiedenen ländlichen Verhältnissen, vom Hrn. v. Gasparin. Paris 1823.

Eligendum est ad naturam loci — — Pinguis et campestris situs proceres oves tolerat, gracilis et collinus quadratas, sylvestris et montosus exiguas. Pratis planisque novalibus tectum pecus commodissime pascitur.

Columella L. VII. cap. II.

Uebersicht und Auszug von Thaer.

Diese Schrift, welche auch in den Annales d'agriculture d. J. abgedruckt ist, hat manches Interesse für uns, und zwar von doppelter Art: einmal positiv — indem der Verfasser gewiß ein genauer Beobachter, ein strenger Rechner und scharf-

sinniger Denker ist, und manches, was wir brauchen können, recht klar und gründlich vorträgt — andrerseits negativ — indem sie beweiset, wie weit man in Frankreich in der Kenntniß und Erzeugung der hochfeinen Wolle noch zurück sei, und daß wir von daher eben so wenig als von England eine Conkurrenz mit dieser Wollart zu besorgen haben.

Die Schrift war durch einen Preis veranlaßt, den Hr. Ternaux — der größte und reichste Wollfabrikant in Frankreich — für die Behandlung dieses Gegenstandes ausgesetzt hatte. Man wird sich aus den Zeitungen erinnern, daß bei den mehrmaligen Verhandlungen in den französischen Kammern über die Impostirung und Erschwerung der Einfuhr der fremden Wolle, die von den Grundbesitzern und Producenten sehr betrieben wurden, Hr. Ternaux dagegen sprach und versicherte, daß die Fabrikation mancher feinen Zeuge die ausländische und besonders die sächsische Wolle gar nicht entbehren könne, womit er auch vor mehrern Jahren obsiegte, in der Folge aber unterlag. In Bezug hierauf scheint diese Preisaufgabe zu stehen. Die Societät zur Beförderung der inländischen Gewerbe, erkannte von 7 eingelaufenen Abhandlungen dieser und einer des Hrn. Perrault den Preis zu.

Eine vollständige Uebersetzung dieser Schrift

würde für uns von keinem Nutzen seyn, und ohne viele Erläuterungen nur Mißverständnisse erregen. Diejenigen, welche sie ohne solche richtig zu verstehen im Stande sind, werden sie lieber französisch lesen. Um das zu unterscheiden, wo ich den Verfasser fast wörtlich reden lasse, werde ich es mit Häkchen „ " bezeichnen. Wenn ich den Inhalt und seinen Sinn nur angebe, werde ich es unbezeichnet lassen; meine Bemerkungen werde ich aber in Parenthesen ( ) einfassen.

Wenn gleich die französischen Münzen, Maaße und Gewichte als bekannt angenommen werden können, so will ich die hier vorkommenden zur schnellern Uebersicht, reducirt auf unsere preußische, hierher setzen.

1 Franc ist 6 gGr. $5\frac{5}{8}$ Pfennig. Man kann ihn zu 8 Silbergr. Preuß. annehmen.

1 Kilogram hält 2,134 Berliner Pfund. 50 Kilogram machen 106,7 Pfund und werden von Einigen 1 Quintal (Centner) genannt. Nach einigen Angaben soll man darunter 100 Kilogram verstehen; das thun aber die Franzosen nicht, sondern nennen 100 ihrer Livres, welche gleich sind $104\frac{1}{2}$ Berliner Pfund, gewöhnlich 1 Quintal, den wir also durch Centner übersetzen, ungeachtet er $5\frac{1}{2}$ Pfund leichter, als der unsrige ist.

1 Aune hat 526$\frac{5}{6}$ Pariser Linien. 1 Berliner Elle 206 Pariser Linien.

1 Aune macht also 1,78 Berliner Elle.

1 Hectar hält 3,91 preuß. oder Magd. Morgen.

„Die Geschichte einer wichtigen Entdeckung bietet uns gewöhnlich drei ausgezeichnete Perioden dar: sie wird mit Lebhaftigkeit verbreitet, man sieht nur ihre Vortheile und übertreibt sie; nach einiger Zeit bemerkt man, daß man die Hoffnungen, welche man darauf gesetzt hat, bedeutend herabstimmen müsse; man wird entmuthigt, und man giebt das unüberlegt auf, was man zu leichtsinnig unternommen hatte; endlich, nachdem das betäubende Geschrei der Lobpreiser und der Verachter aufgehört hat, kommt man zur Besonnenheit; man beurtheilt das mit Unparteilichkeit, was man früher mit Vorurtheil angesehen hatte; man vergleicht die Thatsachen, welche sich nun klar ergeben, mit der Kaltblütigkeit, die den früheren Perioden fehlte, und man stützt nun sein Urtheil auf Gründe, welche Vernunft und Erfahrung darbieten."

„Alle diese Wechsel ist unsere Merinozucht durchgegangen, und jetzt wo wir, nach mannigfaltigen Versuchen auf der dritten stehen, war es Zeit, die unterrichteten Männer aufzufordern, die Resultate ihrer und ihrer Zeitgenossen Erfahrung

in einer Uebersicht mitzutheilen. Hierzu scheint es mir erforderlich, daß man 1) die Zucht unserer verschiedenen inländischen Schaafe, und die verschiedenen landwirthschaftlichen Verhältnisse, unter welchen sie betrieben wird, mit dem Ertrag den sie gewähren — 2) den Vortheil der Merinos und die Mehrkosten, welche sie erfordern, 3) die Wirkung, welche die Substitution der Merinos oder ihre Durchkreuzung mit verschiedenen einheimischen Racen in den verschiedenen Lagen, worin sie sich befinden — genauer und im Einzelnen untersuche."

Der Verfasser betrachtet nun die Schaafzucht in den verschiedenen geographischen Lagen Frankreichs. Schaafe halte man in allen Gegenden, aber als eine unbedeutende Nebensache, in einigen aber seyn sie der wichtigste Stützpunkt der ganzen Wirthschaft, und in noch andern wären sie mit dem Rindvieh verbunden, und theilten mit selbigem die Aufmerksamkeit der Landwirthe. Nur die beiden letztern Verhältnisse können hier in Betracht kommen.

Fast ausschließlich finde sich ihre Zucht in Gegenden des mittelländischen Meers, die sich von der Garonne bis zu den Alpen u. s. w. ausdehnen. Eben so wichtig seyn sie in dem Departement von Cher, von wo aus sie sich über die beiden Seiten der Loire ausdehnten; in den Departements der Seine verbänden sie sich aber mehr

mit den Kühen, und machten diesen in dem Departement der Seine und Marne völlig Platz. Man könne gewissermaaßen die Schaafgegenden Frankreichs in die südlichen und nördlichen abtheilen, doch sei hinsichtlich des Zwecks und der Art der Schaafe die Gegend der Loire von der mehr nördlichen verschieden. Die größere Masse von Schaafen habe die Anlage der Wollmanufakturen an den östlichen und westlichen Grenzen dieser Regionen veranlaßt, und Carcassonne und Vienne machten die beiden Flügel der mittelmeerischen, Louvier und Sedan der nördlichen aus.

Wo es sehr reiche Weiden gebe, seyn die Schaafe als Hauptgegenstand der Wirthschaft fast ausgeschlossen. Deshalb haben sich die Schaafe in England, seitdem die separirten Weideländereien in Cultur gekommen, bedeutend vermindert, und erhalten in Frankreich nur eine sehr untergeordnete Stelle, wo das Rindvieh einen befriedigenden Ertrag giebt.

Es erkläre sich dies zum Theil daraus, daß feuchte und mastige Weiden so leicht die Kachexie, oder Faulkrankheit der kurzwolligen Schaafe erregten; daß diese nur auf den trocknen, kalkigen und sandigen Boden gesund bleiben, und daß man in den fetteren Gegenden nur die langwollige Art halten dürfe.

Es gebe doch aber auch Gegenden, wo die Weide zugleich sehr nahrhaft und gesund sei. Und wenn auch hier die Schaafe dem Rindvieh hätten weichen müssen, so könne es keinen andern Grund haben, als daß man letzteres vortheilhafter finde.

In der Normandie, Bretagne, Anjou schließe die Pferdezucht die Schaafe aus.

Der Verfasser betrachtet nun die verschiedenen Ortsverhältnisse, in welchen die Schaafzucht sich befindet.

1) Wo man nur Hammelschäfereien, größtentheils von langwolligen flandrischen Schaafen, hauptsächlich für die mastige Stoppel, hält, und sie außerdem nur mit Abfällen nährt.

2) Wo die Weide zwar nur ein Theil des Jahrs zureichend ist, aber doch permanente Heerden gehalten werden, ohne daß man ihnen Nebenfutter giebt. Der Verf. theilt hiervon zwei Beispiele mit, eins welches er genauer kennt aus dem südlichen Frankreich zu Carpentras, Departement von Vaucluse. Der Boden wird von einer kalkigen Kieslage gebildet, unter welcher sich eine starke undurchlassende Thonlage findet; man baut darauf von Getreide nur den Roggen. Wenn der Untergrund tiefer liegt, geräth die Esparsette gut; dies seyen aber nur wenige Flecke. Wenn mit dem März in diesem Klima die Wärme eintritt, so begrünt der Boden schnell, und giebt den

Schaafen schöne Weide. Dies dauert aber nur bis in den Mai, von wo an die Schaafe auf dem ausgedörrten Boden und nach umgebrochener Brache bis zu Ende Juni sehr leiden (auch bei uns tritt diese Periode, nur später, ein) wo die vollendete Ernte ihnen die Stoppel einräumt, welche aber häufig die Blutseuche (Maladie rouge) durch das zwischen dem Getreide wachsende schädliche Unkraut (welches?) erzeugt. Die im September erfolgenden Regen begrünen das Land wieder, und dann erhalten die Schaafe nach der Weinlese die Auftrift in den Weingärten, wo sie einen Ueberfluß gesunder Nahrung finden, Fleisch wieder ansetzen, und der besten Gesundheit genießen. In diesem Zustande halten sie sich, bis Frost eintritt, welcher jedoch selten so stark ist, daß ihnen die nothdürftige Weide fehlte; es sei selten, daß man ihnen bei ungewöhnlichem Froste, oder anhaltenden Regen, etwas Stroh reiche. Unter diesen Verhältnissen kann nur eine harte, daran gewohnte und selbst dadurch gebildete Race bestehen. Diese Race ist klein, hat eine feine Wolle, ist fast unermüdlich, und sucht sich ihre Nahrung auf den weiten Revieren, wo das Auge fast kein Hälmchen entdecken kann. Die Natur scheint sie für diese Oertlichkeit gebildet zu haben, und allenthalben, wo man jene findet, trifft man auch diese Race. In den Departements von Herault,

von Avignon ist sie einheimisch. Die Unermeßlichkeit der dortigen Weiden ersetzt ihre Dürre und Unfruchtbarkeit, wenn ein Thier die Beweglichkeit hat, sich seine nothdürftige Nahrung auf weiten Flächen zusammenzusuchen, und nur mit Hülfe desselben geben solche Ländereien noch einigen Ertrag. Ein Versuch, eine größere und bessere Race einzuführen, ist dem Verf. fehlgeschlagen, sie verfielen in Abzehrung. Die Merinos dauerten nur ein Jahr aus, die Wolle fiel ihnen vom Leibe ab, und man mußte sich beeilen, die übrigen in eine andere Gegend zu bringen, um sie zu erhalten. Die säugenden Mütter sucht man durch etwas Nebenfutter noch aufrecht zu erhalten, da man dessen aber wenig hat, so hält man größtentheils gelte Vieh.

Der Verfasser legt nun Berechnungen an, wie der Eigenthümer sowohl, als der auf halben Antheil gesetzte Pachter — nach der in Frankreich üblichen Art — bei der Haltung dieser Heerden zu stehen komme. Es ergiebt sich daraus, daß dem Eigenthümer für seinen Antheil der Centner Dünger 41 Centimen, dem Pächter 64 Centimen koste (beträgt p. Fuder von 20 Centner 8,2 und 12,8 Fr.) welches für den Gebrauch, welchen man dort davon macht, ein hoher Preis sei. Aber dennoch bleibe man bei dieser Schaafwirthschaft, weil die Brachen und Stoppeln nicht anders zu be-

benutzen wären, man auch das Stroh nicht verkaufen und anderen Dünger nicht ankaufen könne. Man habe zwar gesagt, wenn die Schaafe nicht wären, könne man die Brachen benutzen; aber das geschehe doch nicht, wo man unter ähnlichen Umständen keine Schaafe hielte, weil es an Kapital zur Einführung einer andern Wirthschaft fehle. Auch rechne der Eigenthümer die Zinsen des Kapitals, welches einmal in der Heerde und in den von seinen Vorfahren erbauten Gebäuden stecke, nicht; der Pächter dagegen nichts für die Wartung und Hütung, welche er durch einen seiner Söhne verrichten lasse.

3) Wo man Weide im Winter hat, und die Heerden im Sommer auf die Gebirge schickt. „Wenn in den Gegenden des Mittelmeers die Ebnen von der Sonnenhitze ausgebrannt sind und alle Weide versagen, so zieht sich der Schnee der Alpen in seine letzten Grenzen zurück, und breitet das farbenreiche Gewand der Gebirge aus. Wenn die Thäler im Winter die Heerden des Alpenbewohners aufgenommen hatten, und diese hier ihre Nahrung bei unsern milden Wintern fanden, so finden wir nun die gedeihlichste Weide zwischen seinen Felsen, wenn sie bei uns verschwindet. Deshalb ist dieses Wandern in allen warmen Klimaten eingeführt, in Calabrien und Spanien, wo es aber mit einem die Kultur niederdrückenden Ein-

griff ins Eigenthum verbunden ist, und in der Provence, wo es nach den allgemeinen Grundsätzen des Rechts und Eigenthums ohne usurpirte Privilegien ausgeführt wird."

Ohne auf die Beschreibung der besonderen Wirthschaftsverhältnisse der dortigen Gegend einzugehen, wovon wir nichts analoges haben, führe ich doch folgende Bemerkung an. „Wenn die Weide am Seeufer zu viele salzige Pflanzen enthält, so taugt der Mist wegen des vielen darin befindlichen Seesalzes nicht für das Land, welches dessen schon überflüssig hat. Man verbessert diesen Boden nur durch das Unterbringen von grünem Rohr und anderer Pflanzen, die in ihre Substanz (Parenchyma) kein Salz aufnehmen, der Mist aber wird an die Languedocer Weinbauer verkauft, die ihn hier abholen."

Aus der Berechnung von den Kosten und dem Ertrage einer Heerde von tausend Stück, die der Verf. auf verschiedene Art stellt, geht hervor, daß der Vortheil 350 Fr. in Summa, oder 35 Centimen auf das Stück sey. Das Kapital giebt 12 p. C. und dies sey zureichend für die dortigen Verhältnisse. Er berechnet noch eine Art von Hammelschäferei ohne Aufzucht, wobei man die Lämmer ankauft und sie im dritten Jahre, nach dreimaliger Schur, wieder verkauft, welche aber schlechter rentirt.

4) Wo die Weide unzureichend ist und man Nebenfutter giebt.

„Von der Durance bis zu den Thoren von Arles, ist aller Boden in Kultur und die meisten Güter haben keine andere Weiden, als die Brachen, und keine andere Hülfe für den Winter, als die aufbewahrte Luzerne. In allen Lagen, wo die Blutseuche nicht herrscht, bewährt sich diese Methode, wobei die Schaafe der besten Haltung genießen, durch den bedeutenden Vortheil, welchen die Heerden abwerfen; aber das Ueble ist, daß sie das Brachsystem aufrecht erhält, und hartnäckigen Widerstand gegen die höhere Benutzung der Felder und Einführung einer besseren Bewirthschaftung veranlaßt." (Gerade wie vormals in Deutschland!)

Die Schaafe sind von großer Statur und bringen größtentheils drei Lämmer in zwei Jahren. Da aber auch junge darunter sind und andere, die gelte bleiben, so rechnet man doch nur jährlich auf so viel Lämmer, als man Schaafe hält. Jährlich wird der siebente Theil von Lämmern eingeschossen, die übrigen werden mit der Milch gemästet, so daß ein Lamm an zwei Müttern saugt, und in vier, höchstens 6 Wochen zu einem Gewicht von 25 bis 30 Kilogrammen kommt, ohne das geringste Futter zu erhalten.

Diese schönen Milchlämmer werden in den Städten hoch geschätzt.

Die Fütterung, welche diese Schaafe erhalten, besteht in 4 Centnern Luzerne (Quintaux, ohne Zweifel von 100 Pfund pariser Gewicht, welches 104½ Pfund Berliner macht) für ein Mutterschaaf, wenn nicht, wie der Fall selten, eine Bergweide in der Nähe ist, und aus 2 bis 3 Centner schilfigten Heues für jedes Gelteschaaf. Ueberdies aber säet man eine Fläche Korn für sie an, welche sie zweimal, im Winter und im Frühjahr, abweiden, wenigstens ein Hectar für hundert Stück, wozu der Nachwuchs der Luzerne und Esparsette kommt, für die, welche im Herbst lammen, wenigstens auch ein Hectar. Mit diesem Futter kann man 4 Schaafe auf den Hectar Ackerland halten. (Ungefähr 1 Schaaf p. Morgen.)

Der Verfasser theilt nun eine auf Erfahrung und bestimmte Data begründete Berechnung mit, deren Resultat so auffallend ist, daß ich sie ganz ausziehe.

Kosten einer Heerde von 200 Schaafen zu Tarrascon (Bouches du Rhône).

Ein Schäfer und ein Junge .	780 Francs.
688 Centner Luzerne für 172 Mutterschaafe, à 2 Francs . .	1376 „
Latus	2156 Francs.

Transport	2156	Francs.
Für 84 Centner grobes Heu für die gelten Schaafe, à 1½ Fr. .	126	"
Stroh zur Streu 600 Ctr. zu 1 Fr. 35 Cent.	810	"
Stoppelweide 32 Fr. für die Hectare, 4 Stück auf 1 Hectare . .	800	"
Nachweide auf der Luzerne, und Abweidung des ausgesäeten Korns, 4 Hectaren, 33 Francs für die Hectare	132	"
Kleine Ausgaben für Horden, Schur u. s. w.	40	"
Gewerbszinsen des Betriebskapitals zu 10 p. C.	406	"
Gewerbszinsen des Stammkapitals und Assekuranz für das Leben eines Thiers, 11 Jahr im Durchschnitt angenommen zu 14 p. C. *)	364	"
Summa	4834	Francs.

*) Diese Annahme der Zinsen mögte manchem auffallend seyn. Aber Engländer, und nach ihnen Franzosen, rechnen so, daß ein in Gewerbe angelegtes Kapital wenigstens 10 p. C. Gewinn geben müsse, wenn es gut angelegt seyn soll. Giebt es weniger, so rentirt es schlecht, und was es weniger giebt, wird als Verlust angenommen. Kömmt mehr heraus, so ist es

Ertrag.

172 Milchlämmer, à 7 Fr. .	1204	Francs.
28 Märzschaafe, à 6 Fr. . .	148	»
200 Vließe, à 3 Fr. . .	600	»
Wolle von 28 Lämmern, à ¾ Fr.	21	»
Milchbenutzung eines Schaafs, à 2 Francs	400	»
Stalldünger 4000 Ctr., à 35 Cent.	1400	»
	3773	Francs.
Verlust	1061	»
	4834	Francs.

Oder auf den Kopf 5 Francs.

„Ist es möglich, frägt der Verfasser, eine solche Wirthschaft zu führen? — Allein, antwortet er, wenn man von der Rechnung die 810 Francs für Streustroh abzieht, welches der Pächter nicht verkaufen darf, und die Hälfte des Werths der Stoppel mit 400 Francs, die er nicht

---

außerordentlicher Gewinn, und zufrieden ist man, wenn sich gerade so viel ergiebt. Ist aber ein bedeutendes Risiko bei der Unternehmung, so müssen die Zinsen, im Verhältniß seiner Größe, um so viel höher angenommen werden. Stecken also im Stamme einer Schäferei 5000 Rthlr., so muß ich 700 Rthlr. für Gewerbszinsen in Anrechnung bringen, und diese werden unter den Kosten oder auf der Debet-Seite mit aufgeführt. Diese Berechnungsart ist uns noch fremd, hat aber vieles für sich.

bekommen würde, so begreift man, wie er dabei bestehen könne."

Dann beschreibt der Verfasser, unter gleichen Verhältnissen, verschiedene Betriebsarten der temporairen Hammelschäferei, die wir übergehen und bemerken, daß eine auffallende darunter ist: wo man Märzschaafe kauft, das Vließ und das Lamm davon nimmt und letzteres mit der Mutter wieder verkauft. Der Profit solcher temporairer Heerden hange ganz vom Schlächter und vom savoir faire des Entreprenneurs ab: es sey ein Spekulationsbetrieb, und er habe Leute gekannt, denen er immer glückte, und andere, denen er fortdauernd mißglückte.

Aus allem bisher gesagten zieht der Verfasser den Schluß: daß, wo man die Nebenfütterung der Schaafe durch Kunst und Kosten hervorbringen müsse, immer Verlust seyn werde, und dies finde nur da Ausnahmen, wo ein sehr betriebsamer Ackerbau den Dünger sehr hoch bezahlt.

Der Verfasser geht dann zu den Merinos über, um zu untersuchen, in wiefern sie die Verhältnisse veränderten.

„Der unterscheidende Charakter der Merinosrace besteht in der Feinheit, der Menge und der Elasticität ihrer Wolle. Die Feinheit allein ist nicht zureichend sie zu charakterisiren, denn einige sächsische Wollen übertreffen sie sogar in diesem

Stücke (!), aber die Verhältnisse der hochfeinen Wolle sind bei letzteren im ganzen Vließe geringer, und sie hat keine Elasticität (!!)." (Was wir da Neues hören!)

„Die übrigen Charaktere dieser Race sind folgende: die Widder haben gewundene Hörner, die Schaafe sind hörnerlos (nur in der Mehrheit), die Knochen sind stark, der Wachsthum langsam, erst mit 3 Jahren vollständig, die Thiere haben wenig Munterkeit und Temperament; gewöhnlich verbreitet sich ihre Wolle über die Köder, und viel tiefer über die Beine als bei andern Racen, bedeckt auch oft die Backen. Gleich beim ersten Anblick unterscheidet die schmutzige Farbe des Vließes, von dem starken Fettschweiß bewirkt, die Merinos von jedem andern Schaaf."

„Hinsichtlich der Formen und der Stärke giebt es einen großen Unterschied unter den Merinos-Stämmen, man kann sie jedoch unter zwei Hauptracen bringen, die schwere gedrängte Race (race trapue) und die leichte Race."

„Diese race trapue, die man in ihrer ganzen Schönheit und Entwickelung zu Rambouillet findet, ist niedrig auf den Beinen, hat ein starkes Gerippe und ansehnliche Köder; sie ist mit Wolle über die Beine und das ganze Gesicht bedeckt. Das Gewicht des Schaafs ist zwischen 42 und 30 Kilogrammen, dies sind die beiden

Extreme, die sich zu Rambouillet und in andern Schäfereien dieser Race finden."

„Die leichte Race findet sich besonders zu Perpignan, Croissy u. s. w. Ihr Bau ist gedehnt, sie ist hoch auf den Beinen, welche, so wie das Gesicht, ohne Wolle sind. Die Heerde von Croissy hatte die größten und schwersten dieser Race, die von Perpignan die kleinsten, und es fand bei ihnen dieselbe Grenze des Gewichts, wie bei der vorigen Race, statt. Sie ist geschickter zur Wanderung und zu Reisen; ihre Wolle ist sehr fein, aber ihre Gestalt zur Mastung weniger geschickt."

„In ihren Eigenschaften findet sich nichts, was man nicht auch in unseren Landracen anträfe, außer der Feinheit und dem Reichthum ihrer Wolle. Hierauf wäre also allein Rücksicht zu nehmen, und wenn sonst alle Verhältnisse gleich wären, so käme es nur darauf an, so genau als möglich die Vergleichung des Gewichts und Werths der Merinos-Vließe mit dem der Landrace auszumitteln, um darnach den Unterschied des Werths dieser Racen zu bestimmen. Allein die Merinos-Race hat, bei der Menge und Schönheit ihrer Wolle, wieder verschiedene unvortheilhafte Eigenschaften, die wir genauer untersuchen müssen, bevor wir ein entscheidendes Urtheil fällen können."

„Wie alle Waaren, hat die Wolle einen Marktpreis, der durch das Verhältniß ihres An-

gebots zu ihrem Begehr sich feststellt. Es wäre vergeblich, ihren positiven oder natürlichen Werth ausmitteln zu wollen, durch die Berechnung der Kosten ihrer Produktion. Der Käufer bekümmert sich nur darum, wie er sie am wohlfeilsten erhalten, und der Verkäufer, wie er sie am theuersten verkaufen könne; es ist nur durch die Zeit und dadurch, daß sich die Produktion mit der Consumtion ins Gleichgewicht setzt, daß die Waaren einen gewissen innern oder natürlichen Tauschwerth erhalten, welcher aber immer auf der einen oder andern Seite hinausschwankt. Die Geschicklichkeit des Spekulanten besteht also darin, die Ausdehnung des Marktes und der Produktion kennen zu lernen, und die Veränderungen des Gleichgewichts vorauszusehen, die darin bevorstehen. Kein Kaufmann in der Welt hat darüber ganz bestimmte Begriffe, denn die Handelsstatik ist noch eben so in der Kindheit, wie jede andere Statik, nur durch einen gewissen Takt, den man im Handeln bekommt, durch die Uebung, das Ganze nach einzelnen Erscheinungen zu beurtheilen, entscheidet man sich bis jetzt in seinen Unternehmungen, wie in allen auf Wahrscheinlichkeiten beruhenden Künsten, denen es jetzt noch an solchen zuverlässigen Gründen fehlt, welche ihnen vielleicht dereinst die Beharrlichkeit und das Studium geben werden. Bis jetzt wirft sich der große Haufen noch blind-

lings in die Schluchten, die sich ihm öffnen, und verstopft sie, ohne den Ausgang zu sehen; Viele werden im Gedränge erdrückt, Einige dringen durch, die Meisten ziehen sich zurück, um sich mit einem andern Zudrange wieder fortreißen zu lassen."

„Wenn es unmöglich ist, die feine Wolle zu berechnen, die in der Welt erzeugt wird, so ist es noch unmöglicher, die Vermehrung zu bestimmen, deren sie fähig ist. Auch kann man nicht in die politische Zukunft sehen: ein Krieg kann schleunig die Consumtion der Wolle verdoppeln, und ein längerer Frieden sie um die Hälfte herunterbringen. Jedoch ist es der Mühe werth, einen Blick auf diejenigen Faktoren des Wollpreises zu werfen, denen wir uns nähern können, und die Data aufzusuchen, die im Bereich des jetzigen Zustandes unserer Kenntnisse sind."

Zu dem Ende legt nun der Verfasser eine Berechnung über Frankreichs Bedarf an Wolle an. Er geht dabei ins Detail, was eine aus fünf Personen, Vater, Mutter und 3 Kindern bestehende Familie an Wollkleidern gebraucht, und zwar eine solche, die 600 Francs jährlich zu verzehren habe, weil dies der Antheil sey, welcher vom allgemeinen Einkommen der Nation auf jede Familie falle. Die ärmeren rechnet er gegen die reicheren auf; es ergiebt sich ihm, daß jede Person in dieser Familie, Männer, Weiber und Kin-

der, im Durchschnitt genommen, ½ pariser Elle Wolltuch, eine pariser Elle breit, gebrauchen. Die Elle des gewöhnlichen Tuchs erfordere 1 Kilogram 17 Centigrammen reingewaschener Landwolle. „Ich nehme ein der ungewaschenen Wolle sehr günstiges Verhältniß an," sagt der Verfasser, „wenn ich eins ins andere rechne, daß 100 Theile 40 rein gewaschene geben, darnach würden also 2 Kilogrammen 92 Centigrammen auf jede Person erfordert. Wenn man dies mit 30 Millionen, als der jetzigen Population von Frankreich, multiplicirt, so geht daraus ein jährlicher Verbrauch von 43 Millionen Kilogrammen hervor. Das Gewicht des Vließes zu 2 Kilogrammen angenommen, gebrauchten wir 22 Millionen Schaafe, um diese Wolle zu liefern."

„Nach Herrn Morel de Vindé sind 5⅓ Pfund, und nach Herrn v. Polignac 6 Pfund Merinoswolle im Fettschweiß erforderlich, um eine Elle feines Tuch zu machen. Nehmen wir 3 Kilogrammen an, die sich bei der Fabrikwäsche auf 1 Kilogram vermindern. Unsere Fabriken verfertigen ungefähr 2 Millionen pariser Ellen solchen Tuchs, welche eine gleiche Zahl von Kilogrammen rein gewaschener Wolle erfordern, welche aus 6 Millionen Kilogrammen Fettschweißwolle hervorgehen und aus 1,500,000 Merinos erzeugt werden."

Dies wäre also die höchste Zahl von Merinos, deren Frankreich bedürfte, wenn nicht die meisten Bedürfnisse mit ungleich größerem Vortheil durch feinere Wollen, als durch Landwollen, befriedigt werden könnten; denn mit der Feinheit der Wolle seyen andere Qualitäten, Dauerhaftigkeit, Behaglichkeit, Leichtigkeit mit gleicher Stärke verbunden, und sogar eine Fußdecke, ein Mantel, ein Schäferkittel von feiner Wolle sey angenehmer, als von grober. Daher scheine die Verbesserung der Wollen keine andere Grenzen zu haben, als der Bedarf Frankreichs an Wolle überhaupt, wenn nicht der Boden und andere landwirthschaftliche Verhältnisse sie beschränkten.

Im Jahre 1808 betrug die Einfuhr, wegen des Bedarfs der großen Armeen, 3 Millionen Kilogrammen feiner Wolle, und zwar 1,500,000 Kilogrammen aus Spanien und eben soviel aus Sachsen. (Hier ist im Original ein Druckfehler, den wir nicht anders, als auf diese Weise zu heben wissen). In gewöhnlicher Wolle schien sich Frankreich selbst zu genügen. Angenommen nun, daß die en surge importirte Quantität gleich sey 6 Millionen Kilogrammen von Fettschweißwolle, so würde daraus folgen, daß Frankreich noch 37 Millionen Kilogrammen Landwolle producire, die von 20 Millionen Schaafen erzeugt werden. (Lai-

ne en surge nennt man vorgewaschene Wolle, und laine lavée nur diejenige, welche die Fabrikwäsche erhalten)."

„Diese Berechnungen stimmen vollkommen mit den statistischen Angaben von Chaptal und Lavoisier überein, und letztere, verglichen mit dem, was ich von den uns umgebenden Departements weiß, erscheinen so genau, daß sich ihre Resultate nicht bezweifeln lassen."

„Kann diese Menge noch einen bedeutenden Zusatz erhalten? Ich glaube es nicht. — Der Aufbruch der Weidereviere vermindert diese alljährlich. Der Futterbau kann ihnen kaum das Gleichgewicht halten, obgleich die Thiere durch ihn besser ernährt werden. Wir sehen, daß die bessere Kultur die Schaafe aus alle den Orten vertreibt, die keine benachbarte Hütungen haben, und daß man sich daselbst auf andere Produktionen lege. Nur in dem Falle würde ihre Vermehrung unfehlbar seyn, wenn das Produkt der Schaafe auf einen Preis stiege, welcher das künstlich erbaute Futter reichlich genug bezahlte. — — — — Wenn dies aus der Wolle allein hervorgehen sollte, so müßte sie im Fettschweiß wenigstens zu 2 Francs das Kilogram verkauft werden, um ihre Kosten zu ersetzen. Leider sind wir davon noch entfernt!"

„Frankreich hat ungefähr 9 bis 10,000 Me-

rinos aus Spanien eingeführt; dies ist der Stamm, aus welchen schon 1809, nach Herrn Tessier, 400,000 Merinos und 6 Millionen Metis entstanden sind. Allein der Ertrag der feinen Wolle in den Departements läßt vermuthen, daß diese Zahl übertrieben sey, und nach Chaptals Angaben dürfen wir sie nur zu 200,000 Merinos und 1 Million Metis annehmen."

„Dem sey wie ihm wolle, so müßten wir allerdings ihre Zahl so hoch zu treiben suchen, als der Bedarf an feiner Wolle es erfordert. Hier läßt aber der Zustand von Frankreich viel zu wünschen übrig. Der niedrige Preis der Wolle hat die Fortpflanzung der Merinos sehr gelähmt, und selbst die der Metis ist in vielen Departements zurückgegangen. Man weiß, welcher lebhafte Streit vor einigen Jahren bei uns entstand, über die dabei zu nehmenden Maaßregeln: die Fabrikanten glaubten alle ihre Wünsche zu erreichen, wenn die Ausfuhr der Merinoswolle verboten würde, sie würden dadurch aber nur die völlige Zerstörung aller Industrie bei der Schaafzucht erreicht haben. Die Eigenthümer setzten die freie Ausfuhr durch, aber der Preis ihrer Wolle erhob sich nicht, man hätte zugleich die Einfuhr der fremden Wolle verbieten müssen, und dadurch wären unsere Manufakturen zu Grunde gegangen. Die Macht ist immer ohnmächtig gegen einen be-

deutenden natürlichen Widerstand, und ihre Dazwischenkunft verschlimmert die Lage nur, indem sie neue Widerwärtigkeiten, die man nicht voraussieht, herbeizieht. Die Merinozüchter dürfen diese Erhöhung des Preises nur von der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes erwarten, welche den Gebrauch des feinen Tuchs unter alle Klassen mehr verbreiten wird."

„Dennoch," sagt der Verfasser, „würde es uns nichts helfen, wenn die Ausländer die Merinoswolle zu einem niedrigeren Preise als wir erzeugten, (oder aber eine Merinoswolle hervorbrächten, welche die in Frankreich erzeugte in allen wünschenswerthen Qualitäten überträfe)." Er zeigt dann, daß man von England in diesem Stücke nichts zu besorgen habe, aber Deutschland führe jährlich eine große Quantität feiner Wolle in Frankreich ein. Sachsen habe fast alle seine Heerden metisirt und sey dahin gekommen, Wolle zu erzeugen, die zwar nicht den Nerv der spanischen Wolle habe, diese aber in der Feinheit überträfe, und die noch mehrere andere, der Fabrikation günstige, Qualitäten vereinige. Sie sey besonders sanft, reiße weniger beim Spinnen, verlange weniger Oel, und gebe Tücher von besonderer Feinheit und Leichtigkeit, die sich nicht verbiegen, ihr Ellenmaaß bei der Appretur behalten, und bei allen Verbrauchern derselben beliebt seyen.

Nach

Nach der Meinung vieler Fabrikanten könnten die spanischen und französischen Wollen diese gar nicht ersetzen, allein ihr Verbrauch sey beschränkt und sie erforderten eine Mischung von mehr nervigten Wollen. Man müsse übrigens nicht verzweifeln, dieselben Qualitäten von Wolle in Frankreich zu erzeugen, entweder durch die doppelte Schur, wie sie in Deutschland gebräuchlich sei (?), oder, wie man neuerlich vorgeschlagen habe, durch gewisse Kreuzungen. Recht weit, meint der Verfasser, würde sich jedoch diese Tendenz nicht verbreiten, weil das Klima und die Schwierigkeit der Nebenfütterung sie nicht begünstigte.

In Spanien, meint er, würde bei der Aufhebung der Privilegien der Mesta, und den allgemeiner verliehenen Eigenthumsrechten, die Zahl der Schaafe sich sehr vermindern. Ueberhaupt glaubt der Verfasser, daß eine Vermehrung der Schaafzucht, die stark genug sey, den Preis der Wolle herabzusetzen, in kultivirten Ländern nicht wohl entstehen könne; aber sie könne unbegrenzt seyn in einem Lande, welches fast aus lauter Viehweiden bestehe und wenig Bevölkerung habe, wenn sich die Merinosrace daselbst auf einmal einführen ließe.

„Im Jahre 1803 verkündigte der Capitain Arthur, daß es zu Botany-Bay 4000 Schaafe gebe, die nur spanische Böcke erhielten; er rechnete auf eine Verdoppelung der Zahl von 30 zu

30 Monaten, und versicherte, daß in zwanzig Jahren diese Colonie alle Wolle liefern würde, die England vom Auslande bedürfe. Allein im Jahre 1811 waren die Fortschritte nicht gemacht, die er verkündigte; es fand sich, daß nur 4600 Schaafe vorhanden seyen, und man bemerkte, daß die Schaafzüchter nur auf Fleischproduktion Rücksicht genommen, und die Spekulation auf Vließe vernachlässigt hätten. Der Bedarf dieser anwachsenden Kolonie an Nahrungsmitteln, die dort herrschende Trokkenheit, die den Futterbau schwierig macht, die große Entfernung von Europa und die Schwierigkeit des Transports überzeugt uns, daß wir von daher nicht viel zu befürchten haben."

(Das in vielen Zeitungen und selbst in Journalen wiederholte Mährchen von den Fortschritten der neuholländischen Schaafzucht und der ungeheuren Quantität und Vortrefflichkeit der von dort in England eingeführten Wolle, hat schon manche Kinder erschreckt. Ich habe von dieser Wolle, wahrscheinlich ausgesuchte, Proben im Jahre 1821, und jetzt wieder eine neue auf dem Leipziger Wollconvente gesehen. Diese Proben waren, wie wir sie auf unsern Mestizschaafen zweiter Generation oft finden, und sie würde auf den vorjährigen Märkten etwa 55 Rthlr. p. Centner gegolten haben, auf dem letzten aber nicht viel höher als Landwolle bezahlt seyn. Von letzterer ward ein

hoher Preis angegeben, womit ein Theil derselben in London bezahlt seyn sollte. Dies kann kein anderer als ein englischer Curiositäten-Sammler gethan haben, um davon ein Bündelchen in seinem Kabinette zu haben.)

Anders sey es, sagt der Verfasser, mit dem südlichen Rußlande: die schönen Weiden, die Nähe von Europa, die geringe Bevölkerung, die Thätigkeit der Administration lasse wohl vermuthen, daß man sich alle Mühe geben werde, die feine Wolle dort zu vermehren. Allein das große kirgisische Schaaf wird dort von den Einwohnern zu sehr geschätzt wegen der Pelze, der Hauptkleidung des Landes, die es giebt, und gegen Volksvorurtheile läßt sich schwer etwas ausrichten. Mehrere russische große Herren haben sich Merinos angeschafft und eingeführt. Bekannt ist die Einführung, die Herr Pictet machte, welcher im Jahre 1818, 1307 Merinos und 10,765 Metis dort hatte. Jedoch scheint es, daß man sich doch nur auf die Mestizirung lege, also eine wirkliche Feinheit erst spät erreichen werde, also allerdings Wollen aus dem südlichen Rußlande zu uns kommen werden, aber keine superfeine. (Wer da weiß, welche Aufmerksamkeit und Intelligenz zur Bildung und Erhaltung einer superfeinen Race gehört, wird in dieser Gattung der Wolle keine Besorglichkeit über die Konkurrenz dieser Gegend hegen.)

In den vereinigten Staaten finde sich, nach den Berichten der Reisenden, durchaus keine Neigung für die Schaafzucht, auch sey ihr die durch dicke Wälder bewirkte Feuchtigkeit der Luft entgegen.

„So läßt uns der Zustand der Welt nicht besorgen, daß eine neue baldige überschwengliche Produktion superfeiner Wolle entstehen werde, die ihren Preis plötzlich herunterbringen könne."

„Der Werth der Wolle ist in England seit dem Jahre 1339 herunter gefallen, wie uns A. Smith klar entwickelt. Mit 28 Pfund Wolle kaufte man damals 12 boisseaux Weitzen, jetzt kauft man dafur nur 6 boisseaux. Wenn man diese Thatsachen einzeln betrachtet, so muß man vermuthen, daß das Verhältniß der Produktion der Wolle gegen die des Korns sich verdoppelt habe; aber Smith schiebt diese Veränderung ganz auf das Verbot der freien Ausfuhr in England. Aber aus den Nachrichten, welche ich in unsern alten Wochenblättern aus dem 17ten Jahrhundert, welche auch oft den Preis der Wolle neben dem Preis der Korns angeben, gefunden habe, muß ich schließen: daß England darin nichts besonderes hatte, und daß man für den Centner Wolle im südlichen Frankreich, wofür man zu Anfange jenes Jahrhunderts 4 Hectolitre Weitzen erhielt,

jetzt nur 2,03 Hectolitre erhält. Wir wissen aber bestimmt genug, daß die Heerden sich in unsern Provinzen eher vermindert als vermehrt haben, und noch bestimmter, daß die Kornernten bedeutend angewachsen sind, woraus folgt, daß die einzige Ursach des niedrigeren Werths der Wolle blos in der Abnahme ihrer Consumtion liege, welche wahrscheinlich von der Einführung der baumwollenen Zeuge und dem häufigern Gebrauch der seidnen herrührt."

„Nach der Bemerkung der letzten 30 Jahre, gilt die ordinaire Wolle des südlichen Frankreichs, gewaschen, ungefähr 3 Francs der Kilogram; die Rambouilletter Wolle ist 1820 zu dem Preise von $4\frac{1}{2}$ Francs im Fettschweiß verkauft, folglich zu $6\frac{3}{4}$ Francs roh gewaschen, und wenn man alle Data vergleicht, so kann man annehmen, daß jenes Jahr den Mittelpreis der groben sowohl, wie der feinen Wolle, ziemlich darstelle; man muß aber dabei bemerken, daß der größere Theil der Merinos-Heerden, hinsichtlich der Schönheit der Wolle, unter der von Rambouillet stehe, und ein allgemeiner Durchschnitt des Preises der französischen Merinoswollen, würde wohl nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Francs im Fettschweiß ergeben."

„Nach Herrn Morel de Vindé liegt in diesem Preise eine Ungerechtigkeit, und nach Herrn v. Polignac ist er die Wirkung einer Verbin-

dung der Fabrikanten gegen die Eigenthümer der Merinos. Ich kann an keine solche Verbindung glauben, vermuthe vielmehr, daß der Mangel an Wasch- und Sortirungs-Anstalten diese ungünstige Lage hervorbringt. Die Fabrikanten, welche sich mit Sortirung und Vorwäsche nicht gern abgeben, und die Anstalten dazu nicht haben, kaufen lieber spanische Wolle, und die Konkurrenz für unsere Wolle ist nur auf die kleine Anzahl von Fabrikanten beschränkt, welche gehörige Waschanstalten errichtet haben."

„Wenn wir den Preis, der für die Rambouilletter Wolle bezahlt ist, mit dem vergleichen, welchen die feinen spanischen erhalten, so ergiebt sich, daß jene Schäferei gleichmäßig verkauft hat und daß der Käufer ihre Wolle der spanischen völlig gleich hielt. Denn man muß den Preis der Rambouilletter Wolle verdreifachen, wenn man sie rein gewaschen haben will, (wohl bei der Fabrikwäsche, aber doch nicht, um sie nur bis zu der Reinheit der spanischen Wolle im Handel zu bringen). Ueberdem müssen die Käufer in Rambouillet die sich hoch belaufenden Auktionsgefälle bezahlen."

„Im südlichen Frankreich ist das aber nicht der Fall, und die Entfernung der Feintuch-Fabriken nöthigt die Besitzer, sie wohlfeiler zu ver-

kaufen, oder sie an entfernte Orte hinzuschicken, wo die Preise ungewiß sind."

„Dazu kommt, daß wenige Heerden so ausgeglichen sind, wie die von Rambouillet, und daß diese größtentheils aus Widdern und Hammeln, welche eine große Menge superfeiner Wolle geben, bestehet, und daß dagegen eine Heerde, welche größtentheils aus Mutterschaafen besteht, eine weniger schöne und in geringerer Menge geben würde. Diese Umstände können beweisen, daß die französische Merinoswolle nur dadurch ungünstig zu stehen komme, daß ihre Besitzer zu isolirt sind, daß den Fabrikanten die Wäsche und die Sortirung zu schwierig ist, und dann allerdings auch darin, daß die Auswahl der Zuchtthiere, und besonders der Widder, nicht consequent ist, und die der letztern nur dem Zufall überlassen wird, woraus hervorgeht, daß sie größtentheils schöne Metis nicht übertreffen."

Das Resultat, welches der Verfasser aus diesen und einigen andern Betrachtungen zieht, ist, daß man den Preis von 4 Francs für das Kilogram im Fettschweiß bei den besseren, und 3 Francs bei den geringeren annehmen könne.

(Wenn wir statt ein Kilogram 1 Pfund setzen, so werden wir ungefähr den Abgang treffen, welchen jene Fettschweißwolle, zumal von der In-

fantado-Race, erleidet, wenn sie zur Reinheit unserer gewaschenen Wolle gebracht wird. In der Fabrikwäsche verliert sie dann ungefähr noch 15 bis 16 p. C. In der jährlichen Auction zu Rambouillet ward die Wolle im Jahr 1822 den 17ten Junius nicht zugeschlagen, weil nur 4 Francs 10 Centimen auf das Kilogram geboten wurden; diese Wolle ist nun in diesem Jahre wieder aufgesetzt, und zu 2 Francs 30 Centimen verkauft worden, und die diesjährige Wolle zu 2 Francs 55 Centimen, wozu man jedoch für den Käufer noch die Auctionskosten rechnen muß, die von 100 Francs $7\frac{1}{2}$ betragen. Annales des l'agriculture francaise. Julius 1823.)

Man nehme das Gewicht von 4 Kilogrammen als das mittlere der Vließe in Rambouillet an, dies dürfe man aber bei andern Heerden nicht thun, wo sich ein anderes Verhältniß der Thiere finde. In den ausgewählten Heerden von Rambouillet und von Herrn Pictet zu Lancy ist der Durchschnitt:

vom Bock	4,96	Kilogrammen
vom Schaaf	3,65	"
von Jährlingen (antenoises)	5,49	"

(Letztere wahrscheinlich als Lämmer ungeschoren, oder es werden auch vielleicht zweijährige Zeitschaafe, die kein Lamm haben, darunter verstanden.)

Dieses mittlere Gewicht werde man auch bei einer guten Race, und bei reichlicher Fütterung immer erhalten. Bei einer minder ausgewählten Race aber müsse man weniger annehmen, und folgendes habe der Verfasser bei anderen Privat-Merinosheerden gefunden, die doch auch nicht dürftig erhalten wurden:

vom Bock . . . 3,70 Kilogr.
vom Schaaf . . 2,70 "
von Jährlingen . 4,10 "

Hierauf müsse man also im allgemeinen Durchschnitt nur rechnen.

„Wenn alles übrige gleich wäre, so brauchte man hiernach nur den Werth des Vließes und der Merinos mit dem der Landracen zu vergleichen, um mit einem Federzug das Resultat zu erhalten, welches wir suchen; aber man giebt den Merinos mehrere Fehler Schuld, welche einen Abzug in dieser Rechnung zu machen nöthigen würden, und die wir deshalb untersuchen müssen. Diese Fehler, welche die Gegner dieser Race angeben, sind:

1) daß sie gewissen Krankheiten mehr ausgesetzt sind,
2) daß sie minder fruchtbar sind,
3) daß sie eine stärkere Fütterung verlangen,
4) daß sie sich schwer mästen lassen."

„Was das erste betrifft, so ist es bekannt,

daß die Thiere mit kürzerer und feinerer Wolle überhaupt der Cachexie oder Faulkrankheit mehr ausgesetzt sind, als die mit langer und grober, woraus schon folgt, daß die Merinos, die jene im höchsten Grade tragen, ihr auch vor allen unterworfen sind. Wenn man einige nasse Gegenden anführt, wo diese Race dennoch dem bösen Einfluß widerstanden hat, so ist es wahrscheinlich nur mit Hülfe vieler trockner Fütterung und anderer künstlicher Mittel geschehen, daß sie diese Probe aushielten. Rambouillet selbst würde ohne dieses Hülfsmittel den Merinos verderblich seyn. Wo ich die Faulkrankheit herrschen sah und Merinos gehalten wurden, da zeigte sie sich bei ihnen, und zunächst bei den Metis, zuerst. Daß die Vorbauung durch trockne Fütterung helfen müsse, erhellt schon daraus, daß man selbst die anfangende Cachexie damit heilt, und vor allem mit dem Luzerneheu. Dies schließt aber im Allgemeinen die Merinos von allen Weiden aus, wo die Landschaafe öfterer mit der Faulkrankheit befallen werden, oder beschränkt wenigstens die Tage sehr, an welchen sie die Weiden im Jahre benutzen können. Man würde wenigstens jährlich auf 2 Monat längere Stallfütterung als bei den Landschaafen rechnen müssen. Da dies so sehr von Lokalumständen abhängt, so läßt sich nichts be-

stimmteres darüber angeben, und jeder muß es für sich wohl berechnen."

„Es ist ferner gewiß, daß die Lämmer der Merinos weit häufiger der Drehkrankheit unterworfen sind, als die Landracen. In unseren südlichen Gegenden kennen wir diese Krankheit kaum anders als bei den Merinos; wir verlieren selten mehr als 2 Lämmer vom Hundert davon bei unserer Landrace, der Verlust der Merinos aber ist sehr bedeutend. Morel de Vindé verliert davon jährlich 4 vom Hundert; Herr Girou de Bizaringue schätzt den Verlust der reinen Merinos auf das Vierfache des Verlusts bei den Metis, und die Landschaafe sind der Krankheit noch weniger unterworfen, als diese Metis. Es geschieht mit Begünstigung der Merinos, wenn wir in unsern südlichen Gegenden nur 4 vom Hundert annehmen, und das Verhältniß ist in den nördlichen gewiß bedeutend stärker."

„Die Räude setzt sich in der Haut der Merinos mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit fest, muß mit vieler Mühe und Sorgfalt behandelt werden, und verursacht einen großen Abfall an der Wolle. Gehörige Sorgfalt sichert gegen die Ansteckung und verhindert die Verbreitung, deshalb aber muß man einen vorzüglich guten, geschickten und aufmerksamen Schäfer zu erhalten suchen. Nie habe ich eine gut erhaltene Merinosheerde

ohne einen solchen Schäfer gesehen, aber man verschafft sich ihn nur durch einen bedeutenden Zusatz in den Kosten."

„Ferner kömmt die Klauenseuche hier sehr in Betracht. Man kann dieser grausamen Krankheit Einhalt thun durch die Präservativ-Behandlung des Herrn Morel de Vindé (mit Schwefel- oder Salpetersäure). Sie kann möglicher Weise geheilt werden durch die Sorgfalt eines guten Schäfers, ohne welche man aber durch diese Ansteckung eine im blühendsten Zustand befindliche Heerde zu verlieren besorgen muß. Man hat diese Krankheit hauptsächlich bei den Merinos bemerkt, vielleicht wegen der vielen Reisen und Ortsveränderungen, die sie eine Zeit hindurch machen mußten; doch glauben wir, daß die Ansteckung sich auch auf andere Racen fortpflanzen lasse." (Ich glaube zwar nicht, daß die Merinos irgend einer Krankheit mehr unterworfen seyen, die nicht andere Schaafe auch bekommen; allein dies ist wohl nicht zu läugnen, daß sie, einer schwächeren Constitution wegen, fast von jeder Krankheit stärker angegriffen werden und in größere Gefahr kommen, und dies wohl immer mehr, je feiner und zarter ihre Race ist. Selbst die Pocken sind in der Regel böser und gefährlicher bei den Merinos als bei anderen Heerden, bei welchen man sich wenig daraus machte. Auch die Blutseuche und

Anthraxkrankheit findet sich bei ihnen häufiger. Die Lämmerlähme hat man fast nur bei den Merinos kennen gelernt. Die Klauenseuche greift andere Schaafe nur unbedeutend an. Was die Faulkrankheit anbetrifft, so zeigt sie sich bei uns in den Merinosheerden fast weniger wie in andern, aber freilich nur deshalb, weil man sie sorgfältiger davor hütet. Gewiß ist es also, daß wo die Merinos nicht mit großer Sorgfalt und Intelligenz behandelt werden, man ihren baldigen Untergang erwarten kann.)

Alle nördlichen Racen, sagt der Verfasser, vermehrten sich stärker als die südlichen, und bei den Merinos dürfe man auf Zwillinge oder auf 2 Lämmer in einem Jahre nicht rechnen, weshalb denn, da immer ein Theil unfruchtbar bleibe, man nie auf eine gleiche Zahl Lämmer rechnen könne. Es sey bekannt, daß die Böcke bei ihnen weit kälteren Temperaments als bei den andern Racen seyen, und daß man mehrere in einer Heerde halten müsse; aber dennoch blieben mehrere Mütter gelte, er müsse dieses wenigstens auf ein Sechstheil anschlagen. (Was die Kälte, oder das Unvermögen der Böcke anbetrifft, so ist dies gewiß nur Vorurtheil, wenn man anders kräftige Böcke auswählt. In der Königl. Stammschäferei zu Panten erzeugte ein Bock innerhalb acht Wochen beim Springen aus der Hand 156 Lämmer und,

wie sich mit Sicherheit ergab, 11 in einem Tage. Eine gleiche Erfahrung hat man in der Königl. sächsischen Schäferei bei den sogenannten Escurialheerden, wo ein aus Italien mitgekommener Bock die ganze Heerde, von mehr als 150 Stück, trächtig gemacht hat. Etwas ähnliches bemerken wir in der Mögliner Schäferei sehr oft, nur finden wir uns nicht bewogen, es so weit zu treiben, weil man beobachtet hat, daß ein zu stark gebrauchtes männliches Thier seine Qualitäten weniger vererbe.)

„Herr Morel de Vindé hat uns von seiner Heerde Sprungregister mitgetheilt, die wohl das Genaueste sind, was wir in der Art haben, und bei der Sorgfalt, die er darauf verwendet, bleibt nur das dreizehnte Schaaf unfruchtbar; man muß aber bemerken, daß er die Schaafe nur im Alter von 30 Monaten zuläßt. Das 36ste Schaaf brachte ihm Zwillinge."

„Die völlige Körperentwickelung der Merinos ist sehr langsam, nur mit drei vollen Jahren hat ein solches Thier seine Größe erreicht, während bei unseren einheimischen Racen der Wachsthum schon mit 15 oder 18 Monaten vollendet ist. Die Zibben nehmen den Bock selten vor 18 oder 20 Monaten an, und häufig nur mit 30."

Die Kälte der Merinos-Widder will der Verfasser noch durch eine besondere Beobachtung er-

weisen. Er hatte sie unter einen Haufen von schönen Landschaafen gesetzt, wovon ein großer Theil unbegangen blieb; im folgenden Jahre setzte er Böcke der Landrace mit darunter, und er sah deutlich, daß diese weit schneller bereit waren und weit mehr Sprünge machten als die Merinos, ob sie es gleich sehr verstohlen thaten, weil sie die Hörner ihrer Mitbuhler fürchteten: diese Unthätigkeit habe die Wirkungen der Metisirung ohne Zweifel sehr aufgehalten. (Es haben allerdings Mehrere auch bei den Schaafen die Bemerkung gemacht, die man früher bei den Pferden schon kannte, daß ein männliches Thier zu einem weiblichen ganz heterogener Race weniger Neigung hat, und daß sich Thiere gleicher Race weit lieber begatten.)

Im Allgemeinen, schließt der Verfasser, müsse man mindestens ein Sechstheil der Geburten auf die Merinos weniger rechnen, als auf die am wenigsten fruchtbaren Landracen.

Was die Ernährung der Merjnos anbetrifft, so zieht er nach verschiedenen angestellten Versuchen und gemachten Beobachtungen den Schluß: daß sie im Verhältniß des Körpergewichts gleichviel mit andern Racen consumirten, so lange sie auf dem Stalle gehalten würden. Allein die einheimischen Racen, welche auf dem Stalle starkes Futter erforderten, ernährten sich sehr gut auf

magerer Weide, und von dem Tage an, wo man sie austriebe, bedürften sie keines andern Futters. Die Merinos dagegen nähmen auf denselben Weiden sogleich ab, wenn man ihnen das Nebenfutter entziehe. „Ich habe immer bemerkt," sagt er, „daß wenn uns schlechtes Wetter nöthigt, die Heerden mehrere Tage einzuhalten, die Merinos sich sehr gut dabei befinden, wenn sie auch nur schlechtes Futter, schilfiges Heu und Stroh bekommen, daß aber die Landracen dabei leiden. Sobald aber die letzteren ihre dürren Weiden wiederbekommen, nehmen sie sich schnell wieder auf, und die Merinos kommen wieder herunter. Den Merinos sind zwei Umstände sehr zuwider auf unsern Sommerweiden: die Hitze und der Staub. Während der großen Hitze hört das Merino des Morgens früher auf zu fressen als andere Thiere in demselben Haufen, und fängt später gegen Abend wieder damit an; es schwitzt erstaunlich, und magert augenscheinlich ab."

„Hieraus folgt, daß man die Rechnung der Merinos mit einer größeren Quantität von Nebenfütterung belasten müsse, und ich glaube dies nicht geringer anschlagen zu dürfen, als zu einem halben Kilogram Luzerne des Tages, oder dessen Equivalente an Ueberkehr oder Heu, während den Monaten, wo man den Landschaafen nichts giebt, d. h. in drei Sommermonaten, in alle den Gegenden

genden, wo die Weiden von der Art sind, daß man nur zwei Schaafe auf den Hectar halten kann. (Wahrscheinlich auf den Hectar des Areals überhaupt.) Wenn die Weiden dagegen so reichlich sind, daß das Schaaf immer mit vollem Maule fressen kann, wie auf den Wiesen und künstlichen Weiden, da nähren sich die Merinos so gut wie das Landvieh, und da braucht man freilich kein Nebenfutter im Sommer."

Was die Mastfähigkeit anbetrifft, so meint der Verfasser, die Zartheit des Fleisches stehe immer im Verhältniß mit der Zartheit der Wolle, und daß man schon daher von Merinos ein sehr delikates Fleisch erwarten könne. Das Vorurtheil dagegen sey nur daher entstanden, daß man nur alte untaugliche Schaafe dieser Art geschlachtet habe, wie das auch in Spanien geschähe, sobald aber ihre Vermehrung gestatte, auch die Bocklämmer früh zu hammeln, werde man sich überzeugen, daß ihr Fleisch vorzüglich sey. Nur lasse sich nicht läugnen, daß ihre Mastfähigkeit schlechter sey, ihre Gestalt unterscheide sich sehr von denjenigen, die man für besonders mastfähig halte, ihre Knochen seyen stark, ihr Rücken und ihre Hüften schmaler, jedoch finde man auch solche, die sie breiter hätten, und vielleicht ließe sich diese Gestalt bewirken.

Er führt nun mehrere vergleichende Versuche

an, die man über die Mastfähigkeit der Merinos gegen verschiedene Arten von französischen Landschaafen angestellt habe, die für uns nicht interessant sind. Er zieht daraus den Schluß, daß die Merinos zwar in der Mastung im Fleische nachständen, daß sie aber durch das Mehrgewicht und den Werth der Wolle, welche sie dabei erzeugten, vortheilhafter zu mästen seyen, als andere. Nur von den Gerbern werde ihr Fell weniger geschätzt, weil es zu fein sey.

Nach diesen Angaben und Thatsachen sucht nun der Verfasser den wahren innern Werth der Merinos auszumitteln. Man dürfe dabei durchaus nicht den Preis in Anschlag bringen, wozu sie in der Zeit, wie Jedermann sie sich zu verschaffen suchte, bezahlt wurden, noch den großen Vortheil, welchen diejenigen damit gemacht haben, welche sie zuerst einführten. Am wenigsten dürfe man den Preis zum Grunde legen, der in Rambouillet und anderen ganz ausgezeichneten Schäfereien dafür bezahlt sey. Noch im Jahre 1821 ward ein Bock in Rambouillet zu 3117 Francs 50 Centimen bezahlt. (Im Jahre 1823 ist der theuerste mit 655 Francs, und der Bock im Durchschnitt zu 406 Francs 25 Centimen; das theuerste Schaaf zu 240 Francs, im Durchschnitt zu 112 Francs 2 Centimen bezahlt — ein Preis, der für

eine Schäferei, deren Wolle zu 2 Francs 55 Centimen das Kilogramm verkauft wurde, hoch genug ist, zumal da die bedeutenden Auctionskosten noch hinzukommen.)

Um also den Werth auf eine andere Weise auszumitteln, vergleicht er den Wollertrag der Merinos gegen Landschaafe, und ohne diese Berechnung, die ich nicht ganz verstehe, hier mitzutheilen, kommen auf das Stück 8 Francs 69 Centimen im Durchschnitt; wenn man davon den Werth eines Landvließes abziehe mit 3 Francs, so blieben 5 Francs 69 Centimen zum Vortheil der Merinos. Davon müßten aber 3 Francs 52 Cent., die einem Merinos an Mehrkosten zur Last fielen, abgezogen werden, und der Vortheil der Merinos bliebe dann nur 2 Fr. 17 Cent.

„Diese Rente eines Thiers, welches im Durchschnitt ein Leben von 11 Jahren hat, ergiebt das Kapital aus der neunfachen Rente, dies ist also in unserem Falle ein Kapital von 20 Fr. 53 Cent. zum Vortheil des Merinos, und wenn man hierzu nun 13 Fr. als den Werth eines Landschaafs setzt, so ergiebt sich der Werth eines Merinosschaafs mit 33 Francs 53 Cent., wenn es von einer Race ist, deren Vließ im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ Kilogrammen wiegt. Auf einen Bock würden ungefähr 48 Francs kommen."

„Dies würde der wahre Werth der Merinos

seyn, wenn die Wolle 3 Fr. das Kilogramm gälte. Fiele sie unter diesen Preis, oder hätte die Heerde nicht die Feinheit, daß dieser Preis dafür bezahlt würde, so müßte man die Berechnung anders begründen, und es würde immer leicht seyn, den Werth jeder gegebenen Schäferei zu bestimmen. Dies würde der Marktpreis seyn, wenn man des Verkaufs immer sicher wäre, und letzteres würde immer der Fall seyn, wenn alle Gegenden und Lagen den Merinos zusagten. Wir werden aber bald sehen, daß man dies nicht annehmen könne, und daß in manchen Fällen der Verkaufswerth des Thiers nicht größer sey, als der Schlachtwerth. Nachdem wir also alle Illusionen, die man sich machen könnte, beseitigt haben, so wollen wir die Merinos in die verschiedenen ländlichen Verhältnisse setzen, die wir beschrieben haben, um zu beurtheilen, in wiefern sie die Konkurrenz des Landviehes in diesen verschiedenen Lagen aushalten können."

„Als die Merinos in Frankreich eingeführt wurden, war der Geist der französischen Nation in der lebhaftesten Bewegung, im Landbau eben so sehr, als in der Politik. Man suchte allenthalben neue Glücksbahnen auf, und England hatte oft die Ehre, uns Modelle in beiden Arten zu liefern. Der Hauptzug des Landbaues jener In-

sel ist der Reichthum an Weiden und Wiesen, er ward den französischen Landbauern zur Nachahmung aufgestellt, und die künstlichen Wiesen wurden das Thema unserer Schriftsteller und das Ziel unserer Landwirthe. In der That war dies das einzige Mittel, uns hinlänglichen Dünger zu verschaffen, ohne welchen kein kräftiger Ackerbau statt finden kann. Vielleicht wählte man nur einen zu einförmigen Leisten, und gab besonders nicht den richtigen für unsere südlichen Gegenden an; man mißkannte die Kraft unseres reichen Klimas und den Werth der industriellen Kulturen, die sich daselbst eingebürgert haben; aber weit verirren konnte man sich auf diesem Wege doch nicht, und Frankreich verdankt ihm sehr große Vorschritte zum Wohlstande."

„Aber es war nicht genug, den Futterbau zu verstärken, es kam darauf an, sein Produkt verzehren und möglichst vortheilhaft verzehren zu lassen, man mußte also auch neuere und bessere Wege der Consumtion einschlagen. Fast allenthalben lebte bei uns das Vieh nur von dem, was die Natur darbot, und statt seinen Zustand zu verbessern und seinen Ertrag zu vermehren, waren die Besitzer von solchen Vorurtheilen gegen ihr Vieh eingenommen, daß sie sich nur mit einem mächtigen Sprunge helfen zu können glaubten, und lieber das ländlich gewohnte plötzlich verändern,

als allmälige Verbesserungen darin bewirken wollten. Nur die wenigen Distrikte, wo man schon gute Racen von Vieh hatte und eine gute Haltung anwandte, blieben bei ihren alten Gebräuchen; aber alle spekulativen Köpfe in den Gegenden, wo man das Vieh nur als einen Nothbehelf betrachtete, nahmen eine ganz entgegengesetzte Richtung von dem, was um sie herum gebräuchlich war, aber alle trafen nicht auf einmal die richtigste. Alle lebhaften Köpfe waren mit diesen landwirthschaftlichen Neuerungen beschäftigt, man tappte nach allen Seiten herum, und suchte die Viehart zu entdecken, welche den höchsten Ertrag gäbe und die neuen reichlichen Futterernten am vortheilhaftesten verzehren könnte; man glaubte das Problem gelöst, als die Merinos in Frankreich auftraten. Nach allen Seiten ward ihr Ruhm ausposaunt und sie wurden bald als ein nothwendiger integrirender Theil eines jeden Fortschrittes im Ackerbau angesehen. Sie waren eigentlich nicht die Ursach des sich sehr verbreitenden künstlichen Futterbaues, aber sie beförderten und ermunterten dies Unternehmen, und so lange ihr hoher Preis bestand, trugen sie viel bei, manche auf diesen Weg der landwirthschaftlichen Verbesserung zu führen, welchen man, selbst wenn sie fallen sollten, doch nun nicht ganz verlassen wird."

„So ist der Hergang der Sache, wie ich ihn beobachtet habe. Wir wollen nun sehen, ob wir, von diesem ersten Enthusiasmus zurückgekommen, noch die Merinoszucht im Allgemeinen in Frankreich vortheilhaft betreiben können, und deshalb die verschiedenen Arten der Landschaafzucht durchgehen, und nachdem wir die Wirkung von der Substitution der Merinos in diesen verschiedenen Lagen gewürdigt haben, versuchen, in wiefern es möglich sey, solche Maaßregeln zu wählen, daß daraus ein befriedigender und sicherer Vortheil hervorgehe."

Der Verfasser betrachtet sie nun unter folgenden Umständen:

1) Wo zureichende Weide das ganze Jahr hindurch ist; in diesen reichen Weidegegenden seyen die Schaafe der Faulkrankheit sehr ausgesetzt, man mache daselbst nur Fettvieh, und wähle Racen mit grober Wolle, weil sie jener Krankheit weniger ausgesetzt sind. Die Merinos könnten hier nur statt finden, wenn man ihnen viel trockne Nahrung gebe.

2) Unzureichende Weide ohne Nebenfütterung. Hier verlieren die Merinos ihre Wolle, werden schwach und krank, und verwerfen.

3) Wo es Winterweide giebt und die Heerde im Sommer auswandert. Diese Oertlichkeit scheint für die Merinos besonders zu

passen, und sie haben sich deshalb auch in der Crau d'Arles theils rein, theils durch Kreutzungen verbreitet, aber ihrer weitern Fortpflanzung stehe es doch im Wege, daß die Weide in der Crau nicht reich genug ist, um sie im Winter zu erhalten, und man ihnen entweder eine Nebenfütterung geben, oder für sie besonders reiche Plätze aussuchen muß. Dieser Schwierigkeit wegen haben die Einführer dieser Zucht ihre Lämmer nicht zum Merinospreise los werden können, sondern sie hammeln und an die Schlächter verkaufen müssen. (Aus diesen und mehreren andern Stellen erhellt, daß es in Frankreich gar nicht gebräuchlich sey, aus solchen Zuchtheerden ältere oder Märzschaafe zu verkaufen, denn es ist immer nur vom Lämmerverkauf die Rede, dagegen wird das gewöhnliche Alter der Merinosmütter auf 11 Jahre berechnet. Es findet also auch wohl gar keine Auswahl unter dem zu behaltenden Muttervieh statt, wodurch die höhere Veredlung des Stammes in sich selbst, die wir jetzt in Deutschland so sorgsam betreiben, wegfällt.) Eine andere Winterfütterung sey aber in der Provence eine schwierige Sache, indem die dortige Trockenheit den Preis des Heues oft auf 10 Francs brächte, und er selten auf 4 Fr. herabfiele, so daß man 6 Fr. fast als den Mittelpreis annehmen müßte, deshalb hört man auch fast allgemeine Klagen von

denen, welche sich auf diese Spekulation in dieser Gegend eingelassen haben, und jeder, der früher wohl Neigung hatte, ihnen nachzufolgen, ist abgeschreckt. Nur durch ausgebreitetern und ausdauerndern Futterbau, und besonders durch mehrere Anlagen von Wässerungswiesen, darf man eine solche Vermehrung des Futters erwarten, wobei die Merinosschäferei bestehen kann. Andere Gegenden, wo die Schaafe auswandern, sagt der Verfasser, kenne er nicht, er glaube aber, daß in Spanien die Winterweiden so reichlich seyn müßten, daß die Merinos kein anderes Futter gebrauchten. (Dies ist bekannt genug, andere Fütterung kennt man in Spanien nicht.)

4) Unzureichende Weide mit Nebenfütterung. Es sey vorher gesagt, daß man Merinos mit demselben Futter erhalten könne, mit welchem man andere Schaafe von gleichem Gewichte im guten Zustande erhält, die Weide aber müßten sie reichlicher haben, als die Landschaafe. Der Verfasser legt also eine Berechnung an, was die Erhaltung von 200 Merinosschaafen zu Tarascon koste, und es ergebe sich daraus, 4835 Francs, ohne die Zinsen des darin steckenden Kapitalwerths; ihren Ertrag berechnet er, einschließlich des Düngers und 400 Fr. für Milch (!) zu 3670 Fr., mithin müßten die Lämmer verkauft werden für 1165 Fr., wenn die Kosten heraus-

kommen sollten. Nun wären aber unter 200 Schaafen ein Siebentel junge Thiere, es blieben also nur 172 Mütter, wovon der sechste Theil gelte bleibt, also nur 144 Lämmer, welche, wenn sie nur zum Preise der Landlämmer, d. i. zu 7 Fr. verkauft würden, 1008 Fr. brächten, wovon man wenigstens 2 p. C. Verlust durch die Drehkrankheit, also 20 Francs 16 Centimen abziehen müsse, so daß der Werth der Lämmer dann nur 987 Francs 34 Cent. bliebe. Wenn man aber die Lämmer theurer und nach ihrem wahren Werth zu verkaufen Gelegenheit habe, so stelle sich die Sache für die Merinos vortheilhafter. Er kommt zuletzt zu dem Resultate, daß die Merinosrace da vortheilhaft sey, wo die Weide keine Besorglichkeit wegen der Bleichsucht (Cachexie) errege, und zureichend sey, ein Landschaaf von gleichem Gewicht mit einem Merinos vollständig zu ernähren und dabei genugsame Nebenfütterung sich finde für die Zeit des Säugens und des Sommers, diese nicht über $2\frac{1}{2}$ Fr. der Centner zu stehen komme und die Wolle 150 Fr. gelte.

5) Eine Hammelschäferei von Merinos. Hier werden die Lämmer jung gekauft, nicht begangen, und im 4ten Jahre fett verkauft. Hierüber legt er nun auch eine vierjährige Berechnung an, woraus sich ergiebt, daß diese Spekulation vortheilhaft sey, wo man die Lämmer

nicht zu einem sehr guten Preise verkaufen kann. Für die Hammel bedürfe es keines Nebenfutters auf der Weide, sie erforderten weniger Wartung und geben bessere Vließe als die Mutterschaafe zu haben pflegten. Die Verbindung einer Hammelschäferei mit einer Mutterheerde kann, seiner Meinung nach, die Merinos fast allein erhalten.

„Ist es denn ganz unmöglich, eine Heerde den Werth ihrer kultivirten Fütterung hervorbringen zu lassen? Existirt sie denn nur durch die von selbst hervorkommende Nahrung, welche man nicht anders als durch sie benutzen kann? Diese Wahrheit scheint aus allem hervorzugehen. Das Schaaf existirt wirklich in Frankreich nur durch diesen Umstand, aber die vielen Schaafweiden in unserem Lande sind es auch, welche den Preis unserer Schaafe heruntersetzen. Wenn uns die Weiden abgingen, so müßten wir, um Wolle zu erzeugen, unsere Schaafe mit angebautem Futter ernähren, und dann würde die Wolle bis zu dem Preise steigen, daß sie den Werth der Fütterung bezahlte. Denn nur daher, daß die Kuhweiden seltener sind und ihr Werth fast eben so hoch ist, als der des angebauten Futters, rührt es, daß das Hornvieh den Werth seiner Nahrung fast völlig durch seine Produkte bezahlt."

7) Schaafhaltung gegen einen Antheil (Cheptel). „Reiche Leute haben im Allge-

meinen eine Erziehung, die mit dem thätigen und mühsamen Leben eines wirklichen Landwirths sich nicht verträgt; sie haben gewöhnlich so wenige Begriffe vom wahren landwirthschaftlichen Gewerbe, von dem nöthigen Ordnungsgeiste, dem Eindringen ins Detail, welche mit den Kenntnissen der Ackerbaukunst verbunden seyn müssen, um eine Landwirthschaft vortheilhaft zu unternehmen, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn es wenigen damit glückte. Man geht oft von unbestimmten Sätzen aus, man verspricht sich übertriebene Vortheile, man beachtet das Verhältniß des Ganzen nicht, man rechnet auf chimärische Hülfsquellen, und man erhält ganz verschiedene Resultate von dem, was man sich versprach. Die harte Wirklichkeit läßt die Illusionen verschwinden. Herr v. Polignac hat in einer seiner Abhandlungen ein auffallendes und wahres Bild dieses Wechsels gezeichnet. Nur wenige haben einen Mittelweg gewählt, und wenn sie ein Gewerbe, was ihren Gewohnheiten und ihren Kenntnissen so fremd war, aufgaben, ihre angeschaffte Heerde auf Cheptel gegeben. Der legale Cheptel ist eine Pacht um die Hälfte des Ertrages, und es möchte in den meisten Gegenden wohl zweifelhaft seyn, ob Pächter sich geneigt finden würden, Merinos unter dieser Bedingung aufzunehmen, so stark ist das Vorurtheil gegen diese Race. Diese Art von

Cheptel kann also dem Eigenthümer nicht vortheilhaft seyn, wohl aber ein Austhun für Geld, oder ein Kostgeld für den Kopf."

Der Verfasser glaubt nach seiner Berechnung, daß dieses Kostgeld mit 12 bis 13 Francs zureichend bezahlt sey. „Herr v. Polignac war freigebiger und gab 20 Francs für jedes Schaaf, ich besorge aber, daß er dies jetzt bereue, da der Preis der Wolle und der Lämmer seitdem so gefallen ist. Herr Morel de Vindé ist glücklicher gewesen, und hat im Departement der Marne seine Schaafe zu 6 Francs ausgethan, außer einem Francs Prämie für jedes Pfund Wolle, über 6 Pfund vom Stück. Dies ist aber ein rechtes Schaafweideland."

„Die Bedingungen können nicht besser gestellt seyn, als die des Hrn. v. Polignac: 1) der Eigenthümer erhält alle Produkte, den Dünger ausgenommen; 2) der Uebernehmer trägt alle Kosten ohne Ausnahme; 3) er muß alle Felle gestorbener Thiere vorzeigen; 4) er verliert das Kostgeld für alle Thiere, die über fünf vom Hundert gestorben sind; 5) er ist schuldig, dem Eigenthümer sogleich Nachricht von einer entstandenen Seuche zu geben, bei Strafe des ganzen Werths der Thiere; 6) er ist verantwortlich für den Nachtheil, der aus der Räude erfolgt; 7) er darf sie auf solchen Wiesen und feuchten Gründen, die in dem

Kontrakte benannt sind, nicht weiden lassen; 8) er erhält weniger für die Thiere, welche keine Lämmer gebracht haben. Hier stellt der Verfasser die Rechnung so:

Ein Vließ	8 Fr.	69 Cent.
$\frac{5}{6}$ abgesäugtes Lamm, à 8 Fr.	6 "	66 "
Einnahme	15 Fr.	35 Cent.
Er bezahlt Kostgeld . . .	12 "	— "
Gewerbszinsen vom Werth des Schaafs	3 "	66 "
Kosten	15 Fr.	66 Cent.

Man kann sich hiernach das Vortheilhafte dieser Spekulation nach verschiedenen Positionen berechnen.

8) Die Stallfütterung. „Die Haltung auf dem Stalle mit angebautem Futter das ganze Jahr hindurch, kann bei dem jetzigen Preise der thierischen Produkte nicht statt finden, ohne dem Unternehmer einen großen Verlust zu bringen. Ein Merino, auf diese Weise gehalten, würde ungefähr 10 Centner guten Futters verzehren; es giebt aber ein gewisses Verhältniß zwischen dem Werth der Fütterung und des Mistes, wonach wir die folgenden Formeln annehmen müssen, ohne jedoch in das Detail einzugehen, in der Ueberzeugung, daß sie auf eine lange Erfahrung und strenge Berechnung gegründet sind."

„Die Vorbereitung, die Ernte und die Landpacht eines für die Luzerne passenden Bodens, belaufen sich auf eine Summe von 1240 Fr. während der 5 Jahre, welche wir als die Dauer der Luzerneanlage annehmen; dazu kommt noch der halbe Werth von 1200 Centner Dünger, um in diesen 5 Jahren ein Produkt von 800 Centner Luzerneheu zu erhalten. Ich sage die Hälfte, weil die andere Hälfte im Boden bleibt, für die Früchte, welche der Luzerne folgen sollen."

„Wenn der Dünger also 35 Centimen per Centner gilt, so sind:

Andere Ausgaben	1240 Fr.
Dünger	210 „
	1450 Fr."

„Dies dividirt mit 800 Centner Futter, ergiebt den Werth von 1 Fr. 80 Cent. für den Centner Luzerne."

„In diesem Fall verzehrt das Schaaf:

Luzerne	18 Fr.	10 Cent.
Streustroh	6 „	— „
Wartung	2 „	50 „
Verschiedene Kosten . . .	1 „	— „
	27 Fr.	60 Cent.
Ferner: die Interessen des umlaufenden Kapitals . . .	2 „	76 „
Latus	30 Fr.	36 Cent.

Transport	30 Fr.	36 Cent.
die Interessen des Grund-Kapitals	3 «	66 «
	34 Fr.	2 Cent.
Einnahme: Wolle und Lamm, wie oben berechnet war:	15 «	35 «
Milch	2 «	— «
Ein auf solche Weise gehaltenes Schaaf giebt 32 Ctr. Dünger, à 35 Cent. .	11 «	20 «
	28 Fr.	55 Cent.
Verlust per Kopf	5 «	47 «
	34 Fr.	2 Cent.“

„Das hat man also zu erwarten, wenn der Mist in dem Preise steht, wozu er gewöhnlich in Frankreich verkauft wird. Wenn man aber den Preis annimmt, welchen er in den Provinzen von höherer Kultur im Elsaß, Flandern und Avignon gilt, nämlich 60 Centimen, so kömmt die Luzerne auf 2 Francs der Centner zu stehen; die Kosten eines Schaafs belaufen sich dann auf 36 Fr. 11 Ct. Dagegen die Einnahme durch den

höhern Werth des Düngers auf	36 «	55 «
Also ist Vortheil per Kopf . .	— «	44 Ct.“

„Es erhellet also daraus, daß bei hohem Preise des Mistes und der Menge desselben, welche aus dieser Haltung hervorgeht, Gewinn bei der

der Sache sey. Man hält aber die Thiere um des Mistes Willen, und es scheint, daß ein Mastochse, oder eine Kuh, welche ihre Nahrung schon unter ungünstigeren Umständen bezahlt, hinsichtlich des Stallmistes noch vortheilhafter seyn müßte."

„Diese Beispiele zeigen überhaupt, welchen Einfluß ein mehr oder minder hoher Landbau auf den Vortheil der Viehzucht habe. Der höhere Werth des Mistes findet sich nur da, wo es einen Pflanzenbau giebt, durch welchen er hoch benutzt wird; wo man ihn blos zu Cerealien verwendet, die ihn erst in mehreren Jahren bezahlen, gilt er nur halb so viel, zumal wenn eine leere Brache seine Reproduction verzögert."

„Unter der Bedingung eines hohen Düngerpreises ist die Stallfütterung der Merinos allerdings vortheilhaft, und mein Bruder betreibt sie schon seit 6 Jahren, ungeachtet seine Lage den Verkauf der Wolle und der Lämmer nicht begünstigt, und er, bei dem fallenden Preise des Krapps, den Dünger nicht mehr so hoch benutzen kann."

„Man erlaube mir, aus dieser Wirthschaft meines Bruders noch einige Bemerkungen anzuführen. Die Luzerne, im grünen und trocknen Zustande, ist entschieden die beste Nahrung für die Schaafe; die Wurzelgewächse und vorzüglich die Möhren, die im Winter daneben gegeben werden, bekommen den Müttern und Lämmern vortrefflich;

die Gesundheit der Merinos leidet durchaus nicht bei dieser gänzlichen Einsperrung; die Lämmer bleiben frei von der Drehkrankheit, wenn die Mütter nicht aufs Feld gehen; wenn aber die grüne Fütterung im Sommer fehlt, so sterben viele junge Lämmer in dieser Jahreszeit am Durchfall, wegen der zu reizenden Qualität der Milch ihrer Mütter; man hilft diesem ab, wenn man grüne Fütterung geben kann, oder in Ermangelung derselben gekochte Kartoffeln. Die Stallfütterung der Merinos ist also durch eine Erfahrung im Großen bestätigt, und sie ist vortheilhaft, wo der Dünger einen bedeutenden Theil der Kosten bezahlt."

9) Die Mestizenzucht. „Sie konnte da vortheilhaft seyn, wo die Oertlichkeit der Merinoszucht günstig war, diese aber in einem so hohen Preise standen, daß ein ungeheures Kapital erfordert wurde, welches sich erst nach langer Zeit wieder bezahlt hätte. Diejenigen, welche damals voraussahen, daß dieser hohe Preis nach einiger Zeit fallen würde, wagten das Unternehmen nicht und begnügten sich damit, Mestizen zu erziehen. Einige schafften wohl etliche Merinosmütter an, um sie unter die anderen Schaafe zu setzen, in der Hoffnung, diesen Stamm allmälig an die Stelle des alten zu setzen, aber dieses Unternehmen hat sich, mancher Umstände wegen, nicht be-

währt. Man kann sagen, daß die Mestizirung mehr Rückschritte gemacht habe, seitdem die Preise der feinen Böcke gefallen sind, und daß der langsame Erfolg dieses Verfahrens jetzt Niemand mehr anspreche. Wer jetzt seine Heerde von Landschaafen mit einer Heerde Merinos vertauschen will, der kann dies mit 2000 Francs für 100 Stück bewirken. Nur wenn der Preis der Wolle, und mit derselben der Preis der Merinos wieder stiege, könne die Kreutzung wieder beliebt werden."

Der Verfasser kömmt nun zu folgendem Schluß.

Die Vermehrung der Merinos in Frankreich sey durch manche Umstände beschränkt, sie passe nicht, wo die Weiden so reich sind, daß sie Rindvieh reichlich ernähren können; eben so wenig da, wo sie nicht zureichend sind, ein Schaaf von 60 Pfunden im vollen Fleische zu erhalten, und für die Rambouillets nicht anders, als wo sie ein Schaaf von 80 Pfunden kräftig ernähren. Sie sey ferner beschränkt, wo man die Nebenfütterung im Winter und Sommer nicht zu einem Preise haben könne, der mit den Preisen der Wolle in einem günstigen Verhältniß stehe, oder wo man sie im Sommer nicht, nach reicheren Weiden hin, könne auswandern lassen, und vor allem anderen durch eine Feldlage, wobei die Gefahr des Ver-

hütens statt findet. Innerhalb dieser Grenzen bezahle sich das Merino besser als das Landschaaf, außerhalb derselben sey es nur die Veranlassung zu Verlust und zum Verdruß des Eigenthümers.

Es sey jedoch möglich, daß die großen Fortschritte, welche der Ackerbau jetzt mache, ihre Haltung erleichtern und verbreiten könne.

Diese Schrift scheint weit mehr geeignet, die Neigung zur Merinoszucht in Frankreich zu unterdrücken, als zu beleben. Ich glaube zwar nicht, daß dies die eigentliche Absicht des Verfassers sey, sondern daß er nur habe zeigen wollen, wie die Merinoszucht in Frankreich nie ein so wichtiger Gegenstand der Landwirthschaft werden könne, daß es sich deshalb verlohne, durch eine so hohe Impostirung der ausländischen feinen Wolle den Gang der Fabriken zu erschweren und sie in die größte Verlegenheit zu setzen. Durch das königl. Dekret, welches zu Ende Mai 1823 gegeben wurde, nach welchem die hochfeine Wolle, so wie sie kalt gewaschen aus Deutschland importirt wird, das Kilogramm mit 2 Francs, das Pfund also beinahe mit einem Franc belegt worden, sind die Eigenthümer in Frankreich kaum einmal befriedigt. Es ist jedoch sehr auffallend, daß gerade in dem Augenblick, wie dieses Dekret publicirt war, die Wolle in der Auction zu Rambouillet beinahe zur

Hälfte des Preises fiel, der im vorigen Jahre darauf geboten war, und wofür man sie nicht losschlagen wollte. Auch der Preis der Böcke und Mutterschaafe fiel beinahe in eben dem Verhältniß. Man hofft daher, die Regierung werde sich überzeugen, daß dies eine sehr falsche, den allgemeinen Wohlstand und das Einkommen der Nation mehr unterdrückende als fördernde Maaßregel sey. Um die Feintuch-Fabrikanten, welche ohne sächsische Wolle ihre Fabriken gar nicht fortsetzen, und bei dem hohen Impost mit den ausländischen nicht Preis halten zu können versichern, einigermaßen zu befriedigen, hat man ihnen zwar einen Ersatz für ausgeführte Tücher zugestanden, wenn sie erweisen können, daß sie den Impost für die fremde Wolle, welche dazu gebraucht worden, bezahlt haben. Wer erschrickt aber nicht vor der Weitläuftigkeit, welche daraus hervorgehen muß, und die Spekulation wird sich vielleicht darauf werfen, durch allerlei Umwege und Vorspiegelungen mehr Rückzoll zu erhalten, als man an Eingangszoll bezahlt hat, so daß auch in finanzieller Hinsicht kein Vortheil daraus hervorgehen mögte. Für uns kann die Sache keine andere Wirkung haben, als daß sie unsere Fabrikanten noch mehr ermuntert, den französischen auch in diesen leichten und hochfeinen Tüchern gleich zu kommen.

Uebrigens giebt uns diese Schrift, außer einigen neuen Ansichten, die Ueberzeugung, daß wir von der französischen Schaafzucht wenig Concurrenz für unsere Electoral-Wolle zu besorgen haben. Zwar macht das Journal de Commerce viel Aufhebens von der Schäferei des Hrn. Girod zu Naz im Departement de l'Ain; aber der Beschreibung nach sind es Electoral- oder Escurial-Schaafe mittlerer Qualität. Nach dem Berichte von der pariser Gewerbe-Ausstellung war daraus durch treffliche Bereitung ein vorzügliches Tuch gemacht, welches dem von Sedan und Louvier, wozu man sächsische Wolle braucht, nur in der Sanftheit (!) etwas nachstand. Die Zuchtthiere aus dieser Heerde sollen sehr gesucht und theuer bezahlt werden, sind sogar auch schon nach Deutschland geholt, wo man — wenn es darauf ankommt etwas Fremdes zu erhalten — Mißgriffe zu machen noch nicht müde wird. In Frankreich kann es zu ihrem Rufe viel beitragen, daß Hr. Pictet von seiner Vorliebe für die Rambouillet-Race zu dieser übergehen soll; aber ein Viertel-Jahrhundert wird darauf hingehen, bevor aus der Kreutzung jener Race mit dieser etwas preiswürdiges hervorgehet. Und die Ausdauer hat man in Frankreich nicht.

V.

Nachricht von einer endemischen Lämmer-Krankheit.

Vom

Freiherrn v. Monteton zu Priort bei Potsdam.

Der empfindliche Verlust, den ich diesen Sommer durch das Sterben eines großen Theils meiner besten Lämmer erleide, verbunden mit dem Umstande, daß dieser Fall hier schon sehr oft vorgekommen ist, ohne daß es mir gelingen will, die Veranlassung dazu, so wie die Vermeidungs- und Hülfs-Maaßregeln dagegen aufzufinden, weshalb ich jedes Jahr die Wiederholung dieses Verlustes gewärtigen muß, fordert mich dringend auf, hierüber Belehrung und Rath bei Männern zu suchen, die zur Ertheilung derselben durch wissenschaftliche Einsicht und Erfahrung fähig, und durch

gemeinnützige und menschenfreundliche Denkart geneigt sind. Da ich in beiden Hinsichten mich an Niemand zweckmäßiger zu wenden weiß, als an eine Wohllöbliche Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin, so wage ich die Bitte an dieses verehrte Institut, um gütige Belehrung über den fraglichen Gegenstand, um so zuversichtlicher, da gewiß ein guter Theil des landwirthschaftlichen Publikums ein gleiches Bedürfniß dazu fühlt.

Das zahlreiche Sterben der Lämmer im Sommer ist sowohl hier, als an manchen andern mir bekannten Orten der Umgegend, ein seit jeher häufiger Fall, wovon aber in manchen Jahren fast gar keine Spur vorkommt. Durch welche charakteristische Witterung sich die guten und bösen Jahre ausgezeichnet haben, kann ich nicht genau angeben, weil mir darüber die Notizen fehlen. Factisch ist aber, daß z. B. (um nicht zu weit zurückzugehen) im Sommer 1817 die Lämmer fast zur Hälfte starben, im Sommer 1818 und 1819 sich vollkommen gut hielten, im Sommer 1820 in mäßiger Anzahl starben, im Sommer 1821 noch bedeutend mehr, im Sommer 1822 gut blieben, und im Sommer 1823 wieder sehr starben, ohne daß eine erhebliche Verschiedenheit in der Haltung derselben vorgekommen wäre. Ob die Race des Viehes dabei einen Unterschied mache, darüber kann ich nur so viel angeben, daß ich

eine seit dem Jahre 1802 durch Böcke aus der sächsischen Escurialrace veredelte Mestizenschäferei habe, daß aber verhältnißmäßig dieselbe Sterblichkeit bei den damit zusammen gehüteten Lämmern eines kleinen aus der Königl. frankenfelder Stammschäferei im Jahre 1820 angekauften Stammes herrscht, daß auch nach den eingezogenen zuverlässigen Nachrichten fast dieselbe Sterblichkeit unter den Lämmern hier schon vorgekommen ist, als noch gewöhnliches Landvieh gehalten wurde, daß dieser Fall auch jetzt noch häufig bei den grobwolligen Bauerheerden der Gegend eintritt, daß indessen es mir bei meinen Beobachtungen immer vorzugsweise die feinsten und loswolligsten Stücke zu treffen scheint. In Hinsicht des Geschlechts ist der Unterschied zwar nicht bedeutend, jedoch sterben jedesmal einige Zibbelämmer mehr als Hammel-Lämmer. Auch das um 4 bis 8 Wochen verschiedene Alter der Lämmer scheint keinen merklichen Unterschied zu machen, denn seit 3 Jahren wurden die Mutterschaafe in zwei verschiedenen Abtheilungen, die erste in der Mitte Augusts und die zweite in der Mitte Septembers, jedesmal 4 Wochen lang, zum Bocke gelassen, aber die in der Mitte Januars gebornen und also im Sommer schon gut herangewachsenen Lämmer starben nicht minder, als die zuletzt, also Mitte März, gebornen und im Sommer daher noch viel

kleineren. Die Zeit des Sterbens ist fast jedesmal während der Roggen- und Weitzen-Stoppel-Behütung, vom Ende Juli bis Ende August, woran jedoch die liegen gebliebenen Aehren gewiß unschuldig sind, da solche von den Lämmern nicht gefressen werden. Auch fängt die Krankheit schon mehrere Wochen vorher an, äußert sich durch ein, im Allgemeinen krankhaftes Ansehen und Benehmen des Thieres, wobei der Bauch mehr aufgedunsen und herunterhangend, der Rücken etwas mehr gekrümmt, und das Thier dadurch etwas verkürzt gegen die gesunden erscheint. Jedoch ist dies alles in keinem hohen und auffallenden Grade, und oft nur dem geübteren praktischen Blicke des Schäfers bemerkbar. Das Hauptsymptom ist ein mattes Auge, dessen Weißes verloschen aussieht, und worin die im gesunden Zustande sehr roth erscheinenden kleinen Blutgefäße ganz ausgeblaßt sind. Die innere Seite des obern Augenliedes hat das Ansehn von Schmalz, oder von Fett an gekochtem Rindfleische. Bei Oeffnung der krepirten Thiere hat sich in manchen Jahren eine sehr abnorme Beschaffenheit der Lunge gefunden, welche, nach Beschreibung des Schäfers, kreideweiß und schlaff bei Lämmern ist, die an den von den Schäfern hiesiger Gegend sogenannten weißen Lungen krepirt sind. In andern Jahren, wie z. B. in diesem jetzigen, ist die Lunge roth, aber

doch etwas blasser, als bei ganz gesunden Schaafen; alle übrigen inneren Theile sind anscheinend gesund, aber sehr viel röthliche Fadenwürmer findet man im Magen und in den Gedärmen, und die Schäfer glauben, daß nur diese den Tod der Thiere bewirken, woran ich jedoch sehr zweifele. In manchen Jahren findet sich beides, d. h. einige Lämmer mit weißen Lungen, andere mit Würmern und noch andere mit beiden Uebeln zugleich. In diesem Jahre hat sich nur ein einziges mit weißer Lunge gefunden. Die allgemeine und übereinstimmende Meinung der Schäfer ist, daß diese Krankheiten von hoher und aus Mangel an niedriger Weide für die Lämmer entständen, daß dieselben vermieden würden, wenn man die Lämmer recht viel auf sogenannten Mäschen, wo reichlich krauses, aber saures Gras wächst, und auf Ackerniederungen, wo man erwachsene Schaafe verhüten würde, weiden ließe, daß man durch solche Hütung sogar den Ansatz der Krankheit wieder vertreiben könne, daß aber im Gegentheile hohe Weide den Lämmern so verderblich sey, daß das Sterben derselben oft schon anfinge, wenn sie noch saugen und mit den Müttern, denen die Niederungen schädlich sein würden, zu viel auf der Höhe weideten, oder daß wenigstens dabei sich schon der Ansatz zur Krankheit oft bilde. Ein Jahr ist mir selbst noch sehr erinnerlich, wo die

Lämmer schon häufig starben, als sie noch sogen und mit den Müttern zusammen ausgetrieben wurden. Die Lämmer sind hier jederzeit auf Ackerniederungen und Mäschen vorzugsweise gehütet, jedoch ist von beiden in der Regel nicht so viel dazu vorhanden gewesen, daß nicht auch die besten Flecke von Höheweide hätten mit zur Hülfe genommen werden müssen, zumal kurz vor der Zeit der Stoppelhütung, wo die Vegetation der Gräser nicht mehr so kräftig ist, als vor Johanni, die Lämmer auch schon größer sind und mehr verlangen, und ihre Lieblingsplätze schon zum Theil so viel betreten und beschmutzt haben, daß sie nicht mehr darauf fressen wollen, wenn auch die reichlichste Nahrung darauf steht. Da ich den Grund des Lämmersterbens gar nicht sicher entdecken konnte, so glaubte ich, mich vorläufig an den Erfahrungen halten müssen, welche die Schäfer darüber gemacht haben wollten, und gab in einigen Jahren, sobald sich das Sterben anfing, den Lämmern eine deshalb schnell abgemähte Wiese Preis; und es ist wahr, daß das Sterben bald nachher nachließ, nur die schon erkennbar Kranken noch starben, und keine neue Kranken mehr hinzukamen. Dies brachte mich wenigstens von dem früher gehegten Glauben zurück, daß die Meinung der Schäfer, die Lämmer müssen Niederungen und Mäschen zur Weide haben, darauf be-

ruhn, daß auf diesen Grundstücken reichlichere Nahrung steht, und es also wohl nur darauf ankomme, ihnen diese zu verschaffen, gleichviel, ob auf Höhe oder Niederung, indem die Krankheit ganz den Charakter einer aus Schwäche entstehenden zeigt; schon seit vielen Jahren ist aber fast alle meine Ackerweide mit weißem Klee oder Spörgel angesäet und die der Lämmer auch immer reichlich damit bestanden, doch schützte dies durchaus nicht. In diesem Jahre glaubte ich ziemlich sicher zu seyn. Die Lämmer kamen stark und gut genährt aus dem Winter mit den Müttern zusammen am 6ten April auf die Weide, welche schon ziemlich reichlich war, und erhielten nebenbei noch Hafer und Heu auf dem Stalle. Auf Zureden des Schäfers wurden sie den 9ten Juni abgesetzt, damit sie nicht länger auf die höhere Weide der Mütter reduzirt seyn sollten, da ohnehin die früheren Beobachtungen gezeigt hatten, daß ein längeres Säugen der Lämmer, worauf ich vormals viel vertraute, nichts half. Die den Lämmern privativ bestimmte Weide hatte ich in diesem Jahre so ausgesucht, daß dieselben verhältnißmäßig mehr wie je Mäschen und Ackerniederungen, und im Ganzen, selbst nach dem Urtheile des Schäfers, überflüssig reichliche Nahrung erhielten. Auch war hinlängliche Abwechselung mit den verschiedenen Revieren gestattet, und ich glaubte die Lämmer

so gut versorgt, daß ich ihnen das Nebenfutter im Stalle entzog.

Die Mäschen, welche sie erhielten, tragen ein Gras, dessen Heu, wenn sie gemäht werden, sowohl für Schaafe als Pferde paßt; die erwähnten Ackerniederungen sind mit weißem angesäeten Klee, Schaafgarbe und Queckengras gut bestanden, und haben einen ziemlich kräftigen Wuchs, da sie jedesmal nach Winterkorn, wozu gedüngt worden, zur dreijährigen Weide niedergelegt werden. Die Lämmer wurden von einem sehr guten Schäferknechte, der eigenes ansehnliches Geldinteresse dabei hat, mit großer Sorgfalt gehütet und behandelt, kamen durchaus nicht in die Horden, sondern des Nachts immer nach dem Stalle, erhielten täglich, Morgens und Abends frisches Brunnenwasser zu saufen, und so viel schwarzes Salz, mit gestampftem Wermuthskraute vermischt, als sie mochten. Auch hielten sie sich Anfangs dabei sehr gut, und erst im Juli zeigten sich bei mehreren die Spuren der erwähnten Krankheit, und das Sterben fing allmälig mit dem 15ten Juli an, nahm aber erst im August überhand. Die kranken Lämmer zeigten die schon beschriebenen Symptome, übrigens keine Spur von Fieber und Hitze, fraßen tüchtig bis zur letzten Stunde ihres Lebens, wo sie heftige Schmerzen äußerten, in die Erde bissen und sterbend umfielen. Jedes

krepirte Stück wurde geöffnet und immer fand sich nur, was schon früher angegeben worden. Um diese innere Untersuchung aber gründlicher zu bewirken, bat ich einen mir befreundeten sehr praktischen Arzt, den Herrn Doctor Thaer bei Gelegenheit eines Besuches, die Obduction eines im hohen Grade schon kranken und in seiner Gegenwart getödteten Lammes leiten zu wollen, welches derselbe auch die Güte hatte zu thun, und seine Beobachtungen dabei diesem Aufsatze hinzufügen will. Da die Krankheit in der Mitte Augusts in einem seltenen Grade bösartig wurde, und ich keinen Rath dagegen wußte, so ließ ich eine nahe an der Lämmerweide belegene Wiese, deren Vormaht Schaafheu gegeben hatte, und deren Nachmaht noch im besten Wuchse stand, schnell abmähen, und nachdem das Gras gleich herunter gefahren worden, mit den Lämmern vom 24sten August an behüten, weil der Schäfer darauf ein besonderes Zutrauen setzte. Was in einem merklich hohen Grade krank war, starb dennoch ziemlich rasch dahin, doch schien schon nach acht Tagen das Erkranken sich sehr zu vermindern, und das Sterben nahm bedeutend ab, und zwar von Woche zu Woche immer mehr. Ob die Hütung auf der abgemähten Wiese, welche die Lämmer nicht einmal täglich, und dann nur ein Paar Stunden lang genossen, weil sie nur im Thaue, oder bei

feuchter Witterung und nie sehr anhaltend hinter einander darauf fraßen, jene Wirkung hervorbrachte, oder ob die Krankheit auch ohne dieselbe zu dieser Zeit nachgelassen haben würde, scheint mir noch nicht erwiesen zu seyn, da wenigstens die bemerkbar kranken Thiere nicht davon genasen; doch bleibt das Factum wohl immer bemerkenswerth. Die Wiese enthält im Untergrunde Torf, auf der sehr ebenen Oberfläche aber eine fruchtbare schwarze Erde, und bringt, ziemlich reichlich, zwar gutes, aber nicht vorzügliches Heu, worunter viel wilde Pfeffermünze, aber gar keine grobe Segge ist. Da doch immer noch einzelne Sterbefälle unter den Lämmern bis zur zweiten Hälfte des Septembers vorkamen, und auch noch immer einige kranke sich zeigten, so nahm ich letztere, acht Stück an der Zahl, gänzlich auf dem Stall, und fütterte sie mit Hafer und Heu; sie fraßen gut, aber nach 8 Tagen starben dennoch 4 davon. Um diese Zeit hörte ich, daß ein einsichtsvoller und erfahrner Landwirth unserer Gegend die Beobachtung gemacht habe, daß die Lämmer gegen diese Krankheit am besten durch rothe Kleeweide geschützt, und sogar von einem geringeren Grade derselben zum Theile dadurch geheilt werden könnten. Dies stimmt soweit mit meinen Beobachtungen überein, daß mir zwei Jahre sehr erinnerlich sind, wo ich den Lämmern einen Theil

meines rothen Kleeschlages, auf welchem der Klee zu schwach zum Mähen schien, als Weide eingab, und in beiden Jahren mit der Lämmerkrankheit verschont blieb. Daher ließ ich sogleich die Lämmer auf gut herangewachsenem, dieses Frühjahr unter Weitzen gesäeten jungen rothen Klee täglich ein Paar Stunden weiden, und brachte die übrigen vier kranken, zuerst auf den Stall genommenen, auch wieder unter die Heerde; zwei davon starben aber dennoch nach einigen Tagen, welches mich noch mehr in dem Glauben bestärkt, daß diese Krankheit, wenn sie erst den Grad erreicht hat, daß sie deutlich bemerkbar ist, schwer zu heilen seyn mag. Jetzt, Ende Septembers, scheint sich das Uebel gänzlich verloren zu haben, bis auf die zwei noch immer kranken Stücke; und nachdem ungefähr der dritte Theil meiner sämmtlichen diesjährigen Lämmer daran krepirt ist, zeigen die übrigen ein ganz ausgezeichnetes Gedeihen und Wohlbefinden; doch steht noch immer zu befürchten, daß im nächsten Frühlinge, wenn sie wieder ausgetrieben werden und das junge Gras zu fressen bekommen, dennoch manches, welches den Keim der Krankheit jetzt schon hat, und sich damit den Winter hindurch quält, abgehen werde, wie dies in der Regel nach solchem Unglückssommer zu geschehen pflegt. Noch bemerke ich, daß nach der Meinung des Schäfers sich in diesem

Jahre der erste Keim zur Krankheit in der Zeit, wo die Lämmer noch mit den Müttern zusammen geweidet worden, entsponnen, und in einer sehr empfindlichen naßkalten Witterungsperiode, Ende Juni und Anfangs Juli, entwickelt habe. Zur Zeit des Sterbens erhielt die Lämmerheerde bei schlechterer Witterung oft etwas Heu auf dem Stalle, wovon sie aber nur wenig fraß, und als Versuch entzog ich ihr, jedoch erst als das Sterben schon abnahm, das Salz gänzlich, aber ohne Veränderung davon zu merken. Eine Ergründung des Wesens dieser Krankheit ist wohl die nächste Aufgabe in dieser Hinsicht, aber auch gewiß die schwerste; leichter möchten sich wohl nachher die Mittel zur Vermeidung und vielleicht zur Heilung derselben auffinden lassen.

Beiläufig finde ich mich veranlaßt, bei dieser Gelegenheit eine kürzlich gemachte Beobachtung über den bekannten, unter gewissen Bedingnissen nachtheiligen Einfluß des grünen Buchweitzenfutters auf einige Thierarten mitzutheilen.

Ein kleiner, immer auf dem Stalle gefütterter, Stamm von Schaafen erhielt, so wie sechs Stück Zuchtböcke, nachdem die früheren Futterkräuter verbraucht waren, vom 13ten August d. J. an grünen Buchweitzen als einziges Futter, wobei er sich sehr gut hielt. Am 25sten August

brachte ich vier Stück, im April d. J. von jenen immer auf dem Stalle gefütterten Schaafen geborne Lämmer, die bis dahin noch gesogen, aber auch mit den Müttern zusammen schon grünen Buchweitzen gefressen hatten, zu den übrigen weidenden Lämmern. Es war ein sehr heißer, soniger Tag, und nach wenigen Stunden schwollen diesen vier Thieren die Ohren, das ganze Maul und der Kopf enorm dick auf, wurden sehr roth und heiß, die Thiere äußerten bedeutende Krankheitsempfindungen, besonders im Kopfe, durch Schütteln und Werfen desselben, fraßen nicht, und hatten einen sehr unsichern, gebrechlichen Gang. Da es weit von dem Stalle war, so konnten sie nicht sogleich wieder hineingeschafft werden, und noch vor Abend krepirte das eine davon, obgleich der Kopf viel mit kaltem Wasser gewaschen worden. Die übrigen drei ließ ich nun wieder auf dem Stalle mit Heu füttern, und schon den andern Morgen hatte sich die Geschwulst und Entzündung der äußeren Theile des Kopfes ganz verloren. Nach 3 Tagen wurden sie wieder mit auf das Feld genommen, aber, da sich dieselben besorglichen Erscheinungen erneuerten, gleich zurück in den Stall geschafft, daselbst ununterbrochen 4 Wochen lang mit Heu und Hafer gefüttert und erst dann wieder auf die Weide gebracht, wo sie von nun an gesund blieben. Mit diesen vier Läm-

mern an einem Tage, wurden auch sechs Stück alte Schaafe, zwar früher immer an Weide gewöhnt, aber seit mehreren Wochen mit grünem Futter auf dem Stalle gehalten, wieder unter die Heerde gebracht. Sie hatten zwar auch grünen Buchweitzen erhalten, aber nur in den letzten wenigen Tagen, und sie blieben auf der Weide ganz gesund.

Die vorher erwähnten sechs Zuchtböcke wurden am 16ten September, nachdem sie also etwa 5 Wochen mit grünem Buchweitzen gefüttert worden, unter die Mutterschaafe gebracht. Einige Stunden hielten sie sich gut, aber dann wurde das ganze Gesicht sehr roth und geschwollen, an der Nase und den Lippen war eine enorme Hitze zu fühlen, der Athem war kurz und schnell, das ganze Benehmen der Thiere zeigte Angst, Schmerz und hauptsächlich Betäubung des Kopfes, mit welchem sie beständig drehten und schüttelten; sie kehrten sich nicht mehr an die Schaafe und ihr Gang war höchst unsicher und taumelnd und die meisten Bewegungen, z. B. hohe Sprünge, wobei sie eher rückwärts als vorwärts kamen u. s. w., verriethen einen Zustand von Raserei *). Sie

---

*) Einen ähnlichen Effekt bringt nach unserem Versuche, Mögl. Annalen V. Bd. S. 273, der grüne Buchweitzen auch auf Schweine, und zwar nur auf die wei-

wurden sogleich nach dem Stalle gebracht, und der Kopf viel mit kaltem Wasser und Molken gewaschen. Nach 8 Stunden besserten sie sich schon sehr, und fingen an etwas Hafer zu fressen, und den andern Morgen war fast alles wieder gut. Erst am vierten Tage nachher, während welcher Zeit sie nichts als Hafer und Heu zu fressen bekamen, wurden sie wieder herausgelassen; aber da sich jener kranke Zustand bald wieder einstellte, gleich zurück nach dem Stalle gebracht. Am 6ten Tage wurde dieser Versuch erneuert, lief aber wieder eben so ab, und von nun an wurden sie alle 3 bis 4 Tage versuchsweise ins Freie gelassen. Sowohl das erste, als auch die beiden folgenden Male war ganz dunkeles Wetter, welches dennoch nicht geschützt hatte; vom 10ten Tage an hielten sie sich jedoch bei trübem Wetter gut, wurden aber, sobald die Sonne ordentlich schien, gleich wieder krank. Während dieser Zeit kamen diese Böcke nur des Nachts zu den Schaafen in die Horden, wo sie ganz gesund blieben, ein Beweis, daß ihnen die Luft im Freien nichts schadete. In

---

ßen, hervor. Es wäre, wenn auch weniger in praktischer, doch gewiß in wissenschaftlicher Hinsicht interessant, mit schwarzen Schaafen einen Versuch zu machen, ob die Farbe auch hier die Krankheit verhindere. d. R.

abnehmendem Grade erneuerten sich diese Erscheinungen bis nach der vierten Woche, wo sie sich ganz verloren. Auch dauerten sie nur bei zwei Stück, die vorzüglich feist waren, ganz so lange, und hörten bei den übrigen vier Stück, die nicht völlig so wohlgenährt waren, schon am Ende der dritten Woche auf. Ein siebenter, sehr feister, immer auf dem Stalle gehaltener, und vom 13ten August bis 21sten September mit grünem Buchweitzen gefütterter Bock, wurde erst den 10ten October, nachdem er 19 Tage nach dem Buchweitzenfutter Heu erhalten hatte, aber dabei immer auf dem Stalle geblieben war, zur Heerde gelassen, und blieb ganz gesund im Freien, ob er gleich länger und später, als die 6 übrigen, Buchweitzen erhalten hatte.

Nach diesen Beobachtungen scheint also, wenigstens bei Schaafen, die Fütterung mit grünem Buchweitzen schon eine gewisse Zeit lang gewährt haben zu müssen, ehe jene nachtheiligen Folgen davon entstehen, denn die nur wenige Tage erst damit gefütterten sechs Stück Schaafe blieben, im Freien, ganz gesund. Ist aber durch eine dazu hinreichende Fortsetzung dieser Fütterung jene Wirkung einmal hervorgebracht, so scheint sie noch eine geraume Zeit lang, nachdem schon ganz anderes Futter beständig gereicht worden, fortzudauern; vielleicht in einigem Verhältnisse mit der

Zeit, welche die Buchweitzen-Fütterung gewährt hat; vielleicht auch in einem, nach dem Zustande der Feistigkeit und Vollsaftigkeit, auch wohl nach der sonstigen individuellen Constitution der einzelnen Thiere, verschiedenem Grade. Die Beobachtungen an dem 7ten Bocke führen auf die Vermuthung, ob jene schädlichen Nachwirkungen des grünen Buchweitzenfutters nicht vielleicht dadurch vermindert werden, wenn man das damit genährte Thier nur in der ersten Zeit vor den starken Licht-Eindrücken bewahrt, indem vielleicht ein öfter veranlaßter Ausbruch des im Anfange am heftigsten sich zeigenden Uebels, die Disposition dazu verstärkt und verlängert. Sollte nicht auch der, gleich nach dem Aufhören des Buchweitzenfütterns, durch die häufigen Begattungen hervorgebrachte aufgeregtere Zustand, der beim 7ten Bocke erst viel später eintreten konnte, das Uebel vermehrt haben? die beiden, am meisten und längsten daran leidenden, hatten auch immer die meiste Begierde und Potenz gezeigt.

Vielleicht sind diese Umstände noch nicht allgemein so bestimmt bemerkt, oder bekannt geworden.

Mit so vielem Vergnügen wir auch dem Wunsche des von uns verehrten Herrn Verfassers — mit seinen Worten „ihn zu belehren" — entsprechen würden, so bekennen wir doch offen, daß

wir in diesem Falle selbst noch der Belehrung bedürfen, denn die Krankheiten, bei denen die Eingeweidewürmer in Conflict stehen, sind von der Art, daß sich nach unseren Ansichten nur sehr wenig mit Gewißheit darüber sagen läßt. So viel scheint indeß jetzt ausgemacht, und von mehreren Physiologen angenommen zu seyn, daß die Eingeweidewürmer Geburten eines kranken Zustandes, und folglich ursprünglich nicht Ursache, sondern Folge der Krankheit sind, daß sie aber allerdings nach ihrem Entstehen auch Ursache des schnellern Vorschreitens der Krankheit und des Todes seyn können und auch wirklich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus kann daher eine veränderte, der frühern Lebensart des Thieres absolut entgegengesetzte, hinsichtlich des Futters, der Weide, Pflege, Wartung, ja selbst der Konstitution des Klimas, besonders wenn solche im ersten Anfang der Krankheit statt findet, einen höchst wohlthätigen Einfluß haben, denn man darf hoffen, daß die Bedingung, welche die Krankheit begünstigt, ja vielleicht verursacht, durch diese Veränderung hinweggeschafft und ein Gesundheitszustand herbeigeführt werde, welcher der Erzeugung der Eingeweidewürmer ungünstig sey. Gewiß sind daher die Beobachtungen mehrerer Landwirthe aus der Gegend von Priort, und die unseres Herrn Verfassers, die Veränderung der Weide, in Bezie-

hung auf vorstehende Krankheit, betreffend, höchst beachtungswerth, und wir bitten die verehrten Leser unserer Annalen recht sehr, uns ihre gemachten Beobachtungen, sollten solche auch noch so einzeln stehen, mitzutheilen.

d. R.

VI.

Ergebnisse der am 26sten September vorgenommenen Eröffnung zweier von der Lämmerkrankheit zu Priort befallenen Thiere, nebst Bemerkungen über das Wesen der Krankheit.

Vom

Herrn Dr. Thaer zu Nauen.

Nur das eine dieser Thiere kann ein begründetes Resultat liefern, indem dasselbe erst zum Behuf der Untersuchung getödtet, und noch warm zur Besichtigung geöffnet ward, das zweite aber schon 48 Stunden todt, und bei der warmen Witterung schon in einen bedeutenden Grad von Fäulniß gerathen war.

An dem noch lebenden Thiere zeigte sich ein schwankender Gang, große Mattigkeit, auffallende

Magerkeit, keine Hitze oder übermäßige Bewegtheit des Pulses, nichts von Husten, und das einzige positive Zeichen der Krankheit war ein blasser aufgetriebener Zustand der Bindehaut des Auges, besonders im innern Winkel desselben, wodurch dieser allerdings das Ansehn bekam, als liege daselbst ein unregelmäßiger, etwa erbsengroßer Klumpen von gekochtem Rinderfett.

Das Thier ward Behufs der Untersuchung todtgeschlagen, um nicht durch Verblutung den Befund bei der Obduction zu trüben.

Es wurden nur die Organe der Brust und des Unterleibes untersucht, theils wegen der Todesart des Thieres, theils weil die Ergebnisse der bisherigen Eröffnungen solcher Lämmer nur hier bemerkliche Abweichungen gezeigt hatten, theils weil der ganze Lauf der Krankheit kein Leiden des Gehirns, oder Rückenmarks erwarten ließ.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur das bemerklich vom Normalzustand abweichende hier angeben, ohne den ganzen Gang der Untersuchung zu schildern.

In der Brust fanden sich die Lungen von etwas heller Fleischfarbe, sehr wenig von den normalen abweichend, sie waren etwas tolabirt, so daß sie nur gegen $\frac{2}{3}$ des kubischen Raums des Brustkastens ausfüllten, hatten eine wenig von der gesunden Beschaffenheit abweichende Consistenz

und ließen sich vollkommen und in jedem Punkt aufblasen. Das Blut im Herzen und den großen Gefäßen war schwarz und sehr flüssig. Die innern Wendungen des Herzens zeigten einige linsen- und mitunter fast dreiergroße Flecken, die von dem unter der innern Haut des Eingeweides ausgetretenen Blut hellroth gefärbt waren.

Die drei ersten Magen waren mit Futter von gehöriger Beschaffenheit reichlich gefüllt und ihre innern Häute natürlich beschaffen. Im sogenannten Buch (Psalter, oder Löser) schien der Inhalt von einer wenig trocknern Beschaffenheit zu seyn, als man es im natürlichen Zustande zu finden pflegt. Im letzten Magen (dem Laab) fand sich dagegen sehr wenig Speisebrei, und statt desselben eine unzählige Menge sehr feiner, etwa $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll langer, röthlicher Würmer, von der Dicke eines ganz feinen Fadens, der jetzt bei den Damen so gebräuchlichen Nähbaumwolle (schottischer Zwirn *). Die ganzen Wände des Magens waren dick damit bedeckt, und gewannen dadurch ein

---

*) Der Beschreibung und dem Aufenthaltsorte dieser Würmer zufolge, ist es höchst wahrscheinlich der Strongylus contortus, der von mehreren Naturforschern in bedeutender Menge, selbst in dem Monate November, in dem vierten Magen der Lämmer gefunden worden ist. Es wäre interessant, bei jeder vorkom-

zottiges Ansehen. In warmes Wasser gebracht, bewegten sich diese Würmer sehr lebhaft, starben aber beim Erkalten desselben bald ab; sie waren von einer sehr zarten Organisation, so daß sie der leichteste Fingerdruck zerquetschte, und mit bloßen Augen war an ihren beiden Enden keine Verschiedenheit der Bildung zu entdecken, eine Lupe aber, oder ein dergleichen optisches Instrument war nicht zur Hand, um sie genauer zu untersuchen. Die mit Wasser rein gespülte Haut dieses Magens zeigte übrigens nichts abweichendes.

Im ganzen Laufe des Darmkanals zeigte sich nichts von den beschriebenen, noch von andern Eingeweidewürmern. Dagegen fanden sich an mehreren Stellen kleine röthliche Flecke unter der äußern Haut desselben, ähnlich denen bei Beschreibung des Herzens gefundenen. Leber und alle andere Eingeweide des Bauches waren vollkommen gesund. — Das zweite Lamm konnte wegen des schon eingetretenen bedeutenden Grades der Fäulniß nicht genau untersucht werden. Der geöffnete Unterleib zeigte jedoch nichts besonders

---

menden Gelegenheit auf diese Eingeweidewürmer zu achten, und zu erforschen, ob dieselben zu allen Jahreszeiten vorkommen, oder ob ihr Daseyn nur in der einen oder andern statt habe, und mehr oder minder begünstigt würde. d. R.

Auffallendes, sondern seine Eingeweide waren vollkommen normal, so viel dies noch erkannt werden konnte. Der geöffnete vierte Magen war ganz ohne Speisebrei, und enthielt eine geringe Quantität röthlichen schleimigten Wassers. Von den oben beschriebenen Würmern war nichts mehr zu entdecken, wahrscheinlich waren dieselben durch die Fäulniß schon gänzlich aufgelöset, indem nach Angabe des Schäfers dieselben bei allen früher untersuchten Thieren nie gefehlt hatten. Die Haut dieses Magens war rosenroth gefärbt, wahrscheinlich ebenfalls eine Wirkung der Fäulniß.

Wenn es erlaubt ist, nach der Schilderung des Verlaufs der Krankheit, nach den Berichten des als sehr aufmerksam und vorurtheilsfrei geschilderten Schäfers, und nach dem Befund dieser leider nur einzeln dastehenden genauen Obduction ein Urtheil über das Wesen der Krankheit zu fällen, so würde ich allerdigs mit dem Herrn Baron v. Monteton darin übereinstimmen, daß die Krankheit ein Schwächezustand sey (eine chronische Adynamie) und daß dieser Zustand ursprünglich aus einer schlechten Blutbereitung hervorgehe, die wahrscheinlich wieder aus der zu wässerigen Beschaffenheit des Futters erzeugt wird. Die Entstehung der Würmer im Magen wäre dann erst ein Produkt der schon länger bestandenen Krankheit, vielleicht die höhere Stuffe derse-

ben, doch mögen die einmal in Menge erzeugten Würmer wohl wieder neue Zufälle erregen, und zu dem endlichen tödtlichen Ausgang derselben beitragen.

Auf ihre Rechnung z. B. würde ich die Schmerzen in der letzten Lebensperiode bringen. Die rothen Flecken unter der innern Haut des Herzens und auf den Gedärmen scheinen von im Zellgewebe ausgetretenen Blut herzurühren, und diese Austrocknung theils durch seine zu dünne, theils durch seine für die Gefäße zu wenig reizbare Beschaffenheit entstanden zu seyn.

Die Krankheit möchte ein Zustand seyn, der zwischen dem Scorbut bei Menschen, und der Kachexie bei Kindern, die bedeutend an Würmern leiden, mitten inne liegt, wenn es anders erlaubt ist, Thier- und Menschen-Krankheiten miteinander zu vergleichen.

Wir hatten in den frühern Sommermonaten dieses Jahres viel feuchtes, kaltes Wetter, wenig warme sonnige Tage und eine reichliche Feldweide. Sollten aber nicht gerade die bei dieser Witterungsbeschaffenheit wachsenden Kräuter weniger aromatisch gewesen seyn, als sie es in der Regel zu seyn pflegen? Sollten nicht gerade in hiesiger Gegend, wo bei besserm Boden und durch ein stärkeres Wiesenverhältniß, oder durch die an vielen Orten hieselbst eingeführte bessere Wirthschaft, eine stär-

kere Düngung des Bodens möglich geworden ist, ein zu üppiges, weniger aromatisches Weidefutter entstehen, wenn die obige Witterungsbeschaffenheit dies begünstigt? Auch ist es eine allgemeine Erfahrung, daß bei feuchtem, kalten Wetter die Schaafheerden sich weniger wohl befinden, und z. B. das Bocken der Schaafe an kalten trüben Tagen seltener geschieht, woraus hervorzugehen scheint, daß das Schaaf Sonnenschein bedarf, damit sein thierisches Leben in voller Kraft sich äußere. Ebenso zeigt die Erfahrung, daß viele unserer einheimischen gewürzhaften Kräuter weniger Aroma enthalten, wenn sie auf fruchtbarem Gartenlande gezogen werden, als wenn man sie auf schlechterm Boden, wo sie wild wachsen, sammelt, und wiederum sind viele Blumen, die im Sommer, im Freien gezogen, einen sehr aromatischen Geruch haben, in Treibhäusern und Mistbeeten im Winter gepflegt, von ungleich schwächerm Geruch.

Vielleicht concurriren hier also beide Umstände, das gemuthmaßte Bedürfniß des Schaafes fürs Sonnenlicht und geringeres Aroma der Kräuter.

Selbst der Umstand, daß in der Zeit nach der Roggen- und Weitzenernte die Lämmer am häufigsten starben, und hier also die Krankheit sich plötzlich verschlimmerte, scheint für meine Ansicht zu sprechen, denn in dieser Periode war die Haupt-

nah-

nahrung derselben ein Gras, was im Schatten des dieses Jahr sehr üppig stehenden Getreides gewachsen war, und also des Lichts und der Wärme auch weniger genossen hatte.

Daß die Krankheit bei der Weide auf einem Grunde, wo außer hartem Grase auch viel wilde Pfeffermünze wächst, nachließ, und die Erfahrung eines mir ebenfalls sehr bekannten und höchst denkenden Landwirths der Gegend (Herrn Amtsrath Donner), daß bei einer wenigstens sehr verwandten Krankheit (den weißen Lungen) die Weide auf rothem Klee sehr entschieden günstig auf die schon erkrankten Thiere, und auf Ausrottung der Krankheit in der ganzen Heerde wirkte, scheint mir ebenfalls für meine Ansicht zu sprechen.

Was die muthmaßlich beste Behandlung der Krankheit anbetrifft, so scheint allerdings das bisher Gesagte, verbunden mit den Erfahrungen der Schäfer und aller denkenden Landwirthe der Gegend, ganz dafür zu stimmen, daß Weide auf torfigen Wiesen, oder auch rothem Klee, denn dieser ist gewiß viel aromatischer als der weiße, das beste Verbannungs- oder Ausrottungsmittel der Krankheit ist.

Jedoch ist die Sache noch nicht für abgemacht zu betrachten, sondern es müssen noch mehrfache Beobachtungen und Erfahrungen hierüber

gesammelt werden, wozu ich hiedurch nur nach Kräften beigetragen haben will.

In Betreff der erwähnten Verwandtschaft dieser Krankheit mit den hier sogenannten weißen Lungen, habe ich noch zu bemerken, daß diese Krankheit ebenfalls epidemisch unter den Lämmern herrscht und in gleichem Grade verheerend ist, daß die Erfahrung aller Landwirthe dahin übereinstimmt, sie entstehe von zu häufiger Weide auf hohem Felde, besonders in feuchten, kalten Sommern, sie werde vermieden durch reichliche Mäschweide auf sauren Wiesen, wo hartes Gras wächst, oder auf rothem Klee, und endlich daß bei beiden Krankheiten von den im Herbst scheinbar durchgeseuchten Thieren noch viele im Frühjahr sterben.

Außerdem zeigen die erkrankten Stücke auch die oben angegebenen charakteristischen Erscheinungen im Auge, oder vielmehr der Bindehaut desselben, und wenn an einem Orte der Gegend die von dem Herrn Baron v. Monteton beschriebene Seuche herrscht, so grassirt am benachbarten Orte das Uebel der weißen Lungen.

Bei der von mir unternommenen Obduction mehrerer an den weißen Lungen gestorbener Thiere, fand ich endlich, daß bei vielen, wo die Lungen weniger ausgezeichnet litten, dagegen mehr von den obigen Würmern im Magen waren.

Unterschieden sind dagegen beide Krankheiten hauptsächlich durch Folgendes:

1) Bei der Priorter Seuche findet kein Husten statt, bei den weißen Lungen dagegen ist dies ein constantes Symptom.
2) Die Lungen der an der letzten Krankheit gestorbenen Thiere sind sehr blaß von Farbe, welker und mürber, und zeigen bei ihrer Zerschneidung in den Verzweigungen der Luftröhre viele weiße Würmer, ähnlich denen, welche sich dort im Magen finden, nur mit dem Unterschiede, daß die hier gefundenen weiß sind.
3) In den Häuten des Herzens und der Gedärme waren bei den weißen Lungen die oben angegebenen rothen Flecke nicht zu bemerken. Dagegen im Herzbeutel gewöhnlich mehr Wasser.
4) Mitunter waren bei den weißen Lungen auch Verwachsungen der genannten Organe mit dem Ribbenfell, und solche Zerstörungen des Gewebes derselben vorhanden, daß sie sich nur sehr unvollkommen aufblasen ließen.

VII.

Bemerkungen über verschiedene ökonomische Gegenstände.

Vom

Herrn Oberamtmann Schütze zu Amt Achim im Braunschweigschen.

I. Zu meinen bereits eingesandten Bemerkungen zu dem Probleme über höhere Schaafzucht vom Herrn Staatsrath Thaer.

1) ad 8. a. Das Weiden auf nassen und sumpfigen Stellen, wenn solche ganz ausgetrocknet sind, und vorher nicht überschwemmt waren, ist nur dann unschädlich für die Schaafe, wenn sich unter dem Grase nicht etwa Ranken von einer Klee- oder Lotusart finden, deren Namen ich aber nicht anzugeben weiß, weil ich sie nie blühen sah, die aber nach der Angabe der Schäfer eine gelbe

Blüthe haben soll, von ihnen Schlingklee genannt wird, an solchen Orten in trocknen Jahren häufig und von besonderer Länge vorkommt, und die, wenn das Gras, wie gewöhnlich an solchen Stellen, hitzig und dicht steht, nicht leicht in die Augen fällt. Die Schaafe stehen an solchen Stellen gleich sehr fest, wissen die Ranken, ob sie gleich stolones haben, hervorzuziehen, fressen sie mit vieler Begierde, und mästen stark danach, werden aber leicht faul davon, welches sich durch faules Wasser, oder durch das Anschwellen des Labmagens äußert.

Eine Probe von solchen Ranken, als sie sich dieses Jahr an den vorhin bezeichneten Stellen vorfinden, erfolgt anbei *).

2) ad 8. b. Im verflossenen Sommer fanden sich unter meinen Lämmern Lungenübel ein, als Folge von trockner Witterung und Höhenweide. Auf hiesigen Hügeln wächst nämlich ein Kraut, wovon hiebei einige Exemplare erfolgen **), welches die Schäfer Lungenkraut nennen. Ich habe es nie blühen sehen, und weiß davon den systematischen Namen nicht. Ob übrigens dieses Kraut selbst die Veranlassung ist, oder ob die übrigen

---

*) Es war Trifolium procumbens. d. R

**) Es war Hieracium pilosella, welches die Schaafe wohl nur bei großem Hunger anrühren. d. R.

Gräser, die auf einem solchen Boden wachsen, die Lungenübel bewirken, vermag ich nicht zu entscheiden. Die vorhin gedachten Lungenübel unter meinen Lämmern wurden im Monate August a. c. zuerst durch den öftern Wechsel der Munterkeit und der Trägheit bemerkbar, worauf sich dann Husten einstellte. Ich ließ von den Schwächlingen, die am stärksten litten, mehrere abstechen, und fand in den Lungenröhren da, wo sie sich in verschiedene Aeste theilen, die langen fadenartigen, in Knäueln zusammengeballten Würmer mit Schaum umhüllt. Die stärkern Lämmer hatten noch keine Lungenwürmer, allein die Lungen hatten hin und wieder, besonders auf den Endtheilen, ihre natürliche Farbe verloren, und sahen braun und leberfarbig aus. Durch das Weiden in den Winter-Stoppelfeldern nahm das Uebel zu. Ich ließ daher die Lämmer täglich einige Stunden auf Kleefelder, die zweimal gemähet und wieder durchgeschlagen waren, weiden. Kaum waren 3 Wochen vergangen, so verschwand der Husten und die Lämmer wurden, mit Ausnahme der Schwächlinge, sehr munter, und wuchsen stark. Von den Schwächlingen ließ ich im Anfange des Monats October wieder einige abstechen, und es fanden sich noch stets die Lungenwürmer in der vorhin beschriebenen Art. Von Zeit zu Zeit werde ich fortfahren, von denen mit Lungenwürmern be-

hafteten Lämmern einige tödten und öffnen zu lassen, um das fernere Verhalten der Lungenwürmer zu beobachten.

3) ad S. c. Von dem in hiesiger Gegend so genannten Nettegrase erfolgt hiebei eine Probe. Ich bin zu wenig Botaniker, um den richtigen systematischen Namen anzugeben, wahrscheinlich ist es doch aber eine Juncus-Art, und nicht das Pedicularis palustris *).

4) ad 8. Symptome verhüteter Schaafe.

ad 1. Nach den weißlichen Streifen auf der Oberfläche der Leber werden die scharfen Ränder derselben hin und wieder weißlich, als wenn sie vom Schimmel angegriffen würden, wie sich solches im Monate September a. c., nach erfolgtem anhaltenden Regen und dadurch bewirkten üppigen Graswuchse der Aenger, hin und wieder unter meinem Schnitthaufen zeigte. Nach bald darauf wieder erfolgter Dürre hat dieses Leberübel aber keine weitere Fortschritte gemacht. Es ist daher wohl zu vermuthen, daß in Nothfällen durch trockne Fütterung, gleich im Anfange des Entstehens, der vorhin gedachten Leberkrankheit Schranken gesetzt werden könnten.

ad 2. Dieses Jahr ist mir eine Voranzeige

---

*) Es war, wie wir gleich vermutheten, Juncus bufonius. d. R.

von einer bevorstehenden Bauchwassersucht und damit vergesellschafteten Anschwellung des Labmagens bekannt geworden. Sie besteht darin, daß häufig 3 bis 4 Wochen vor dem völligen Ausbruche jenes Uebels die Felle der damit befallenen Schaafe wäßrig, und leicht vom Körper trennbar werden, wie dieses erfahrne Schäfer so leicht bemerken, wenn sie Schaafe schlachten, denen die Wassersucht bevorsteht. Vorsichtige Schäfer ziehen darüber stets Erkundigungen ein, und ergreifen darnach, in Hinsicht des Hütens, ihre Maaßregeln.

Gegen die Drehkrankheit der Schaafe will man in Schlesien ein sicheres Mittel entdeckt haben. Es soll darin bestehen, daß in den Ställen der Lämmer von 14 zu 14 Tagen stark mit spanischem Pfeffer geräuchert wird, wobei sich die Menschen, die dieses verrichten, Mund und Nase verbinden, und daß den Lämmern in die Ohren, auf die Nase und auf die Kniee Birkenöl gestrichen wird *).

---

*) Diese Mittel mögen gegen die Nasenwürmer (Oestrus Ovinus), die sich in die Höhlen des Stirnbeins hinaufziehen, und deren Eier durch die Bremse von außen hineinkommen, helfen, aber gewiß nicht gegen die im Innern erzeugte Gehirn-Hydatide, welche allein die wahre Drehkrankheit macht. Taumelnd

5) ad 9. Auffallend ist es, wie sehr das Schaaf die Weide auf kalkhaltigem Boden liebt. Sind nämlich in einem Felde einzelne Ackerstücke gemergelt, so verweilen die Schaafe auf demselben so lange, als nur noch etwas daselbst zu fressen ist, und bekümmern sich nicht um die übrigen stärker bewachsenen Feldstücke *).

II. Ich besitze eine kleine, aus einer sächsischen Heerde gebildete Stall-Stamm-Schäferei. Durch das Halten im Stalle bei gutem Fut-

---

werden die Schaafe auch von jenen Nasenwürmern, die in einigen Gegenden häufig sind, aber dies unterscheidet sich sehr von der eigentlichen Drehkrankheit und geht über, wenn die Würmer sich nach ihrer Entwickelung wieder durch die Nase herausbegeben, und nur zuweilen veranlassen sie den Tod. Man will nun bemerkt haben, daß diese Würmer sich wirklich ins Gehirn begeben hätten. Unmöglich ist es freilich nicht, daß sie den Knochen, der die Scheidewand macht, durchgenagt hätten, aber doch nicht eher glaublich, als bis ein Anatomiekundiger die Sache beobachtet; andere haben wahrscheinlicher bei einer unsauberen Behandlung des Schädels zwischen der Stirnhöhle und der Gehirnhöhle geirrt. Wenn ein solches Thier ins Gehirn käme, müßte es die heftigsten Convulsionen und schnellen Tod nach sich ziehen. d. R.

*) Dasselbe haben auch wir bemerkt. Auf gemergelten Feldern wächst kein Sauerampfer, den die Schaafe nicht lieben. d. R.

ter enthält die Wolle dieser Heerde viel Fett, und ist in der Pelzwäsche durch kein mir bekanntes Mittel davon zu befreien. Im verflossenen Frühjahre glaubte ich meinen Zweck, aber auch vergeblich, dadurch zu erreichen, daß ich jene Schaafe einweichen, und wann sie trocken waren, wieder einweichen ließ *). Nachdem dieses dreimal geschehen war, zeigte sich die Wolle auf einzelnen Schaafen, und nur stellenweis, wie beikommende Probe ergiebt, grün gefärbt. Im Wasser, oder in andern äußern Zufälligkeiten, konnte dieses wohl nicht liegen, da es sich sonst hätte bei allen Schaafen, oder nicht so abgemessen und fleckweise finden müssen. Diese Farbe war weder durch Seife, noch durch Urinwäsche fortzuschaffen; allein nachdem solche Wolle 14 Tage lang der Sonne ausgesetzt gewesen, verschwand die grüne Farbe. Ich habe viele Schaafzüchter und Wollhändler deshalb befragt, aber keiner von ihnen hatte je so etwas erlebt **).

---

*) Das war unrichtig; sie dürfen zwischen dem Einweichen und Auswaschen nicht trocken werden, sonst wird die Reinigung sehr schwierig. d. R.

**) Wir haben dieses grünlichwerden bei der Wäsche der Lämmer im August dieses Sommers in unsern bekannten Waschpfuhl auch erfahren. Das Wasser scheint diese Wirkung erst in der spätern Jahreszeit,

III. Ueber das Entstehen der blauen Flecke auf der Milch.

Die Ursache dieses Uebels glauben Einige aus dem schlechten Gesundheitszustande des Rindviehes, Andere aus der vernachlässigten Reinlichkeit des Molkengeschirrs, und noch Andere aus dem dumpfigen Aufbewahrungsorte der Milch herleiten zu müssen. Ob die eine oder die andere von diesen Ursachen gegründet sey, weiß ich nicht, allein einer meiner Freunde, ein höchst accurater Wirth, konnte sich von diesem Uebel nicht eher befreien, als bis er die Euter der Kühe vor dem Melken mit kaltem Wasser rein abwaschen ließ, und er ist jetzt der Meinung, daß die blauen Flecke in der zum Aussahnen hingestellten Milch durch die Unreinlichkeiten entständen, die von den schmutzigen Eutern bei dem Melken mit in die Milch kämen.

Da dieses aber nicht zu allen Zeiten und überall der Fall ist, so frägt es sich, ob nicht vielleicht nur zu Zeiten, und unter gewissen Umständen, etwas in den Körpern der Milchkühe vorhanden ist, mit den Exkrementen ausgeführt, und dadurch der Milch mitgetheilt wird, wodurch die blauen Flecke entstehen?

---

vermuthlich von Wasserpflanzen anzunehmen. Die Farbe bleichte aber schnell wieder ab. d. R.

IV. Gegen das Aufblähen des Viehes durch den zu schleunigen Genuß saftiger Gewächse.

Man hat dagegen bekanntlich sehr viele Mittel. Der frischgebrannte und ungelöschte Kalk überhaupt, so wie der Stich mit dem Troicart bei den Wiederkäuern, sind sehr wirksam; leichter und bequemer ist aber das Begießen des aufgeblähetеn Viehes mit kaltem Wasser. Schaafe, die aufgeblähet sind, wirft man auch, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, ins Wasser. Ob dieses Mittel dadurch wirkt, daß es den Krampf, der den Magen verschließt, hebt, oder daß es überhaupt dem thierischen Körper und besonders auch dem Magen die Wärme entzieht, die erforderlich ist das Gas zu entwickeln, vermag ich nicht zu entscheiden *).

V. Versuche zur Ergründung der allgemeinen Meinung, daß Sommerkorn, d. h. Gerste und Hafer, auf den Schwaden Regen erhalten müsse, um besser zu scheffeln.

Maaß und Gewicht des Getreides bleiben,

---

*) Das Begießen mit kaltem Wasser ist auch das Mittel, welches wir bei aufgeblähetem Rind- und Schaafvieh gewöhnlich anwenden. Doch darf es noch nicht zu weit, und so, daß sich die Thiere hinwerfen, damit gekommen seyn. d. R.

nach vielen angestellten Versuchen, in ziemlich gleichen Verhältnissen.

Hat Hafer auf den Schwaden Regen erhalten, so läßt er sich leichter vom Strohe abdreschen; zwei und zwei Körner bleiben häufig zusammen, die Spitzen thun sich auseinander, und so scheffelt er besser. Es ist dabei also kein reeller Nutzen. Uebrigens sollen Pferde, die mit bloßem Hafer gefüttert werden, auf die Dauer den beregneten lieber fressen, weil daran die Spitzen weniger scharf sind.

Versuche.

1) 100 Theile Gerste, die 8 Tage bei gutem Wetter in Schwaden gelegen und keinen Regen erhalten hatte, verloren, nachdem sie 7 Tage hindurch im Fenster der Sonne ausgesetzt waren, 2 p. Cent.

2) 100 Theile Gerste von obiger Art aus dem Felde, wurden 48 Stunden lang in Wasser geweicht, dann 6 Tage lang in der Sonne getrocknet, und der Gewichtsverlust betrug 4 p. Ct., mithin 2 p. Ct. mehr als die Gerste sub No. 1. Dies lag offenbar in der Ausziehung von Extraktivstoffe.

3) Gerstenähren, die keinen Regen erhalten hatten, und 7 Tage lang in der Sonne nachgetrocknet waren, verloren, nachdem sie 48 Stunden in Wasser eingeweicht und wieder

6 Tage in der Sonne getrocknet waren, $3\frac{1}{2}$ p. Ct.

4) 100 Theile Gerste von der sub No. 1. gedachten Art, wurden 48 Stunden in Wasser eingeweicht, dann 24 Stunden lang in der Sonne getrocknet, und die Gewichtszunahme betrug 24 p. Ct. Nachdem sie abermals 24 Stunden lang in der Sonne getrocknet waren, betrug die Gewichtszunahme noch 10 p. Ct., und sie befanden sich dabei in einem Zustande, daß es Verkaufswaare seyn konnte.

VI. Versuche über das Eintrocknen und über die Ausdehnung des Getreides, nach Verhältniß der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft, zur Erläuterung, daß sich nicht füglich zu treffende Vorschriften über Bodenkrümpfmaaße geben lassen.

Versuche.

1) Getreide, das trocken auf den Boden gekommen, und 14 Tage hindurch in einer geheizten Stube getrocknet war, verlor an Gewicht:

a) Weitzen . . . . 10 p. Ct.
b) Roggen . . . 9 „
c) Gerste . . . . 10 „
d) Hafer . . . . 9 „

2) Trocknes Getreide vom Boden verlor in der

Dörrhitze, die hinreichte seine Keimkraft zu zerstören, binnen 24 Stunden:

a) Weitzen . . . . 17 p. Ct.
b) Roggen . . . $16\frac{1}{2}$ "
c) Gerste . . . . 18 "
d) Hafer . . . . 18 "

3) Getreide, das 14 Tage lang auf einer stark geheizten Stube getrocknet war, gewann wieder an Gewichte, nachdem es 96 Stunden bei feuchter Witterung auf einer Kammer, mit Dielenboden, im zweiten Stockwerke, gelegen hatte:

a) Weitzen . . . 10 p. Ct.
b) Roggen . . . 9 "
c) Gerste . . . . $8\frac{1}{2}$ "
d) Hafer . . . . $9\frac{1}{2}$ "

4) Getreide, das 14 Tage hindurch auf einer stark geheizten Stube getrocknet war,

A. gewann an Gewichte,
nachdem es 3 Tage im Wasser eingeweicht, und dann wieder 24 Stunden an der Luft getrocknet war:

a) Weitzen . . . 28 p. Ct.
b) Roggen . . . $40\frac{1}{2}$ "
c) Gerste . . . . $30\frac{1}{2}$ "
d) Hafer . . . . 14 "

B. behielt nur noch an Gewichtszunahme,

nachdem es 96 Stunden an der Luft getrocknet war:

a) Weitzen . . . 9 p. Ct.
b) Roggen . . . 11 "
c) Gerste . . . . 11½ "
d) Hafer . . . . 5 "

C. veränderte sein Gewicht, nachdem es 96 Stunden in einem stark geheizten Zimmer gelegen hatte:

a) Weitzen . . . + 1 p. Ct.
b) Roggen . . . — 1 "
c) Gerste . . . 0 "
d) Hafer . . . — 1 "

Aus diesen Versuchen scheint unter andern auch wohl hervorzugehen, daß das Getreide eine wahre hygrometrische Substanz ist, und daß die Bodenkrümpfmaaße besonders mit davon abhängt:

1) in welchem Grade der Feuchtigkeit wurde das Getreide aufgeschüttet, und
2) in welchem Grade der Trockenheit wurde es vom Boden wieder abgemessen?

Mithin haben die Lage und Beschaffenheit der Kornmagazine und die Witterung einen wesentlichen Einfluß mit auf das Resultat der Bodenkrümpfmaaße.

Der Hafer hat noch außerdem vielen Abgang am Maaße durch das Abstoßen der Spitzen, denn er verlor schon durch dreimaliges Reiben durch die

Hände

Hände $6\frac{1}{4}$ p. Ct., indem der Staub in die Zwischenräume der Körner fällt, und so nicht mehr mitmißt.

VII. Versuch zur Ausmittelung der Frage: ist es vortheilhafter, ganze und große Kartoffeln, oder nur Abschnitte derselben zu pflanzen?

Den 4ten Mai 1820 wurden auf gutem, mit Mist gedüngten und dann mit den Horden überschlagenen, Feldlande auf 2 Fuß 2 Zoll Entfernung gepflanzt:

1) 55 Stück ausgesucht große Kartoffeln, die 88 Pfund wogen;
2) 55 Stück Abschnitte von großen Kartoffeln, die 32 Pfund wogen und
3) 55 Stück kleinere Abschnitte, die nur 9 Pfd. wogen.

Den 5ten October erfolgten von Nr. 1. 445, von Nr. 2. 354 und von Nr. 3. 242 Pfund Kartoffeln, und also nach Abzug der Einsaat resp. 357, 322 und 233 Pfund.

Die Stangen von Nr. 1. waren am stärksten und kamen am frühsten zur Reife, und die von Nr. 3. waren am schwächsten. Dagegen gab Nr. 1. die meisten, aber kleinsten, Nr. 3. die größten, aber wenigsten Kartoffeln.

Auf meine Veranlassung stellte ein Bekannter von mir im laufenden Jahre einen ähnlichen Ver-

such in einem weniger reichen und kraftvollen Boden an, und pflanzte auch zugleich Kartoffeln von mittler Größe mit aus. Das Resultat aber war, daß große Kartoffeln viele, aber sehr kleine Kartoffeln lieferten, und die Abschnitte, etwa 2 bis 3 von einer großen Kartoffel, den besten Ertrag gaben.

Einzelne Augen von großen Kartoffeln, die ich im vorigen Jahre auf 2 Fuß 2 Zoll Entfernung pflanzte, gaben nur ganz einzelne, aber sehr dicke Kartoffeln.

Es scheint, daß der Ansatz nach der Kraft der Mutterkartoffel, die Ernährung und Ausbildung aber vorzüglich durch die im Boden vorhandene Kraft geschehen sey.

VIII. Ein Versuch über den nachtheiligen Einfluß, den das Abschneiden des Krauts auf den Ertrag der Kartoffeln hat.

Den 2ten August 1820 wurde von

1) 174 Büschen Kartoffeln das Kraut ½ Fuß hoch über der Erde,
2) 174 Büschen die Spitzen des Krauts,
3) 174 Büschen gar kein Kraut abgeschnitten.

Den 5ten October war der Ertrag von Nr. 1. 5½ Himte, Nr. 2. 6 Himten und Nr. 3. 7½ Himte.

IX. Meine Art den Kleesaamen zu gewinnen.

Da wo der Boden dem Kleebaue zusagt, der

Klee aber auch nicht zu stark und üppig wächst, ist der zweite Schnitt zum Samentragen der beste, nur muß der erste Schnitt etwas früh genommen werden, damit der Same noch bei hohem Stande der Sonne vollkommen ausgebildet werden kann. Unter dem Samenklee vom ersten Wuchse giebt es zu vielen Nachwuchs, der Same reift daher sehr ungleich und zum Theil unvollkommen, und der zweite Wuchs nach Samenklee ist in der Regel unbedeutend.

Ich lasse den Samen völlig reif werden, d. h. ich mähe ihn nicht eher, als bis sich die Kleeköpfe leicht mit den Fingern vom Stamme abstreifen lassen, dann mähe ich ihn des Morgens im Thaue, lasse ihn auf Schwaden, je nachdem die Witterung ist, einige Tage liegen, wende ihn, reche ihn in kleine Frösche, und binde ihn, wenn er trocken ist, aber des Morgens im Thaue, in kleine Bunde, stelle solche in zwei Reihen gegen einander, und fahre ihn gegen Abend weg. Ist die Witterung ungünstig, so muß ich den Klee freilich so lange stehen lassen, bis er trocken ist, oder beschleunige, wenn die Bunde durchgeregnet sind, das Abtrocknen dadurch, daß ich bei eingetretener günstiger Witterung die Kleebunde auseinanderlege und die Seile vorsichtig öffne, worauf das Austrocknen der kleinen Bunde in wenig Stunden erfolgt.

Den eingefahrnen Klee lasse ich einige Wochen in Bansen liegen, damit er sich erst wieder etwas anfeuchtet, bei dem Dreschen nicht zu sehr zerschlagen wird, und unnütze, die Reinigung des Samens erschwerende, Abgänge giebt. Ich lasse ihn dann anstauchen, nur ein Mal überdreschen, und stark ausschütten. Die zur Reife gekommenen Köpfe gehen durch diese Behandlung völlig vom Strohe, und die übrigen dienen mit dem Strohe, das auf die vorhin gedachte Art behandelt, gewöhnlich nur kurze Zeit der Witterung im Felde ausgesetzt bleibt, zur sehr gedeihlichen Winterfütterung für Schaafe.

Die abgedroschenen, oder zerschlagenen reif gewordenen Kleeköpfe werden durch Rechen, und dann durch das Sieben in einem weiten Ahr- oder Rollsiebe, wodurch sie fallen, von zerschlagenen Stengeln und zum Theil auch vom Laube gesondert. Dann werden sie auf Böden hoch aufgeschüttet, in welchem Zustande die Mäuse ihnen keinen bedeutenden Schaden zufügen können. Wenn dann die Frühjahrssonne im Monate April und Anfangs Mai wieder völlige Kraft gewinnt, und heitere Tage einfallen, so lasse ich an einem sonnigen Orte, in der Nähe der Dreschtenne, große Laken ausbreiten, darauf die Kleeköpfe des Morgens gegen 9 Uhr, etwa 3 Zoll hoch, aufschütten

und von Zeit zu Zeit durchrechen. Um 12 Uhr wird die Hälfte des getrockneten Kleesamens auf die Dreschtenne gebracht, und so lange gedroschen, bis ein großer Theil der Masse zu Staub zerschlagen ist. Hierauf wird alles in einen Haufen gebracht und in Sieben gesiebt, die nur den Staub und den von Kapseln getrennten Samen durchfallen lassen. Die Rückstände in den Sieben werden wieder auf dem Laken der Sonne ausgesetzt. Während des Siebens wird die zweite Hälfte gedroschen, dann wieder die erste Hälfte zum zweiten Male, und so fort, bis die Rückstände in den Sieben keine Samenkörner mehr enthalten.

Wer im Besitze einer Oel-Stampfmühle sich befindet, kann die in der Sonne getrockneten Kleekapseln zu Staub zerstampfen lassen, und das Dreschen ersparen. Der Staub wird dann von dem Samen am leichtesten durch eine Weisemühle getrennt.

Bei starken Frösten lassen sich die Kleekapseln durch das Dreschen zwar auch zerschlagen, aber doch mühsamer und unvollkommener, als wenn sie auf die vorhin gedachte Art in der Sonne getrocknet werden. In manchen Gegenden werden die Kleekapseln gedörrt, welches aber mit vieler Vorsicht geschehen muß, wenn der Same seine Keimkraft behalten soll. Wahrscheinlich ist vieler

Kleesame, der in den Handel kommt, durch vorangegangenes Dörren gereinigt, weil er so häufig nur unvollkommen keimt und lauft.

X. Erfahrungen über das Erfrieren des Weitzens.

Am meisten leidet der Weitzen durch das Erfrieren in den Monaten März und April, besonders wenn es am Tage beim Sonnenschein thauet und des Nachts friert, oder wenn, besonders in jenen Monaten, bei offnem Froste der Ostwind heftig und anhaltend wehet, und der Acker bei der Bestellung im Herbste sehr fein geworden ist, denn hinter Klumpen findet die Saat des Wintergetreides Schutz, auch wird dadurch die Geschwindigkeit des Windes wohl etwas aufgehalten.

Frühzeitig gesäeter Weitzen leidet durch die Frühjahrsfröste mehr als der spät gesäete, weil der Frost bei dem Erstern den ganzen Stamm, bei dem Letztern aber nur die Spitzen des sich eben entwickelnden und aus der Erde kommenden Blattes angreift und zerstört. Diese Beobachtung habe ich noch im verflossenen Frühjahre gemacht, besonders bei dem englischen Weitzen, der übrigens ein härteres und stärkeres Stroh hat, auch durch das Befallen weniger als der Einheimische leidet.

Daß Weitzen in der Milch erfriere, habe ich nie erlebt, und ist dieser Glaube vielleicht daher entstanden, weil Menschen und Thiere in der er-

sten Lebensperiode, wann sie noch lediglich von der Muttermilch leben, sehr empfindlich gegen Kälte sind. Hin und wieder säet man in hiesiger Gegend bei offnem Wetter noch Weitzen in den Monaten December und Januar, ohne daß er in der Milch erfriert. In Boden, der dem Weitzenbaue eigentlich wohl nicht ganz angemessen ist, oder der aus Erdmischungen besteht, die im Spätherbste und Winter keine gute Cultur mehr zulassen, dürfte freilich eine so sehr verspätete Bestellung, aus andern Rücksichten als die des Erfrierens, wohl nicht rathsam seyn. In meiner Umgegend wird nie die Weitzenaussaat vor der Mitte des Monats October begonnen, weil man dabei noch den Grund hat, daß in dem früher gesäeten Weitzen mehr Unkraut wachse.

XI. Noch einige Bemerkungen über den Brand im Weitzen.

Ich muß ganz der Meinung des Herrn Staatsraths Thaer beipflichten, daß der Brand im Weitzen eine Krankheit sey, die aus mancherlei äußern, einzelnen und verbundenen Einwirkungen entstehen könne. Dagegen stimmen meine Erfahrungen in vielen Stücken nicht mit denen des Herrn Elsner, in den Möglinschen Annalen 8ten Bandes erstes Stück, überein.

Ich wähle stets reifes, gesundes und trocknes Saatkorn, beitze es, ohne sonstige Künstelei,

mit Kalk, Salz und Wasser ein, und habe keinen Brand, ob ich gleich nie anfange, vor dem 16ten October Weitzen zu säen, fast immer in starken, auch hin und wieder in frischen Dünger säe, und den eingekälkten Weitzen selten über 16 Stunden in der Beitze liegen lasse, wogegen manche meiner Nachbarn aus dem Bauernstande nur sehr schwach düngen und häufig Brand haben.

Ein Bekannter von mir hatte vor 12 Jahren eine Breite Weitzen, die wenig brandfreie Körner enthielt. Es wurde darüber in einer Gesellschaft von mehrern Landwirthen viel gesprochen, und der Eine wollte noch bestimmter als der Andere die Ursachen des Brandes ergründet haben, wogegen ich behauptete: man wisse die verschiedenen Ursachen des Brandes nicht bestimmt, und ließ mir zum Versuche von diesem Weitzen einige Metzen geben, und zwar solchen, der bei dem Sieben durch das Sieb gefallen war, mithin aus lauter Brandstaube und unreifen verqueseten Körnern bestand, säete ihn so, aber stark aus, und erntete davon nur gesunden Weitzen.

Ein hiesiger Bauer hatte stets Brand im Weitzen, und glaubte am Ende selbst, es liege an seiner Person. Ich ließ daher die Hälfte eines Stücks, der Länge nach, durch diesen Menschen, und die andere Hälfte durch meinen Hofmeister

säen, und es fand sich in beiden Hälften des Stücks kein Brand.

Manche Bauern in hiesiger Gegend glauben, wenn man Weitzen zur Zeit säe, wann Sonne und Mond zugleich am Himmel sichtbar wären, so entstehe Brand. Mein jetziger Hofmeister versichert: vor mehreren Jahren habe er unter jenen Umständen eine Breite Weitzen gesäet; der Feldnachbar der Breite habe auch säen wollen, es aber, abgeschreckt durch den Anblick des Zusammenseyns von Sonne und Mond, bis den Nachmittag verschoben. In der Folge sey das Stück des Nachbars ganz frei, die von ihm aber gesäete Breite total voll Brandweitzen gewesen, ob sich gleich in dem Jahre auf keiner sonstigen Amtsbreite Brandweitzen gefunden habe.

Sollte es wohl so erwiesen seyn, daß der Mond nicht unter gewissen Umständen nachtheilig auf manche Gewächse einwirken könnte? Auffallend ist es, wie sich nach der Erfahrung so mancher Hausfrau das Zu- und Abnehmen der Brühe oder Söhle auf dem eingemachten Sauerkraute, oder Kohl, selbst in tiefen und dunklen Kellern, stets nach dem Wechsel des Mondes richtet.

Die Meinung des Herrn Elsner, daß nämlich durch die Beitze von Kalk u. s. f. die Keimkraft schwacher Weitzenkörner zerstört, und dadurch

das Entstehen des Brandes verhütet werde, ist nach meiner Erfahrung nicht gegründet, denn ich habe so häufig vergleichende Versuche über die Keimkraft von eingekälktem und uneingekälktem Weitzen angestellt, und immer fand ich, daß von dem eingekälkten Weitzen mehr Körner keimten, als von dem uneingekälkten. Vielleicht dient die Beitze dazu, den Keim zu stärken, wie man jungen schwachen Kindern wohl Wein zur Stärkung giebt, oder der Kalk und das Salz wirken als fäulnißwiderstehendes Mittel, wenn der Grund zum Brande schon in dem Samenkorne vorhanden seyn sollte. Jedoch will ich dieses nicht behaupten, da man sich in der Landwirthschaft ja an so manchen Erfahrungssatz halten muß, dessen Grund keine menschliche Weisheit zu entdecken vermag. So sah ich dieses Jahr eine Weitzenähre, die auf der einen Seite ganz gesunde, und auf der anderu nur brandige Körner hatte.

Früher muß eingekälkter Weitzen wohl auflaufen, weil er bei dem Einkälken schon die dazu erforderliche Feuchtigkeit eingesogen hat, die der Uneingekälkte erst aus der oft dürren Erde nach und nach anziehen muß.

Will man übrigens keinen Weitzen säen, der specifisch leichter als Wasser ist, so braucht man den Saatweitzen vor dem Einkälken nur langsam in ein Gefäß mit Wasser zu schütten, da dann al-

ler leichter Weitzen nicht untergeht, und abgeschöpft werden kann. Der durchnäßte Weitzen, wenn das Wasser abgelassen, ist dann gleich paßlich, mit Kalk und Salz vermengt zu werden.

Wenn aber nach der Meinung des Herrn Elsner frischer Dünger den Brand erzeugt, so weiß ich es nicht, wie er es gerathen findet, statt Wasser starke unverdünnte Mistjauche zu nehmen, da solche doch gewissermaßen ein Extract von unzersetztem Dünger ist *).

Ich habe schon Weitzen gesäet, der ein ganzes Jahr eingekälkt gelegen hatte, und bemerkte keinen Abgang an seinem Gedeihen gegen frischeingekälkten und ausgesäeten Weitzen.

XII. Oekonomisches Allerlei.

1) Häufig wird das Eggen des Weitzens im Frühjahre empfohlen; zweckdienlicher habe ich es aber gefunden, wenn Wintergetreideacker im Herbste nicht zu fein geegget, dagegen aber, besonders die Weitzenäcker, im Frühjahre bei trockner Witterung mit verkehrt liegenden Eggen überschleift werden. Es zerkrümeln dadurch die Klümpe, und lose und mürbe Erde fällt an die Wurzeln des Weitzens, wodurch dessen Wachsthum befördert, und das Mähen erleichtert wird.

---

*) Das ist doch etwas anderes, als der in fauler Gährung begriffene Mist. d. R.

2) Die innern Ränder des Mauls guter Hirtenhunde müssen schwärzlich und nicht feurig roth aussehen, weil sonst ihre Bisse bei dem Viehe leicht in starke Entzündungen übergehen und bösartig werden.

3) Schaafläuse eingegeben, heilen die Gelbsucht bei Schaafen, und selbst bei Menschen.

4) Gewöhnliche Durchfälle bei Schaafen können dadurch leicht und sicher geheilt werden, wenn diese einige Portionen warmen Urin von Menschen erhalten.

5) Geht Mutterschaafen die Tracht ab, so kann sie zurückgebracht werden, und will sie dann nicht stehen, so werden die Schaamlefzen mit starken seidenen Fäden, die nicht leicht faulen, dergestalt zusammengenähet, daß nur eine Oeffnung zum Uriniren bleibt *). Zur Zucht sind solche Thiere natürlich unbrauchbar. Bei Säuen ist das Abgehen der Tracht stets mit dem Tode verbunden.

Geht dem Rindviehe die Tracht ab, und will solche, wieder beigebracht, nicht gleich stehen bleiben, so ist das Durchnähen der Schaamlefzen unanwendbar, weil solche Patienten so stark drängen, daß die Naht dadurch zersprengt wird. Das

---

*) Heilung dieses Uebels ist aber nur dann zu erwarten, wenn es nicht schon Folge von sonstigen innern Fehlern ist. Vf.

einzige Mittel ist, die Schaamlefzen mit einer breiten Schuhmacherzange zusammen zu fassen, und die Hebelenden der Zange fest zusammen zu binden, und sie so einige Tage sitzen zu lassen.

6) Bei vielen Schweinekrankheiten thun Brechmittel die schleunigste und beste Wirkung. Man kann dazu weiße gestoßene Nieswurzel gebrauchen, eine starke oder schwache Messerspitze voll, nach dem Alter des Schweins, ist hinreichend. Solche in einer Pille von Schroot dem Schweine vorgeworfen, ist die leichteste Art es ihm beizubringen.

7) Der weiße Kohl und seine Blätter werden erst dann gerne vom Rindviehe gefressen, wenn sie einigemale starken Reif erhalten haben.

8) Runkel- und Steckrüben conserviren sich im Winter, rücksichtlich der zu verhüteuden Fäulniß, besser, wenn ihnen die Blätter und Blattstiele nur abgebrochen, und nicht tief abgeschnitten werden.

9) Zur Mastung der Gänse trägt es sehr viel bei, wenn sie neben dem Getreide Holzkohlen mit erhalten, die sie mit vieler Begierde zu sich nehmen. Auch fressen und mästen junge Gänse besser, wenn ihnen eine alte Gans zugesellet wird.

10) Je älter Flügelvieh wird, desto längere Zeit bedarf es zum brüten, weil es wenigere Wärme als jüngeres entwickelt.

11) Mäuse können überhaupt, und besonders

im Felde, großen Schaden anrichten. Ihre Vermehrung geht schnell und in das Unendliche. Gewöhnlich hausen sie auf den Feldern am stärksten an den Stellen, wo Maulwürfe schon Gänge gebildet und die Erde locker gewühlt haben. Durch das Ueber- und Dichttreiben der von Mäusen angefallenen Saatfelder, mit den Schaafen, kann ihnen etwas Einhalt geschehen. Die Natur, die aber allen solchen Uebeln wieder Schranken setzt, und stets im Großen zu Werke geht, gebraucht den Sturmwind, der verheerenden Ausbreitung der Feldmäuse Schranken zu setzen. Im laufenden Herbste hatten die Mäuse, sowohl in den Feldern als auch in den Gebäuden, sehr Ueberhand genommen; allein durch Sturmwinde am 4ten und 5ten November wurden sie so hinweggerafft, daß ich 16 Stück todter Mäuse auf einer Dreschtenne fand, die in einer Nacht auf dieser Stelle durch Wind gestorben waren. Der Wind muß also wohl auf eine andere Art, als durch unmittelbare Berührung, die Mäuse tödten können.

12) Ein häufiger und von Manchen für unabhelfbar gehaltener Fehler ist, am Wagengeschirre, wenn Räder bocklos werden. Das gewöhnliche Verkeilen hilft wenig. Man kann solche Räder aber dadurch wieder in einen sehr brauchbaren Stand setzen, daß man den hintern Speichenband,

wenn er nicht mehr sehr fest aufsitzt, losschlägt, aufhauet, enger zuschweißt, und wieder fest auftreibt, dann den vordern Speichenband abschlägt, starke und schlanke Keile von trocknem Eichholze verfertigt, solche mit Wachs bestreicht — das beste Mittel das Ziehen von Keilen und Nägeln bei dem Eintreiben zu bewirken — mit einem breiten Meißel, zwischen zwei und zwei Speichen, da wo sie am weitesten entfernt sind, in die Nabe einen Spalt macht, und die Keile so stark als möglich hineintreibt, wodurch die Nabe nach vorn zu Risse bekommt, hierauf den vordern Speichenband so enge macht, daß, wenn er wieder warm aufgetrieben wird, er die durch die Keile entstandenen Risse in der Nabe ganz zubindet. Die Keile, die alle, bei 12 Speichen gewöhnlich 6 Stück, in das feste Holz der Nabe, und nicht neben den Speichen hineingeschlagen, werden erst dann mit der Nabe gerade gemeißelt, wenn der vordere Speichenband erst wieder fest auf die Nabe getrieben ist.

XIII. Einige Bemerkungen über die Ernte und Witterung des Jahrs 1821.

Die Ernte fiel im Allgemeinen in hiesiger Gegend vorzüglich gut aus, nur hin und wieder ist der Weitzen befallen, aber mehr sind es die Spelten, durch ein gelbliches Schwammgewächse,

als der Halm. Man setzt den Grund hiervon in sehr heißen Sonnenschein eines Tages, worauf Regen mit einem stinkenden Dunste folgte.

Die Gerste, besonders die späte und schwache, litt im Anfange des Monats Junius durch Frost, und dann durch ein Insekt, oder vielleicht durch dessen Larve, die sich in den Halm über den untersten Knoten eingenistet hatte, wodurch der Halm nothreif wurde, und sich vom Stamme trennte. Bei dem Roggen fand ein Aehnliches statt, nur in einem geringeren Grade, wie ich dieses auch in Schlesien bemerkte *).

Vorzüglich gut gerieth der frühe Flachs, dessen Ertrag von manchem Morgen auf 300 Pfund und darüber angenommen werden kann.

Die Kartoffeln sind dagegen fast überall fehlgeschlagen, und geben an manchen Orten, gegen den vorjährigen Ertrag, nicht die Hälfte. Der Grund davon liegt wahrscheinlich in den starken Nachtfrösten im Anfange des Monats Junius, und daß der Boden den ganzen Sommer über nicht durchgeregnet ist.

Wahrscheinlich wäre die Getreide-Ernte in dem so kühlen und wenig sonnigen Sommer nicht so

---

*) Hier hauſete dieſe Tipula mehr im Roggen, vorzüglich im Sommer-Roggen. b. R.

so reichlich ausgefallen, wenn nicht der Boden seit dem Jahre 1818, und noch immer, einen sonst unerhörten Mangel an Wasser in der Tiefe litte. Seit jenem Jahre ist der Boden nicht wieder durchgeregnet, auf vielen thonigen Hügeln finden sich noch Borsten von jener Zeit her, und es sind Quellen versiegt, was achtzigjährige Leute nicht zu denken wissen. Im verflossenen Sommer sind Hungerquellen trocken geworden, und sind es gegenwärtig noch, die es bei Menschengedenken nie waren. Es herrscht darüber in hiesiger Gegend der Glaube, daß wenn die Hungerquellen im Gange sind, auch Hungerjahre, und im entgegengesetzten Falle, Jahre des Ueberflusses Statt hätten. Allerdings mag der Ueberfluß, oder Mangel an Feuchtigkeit im Untergrunde der Aecker wohl einen wesentlichen Einfluß auf das bessere oder schlechtere Gedeihen der Pflanzen haben.

Aller Regen, den wir seit der Mitte des Monats September hatten, wird nicht unrichtig mit dem Namen Hungerregen belegt. Ob er gleich den abgemäheten Feldfrüchten hin und wieder sehr nachtheilig wurde, so bestand er doch eigentlich nur aus Nebel, in den untern Luftschichten gebildet; denn wenn des Nachts ein Regenschauer vorüber war, erschien der Himmel so heiter, als in den heitersten Winternächten, und die Milchstraße war immer deutlich und klar zu sehen.

Der Ostwind, der häufig wehete, hatte nicht seine sonstige trockne und auszehrende Eigenschaft, und wechselte gewöhnlich wieder nach einigen Tagen mit Süd und Südwest, von stürmenden Nebelregenschauern begleitet. Durch diese Regenschauer, die gegen Michaelis einfielen, kam wieder neues Leben in den Graswuchs. Manche Aenger trieben ein so üppiges Gras, daß davon hin und wieder die Leber mancher Schaafe anfingen weißliche Streifen zu erhalten, oder, wie es die Schäfer nennen, anliefen. Nach erfolgter trockner Witterung nahm das Gras wieder eine andere Beschaffenheit an, und der Anfang der Schaafleberkrankheiten machte keine weitere Fortschritte. Unter dem gerötteten und auf Aengern ausgebreiteten Flachse war bei jener Witterung das Gras so üppig gewachsen, daß sich daran hin hin und wieder Pferde und Füllen faul gefressen haben.

Die Winterbestellung hat sich im verflossenen Herbste in dem strengen Thonboden, der tief durchgetrocknet, und nur in der Oberfläche durch Staubregen etwas angefeuchtet und mürbe geworden war, ganz vorzüglich gut geartet, und ein jedes Saatkorn scheint aufgelaufen zu seyn. Wenn die jetzige fruchtbare Witterung daher noch länger fortdauert, so möchte sich der frühgesäete Roggen

im guten Boden wohl leicht überwachsen und schwache Aehren geben können *).

Seit dem Ende des Monats November und bis heute zum 7ten December, haben wir hier fast stets, mit weniger Unterbrechung, heftige Stürme mit starken Regenschauern aus Südwest und Westen gehabt; allein so schlecht dadurch auch die Wege geworden sind, so ist der Boden doch höchstens erst auf 2 Fuß Tiefe etwas angefeuchtet, und nur die Flüsse, die ihr Wasser von Niederschlägen auf Gebirgen erhalten, sind angeschwollen, wogegen die meisten Gräben und Feldbäche nur wenig Wasser enthalten, weil die in der Tiefe noch durstige Erde alles Regenwasser verschlingt und an sich hält **).

XIV. Gedanken über das plötzliche Sinken der Preise aller Dinge.

Mögen dieser fast unerklärbar scheinenden Begebenheit immerhin mehrere Ursachen zum Grunde liegen, die zu übersehen ich mich außer Stande

---

*) Auf dem schweren, aber doch warmen Boden des Braunschweigschen fürchtet man das Ueberwachsen des Getreides im Herbst besonders. d. R.

**) Diese Bemerkungen bleiben für die landwirthschaftliche Jahrsgeschichte immer schätzbar, obwohl wir sie erst etwas spät mittheilen können. d. R.

befinde, so glaube ich doch folgende mit hierher rechnen zu dürfen.

1) Seit einigen Decennien lebte ein großer Theil der cultivirten Welt in einem unnatürlichen, und ich möchte sagen fieberhaften Zustande. Die damals herrschenden Völkerkriege wurden nicht mit natürlichen, sondern größtentheils mit den Kräften der Nachwelt zum voraus, d. h. auf Credit geführt. So wie die Menschheit in so manchen Dingen Fortschritte gemacht, hat sie es auch in der Kunst weit gebracht, Privat- und öffentliche Schulden zu creiren, und selbst durch besondere Institute einen Theil unbeweglicher Grundstücke beweglich zu machen, z. B. die wohl 30 Millionen betragenden Pfandbriefschulden für Schlesien.

Wer kennt nicht die jetzt fast unerschwinglich scheinenden Staatsschulden der meisten europäischen Länder. Diese Massen, von zu seiner Zeit pari, oder schon unter pari stehenden Vermögens, wurden unter das Publikum gebracht, und dafür zum großen Theil auch Erzeugnisse des Landmanns, besonders zur Führung der Kriege, eingetauscht. England zahlte zu gewissen Zeiten große Subsidien auf das Continent, unterhielt eine Zeitlang selbst eine bedeutende Armee in den Niederlanden, die durch Lieferungen aus Magazinen erhalten wurde, welche durch Ankauf für baares Geld entstanden waren. England führte uns

damals edle Metalle zu, in so weit der Werth der uns mitgetheilten Kunstprodukte und Colonialwaaren nicht hinreichte, die von uns erhaltenen Naturprodukte einzutauschen. Hierzu traten noch die Jahre des Mißwachses in England, 1804 und 1805, so daß wir, vorzüglich unser Getreide, zu einem sonst nie gekannten Preise verkaufen konnten. Dem Landmanne fiel damals das Geld ohne Mühe und Anstrengung zu, und Mancher verschwendete es bald auf diese, bald auf jene Art, wodurch wieder die Städter guten Erwerb hatten.

Die Folge hiervon war aber, daß viele Menschen in Norddeutschland mit Sachen des Luxus bekannt wurden, und daran, so wie an den Colonialwaaren, einen solchen Geschmack fanden, daß letztere gegenwärtig zum wahren Bedürfnisse geworden sind.

Durch die Herbeischaffung aller dieser Sachen, die zum Theil durch Maschinen so leicht und wohlfeil erzeugt wurden, mußte natürlich der Handel sich ausdehnen, und das Entstehen eines verhältnißmäßigen Handelstandes zur Folge haben, der hinreichte, die Besorgung der verlangten Bedürfnisse zu betreiben. Da aber in dem Handelsstande in jener Zeit so Mancher schnell reich wurde, und der Hang zum Reichwerden fast allgemein in der menschlichen Natur gegründet zu seyn scheint, so konnte es auch nicht fehlen, daß bald so viele

diesen Stand erwählten, daß er überhäuft, und die gehofften goldenen Berge nicht mehr erworben wurden. Man klagte nun über den Verfall des Handels, dachte dabei aber vielleicht nicht mit daran, daß wenn sich bei gleichem, oder gar, wie jetzt im Frieden, verminderten Dividendus der Divisor vergrößert, auch der Quotient natürlich kleiner werden muß.

Endlich erschien denn der von der ganzen Welt so sehnlich erwünschte Friede. Ein jeder Staat kam wieder zur Besinnung, sah in das Innere seines Haushalts, erschrack ob der ungeheuren Schuldenmassen, und dachte auf Ersparungen und Einschränkungen, so wie auf Verminderung des Papiergeldes. Um die Zinsen der Staatsschulden zu decken, wurden Auflagen unter verschiedenen Namen, und häufig zum Drucke des so wünschenswerthen freien Verkehrs, ersonnen, und zu ihrer Erhebung zum Theil Heere von unproduktiven Officianten gehalten, deren Unterhaltung den Staaten hoch zu stehen kommt, und überhaupt nachtheilig auf die Moralität einwirkt.

Die Besoldungen fast aller Staatsdiener sind, in Rücksicht früherer Zeiten, bedeutend erhöhet, welches nöthig wurde, weil diese in der Lebensweise den übrigen Staatsbürgern nicht nachstehen wollten, und man die in mehrern Jahren Statt

gehabten Verhältnisse für einen Normalzustand hielt, und auch jetzt arbeitet noch immer, durch die einmal gewöhnte Lebensweise, alles dahin, durch Luxus und Colonialwaaren das Ausland, und besonders England zu bereichern, wodurch das Vaterland, unter den jetzigen Verhältnissen, verarmen muß. Die Engländer benutzen dieses, und entziehen, da sie die Handelsbilance so sehr für sich haben, uns unser Gold, prägen es um, und cassiren die 1 und 2 Pfund-Sterling-Banknoten, wodurch bei uns das Goldagio so sehr gestiegen ist *).

Wie sehr die Vermehrung der edlen Metalle, oder Kriege, die ja fast Alles in unnatürliche Bewegungen setzen, auf die Getreidepreise einwirken, siehet man aus den weiterhin folgenden Angaben der Getreidepreise vom Jahre 1330 an, wenn man auf die Periode der Entdeckung der neuen Welt und des 30jährigen Krieges achtet.

2) Der Uebergang der Witterung seit dem Jahre 1818, von der Nässe zur Trockniß, und dadurch im Allgemeinen Statt gehabten guten Ernten. Denn in Niedersachsen herrscht schon von jeher das alte Sprichwort in plattdeutscher Sprache:

---

*) Es ist aber auffallend, daß die Klagen in England dieselben und noch stärker sind, als bei uns.
d. R.

„Sunnenjahre, Wunnenjahre,"

„Nate Jahr, Quate (schlechte) Jahre."

In den bessern Gegenden von Niedersachsen giebt es Orte, wo sich seit drei Ernten die Aussaat, statt wie gewöhnlich 8, 16 bis 20fach vermehrt hat, und dabei findet kein Absatz in das Ausland, wo die Witterung ebenfalls reichliche Ernten erzeugt hat, Statt.

3) Auch die ärmste Familie trägt in hiesiger Gegend dazu bei, das Geld in das Ausland zu fördern, und einheimische Produkte dagegen zu verschmähen. Sie trinkt wenigstens des Sonntags ihren Kaffee, weil er Nervenreize gewährt, und entbehrt lieber das stärkende und nährende Bier; Branntwein wird dagegen aber auch häufig getrunken, besonders da, wo der gemeine Mann schlecht lebt.

Sollte der so überhandnehmende Hang zum Genusse reizender Getränke, besonders unter der ärmern Volksklasse, wohl mit dem so häufigen Genusse der Kartoffeln zuzuschreiben seyn, in welchen die Nahrungsstoffe weniger concentrirt, als im Getreide sind, da auch das Vieh bei dem Genusse saftreicher Gewächse so sehr nach Salze verlangt *).

---

*) Wir stimmen dem Hrn. Verfasser in diesen Ansichten unserer Zeit völlig bei, wenn er ihre Erscheinungen nicht wie andre, aus einer Ursach, sondern aus mehreren zusammenwirkenden erklärt. d. R.

XV. Einige Auszüge aus der Korntaxe des Stifts St. Blasii zu Braunschweig.

Dieses Stift hat bedeutende Korngefälle, deren Preise stets um Martini aus festgesetzt werden, und deren Bestimmungen schon mit dem Jahre 1330 anfangen. Ich werde davon hier nur etwas im Auszuge folgen lassen. Alles ist auf das jetzige Maaß und auf die gegenwärtigen Münzen reducirt. Dabei ist noch zu bemerken:

42 Himpten = 24 berliner Scheffel,
36 Mariengroschen = 1 Rthlr.,
1 Mariengroschen = 8 Pfennige.

Preise und Durchschnittspreise der Jahre:	Himpte.	Weizen. Mgr.	Pf.	Roggen. Mgr.	Pf.	Gerste. Mgr.	Pf.	Hafer. Mgr.	Pf.
1330 und 1347	1	1	$3\frac{1}{5}$	1	$1\frac{3}{5}$	1	—	—	$6\frac{2}{5}$
von 1330 bis 1450 finden sich die Angaben von 18 Jahren	1	1	4	1	2	1	2	—	6
von 1451 bis 1500 finden sich 28 Angaben	1	2	5	2	2	1	5	1	1
von 1501 bis 1550 sind 49 Angaben	1	3	4	3	—	2	3	2	—
von 1551 bis 1600 sind 50 Angaben	1	13	5	11	7	9	5	7	4
von 1601 bis 1650 sind 50 Angaben	1	21	3	18	3	15	6	11	7
von 1651 bis 1700 sind 50 Angaben	1	18	4	15	7	12	1	10	—
von 1701 bis 1750 sind 50 Angaben	1	25	—	20	4	15	7	10	6
von 1751 bis 1800 sind 50 Angaben	1	34	2	27	—	20	4	14	7
1801	1	66	—	55	4	44	4	30	—
1802	1	60	4	47	4	34	4	25	4
1803	1	62	—	49	—	29	—	20	4
1804	1	95	—	84	4	55	—	40	4
1805	1	90	4	61	4	54	—	38	—
1806	1	63	4	57	—	38	—	26	4
1807	1	62	4	53	—	41	—	26	4
1808	1	51	4	42	—	30	4	21	—

Die Beobachtungen und Reflexionen dieses erfahrnen Praktikers werden unsern Lesern eben so willkommen wie uns seyn. d. R.

VIII.

Ueber ökonomische Charten.

Vom

Professor Körte.

(Mit einer Kupferbeilage.)

Sie wünschen meine Ansichten über ökonomische Charten, von welchen wir bei Ihrer letzten uns so angenehmen Gegenwart sprachen, und die, wie Sie damals hörten, schon theilweise zur Zufriedenheit praktisch ausgeführt sind, genauer zu kennen, und ich erfülle Ihren Wunsch hiermit um so lieber, da er schon von mehreren Seiten her geäußert worden ist.

Die Charten und Pläne von Landgütern kann man von zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, nämlich als rein geometrisch, d. h. als Bilder nach einem verjüngten Maaßstabe gezeichnet, ohne sich um etwas anders als um die Größe

zu bekümmern, also als Bilder, die nur der Größe und Form nach dem Originale ähnlich sind, und zweitens als ökonomische, wo nämlich das Bild dem Originale, hinsichtlich der in ihm vorkommenden Objekte ähnlich ist, und in welchem Eigenschaften des Originals angedeutet sind, welche auf den zweckmäßigen Betrieb der Landwirthschaft Einfluß haben, also als ein Bild, welches in gewisser Beziehung der Qualität des Originals ähnlich ist. Charten, die beide Gesichtspunkte vereinigen, sind für den Landwirth die vollkommensten, und können mit Recht geometrisch-ökonomische Charten genannt werden. — Bisher waren die Charten von Landgütern mehr rein geometrisch, und nützten dem Landwirthe zu weiter nichts, als daß sie Beweise bei etwanigen Grenzstreitigkeiten waren, ihm die Eintheilung seiner Felder erleichterten, und eine schnelle Uebersicht über die Größe und Lage des Landgutes gaben. Ueber alles andere, auf sein Gewerbe Bezug habende, ließen sie den Landwirth in Ungewißheit. Selbst Berg und Thal sind oft auf Charten dieser Art nicht angedeutet, daher solche von Gütern, die ein unebenes bergiges Terrain haben, nicht selten als vollkommene Ebenen gezeichnet vorkommen. Der beschränkte Nutzen von Plänen dieser Art und der Kostenaufwand, welchen die Anfertigung derselben in der Regel herbeiführt, steht in keinem Verhält-

nisse. Für den Landwirth müssen und können Charten, meinen Ansichten nach, einen sehr ausgebreiteten Nutzen haben, sie müssen ihm nicht nur ein getreues Bild seines Gutes hinsichtlich der Größe und Form geben, sondern ihm auch einen schnellen und bestimmten Ueberblick über das Ganze und Einzelne, in Beziehung auf den Betrieb seines Gewerbes, gewähren, sie müssen es möglich machen, auch entfernt von dem Originale, von welchem die Charte das Bild giebt, zweckmäßige Maaßregeln für diese oder jene Unternehmung ergreifen, Anordnungen treffen und Verbesserungen machen zu können; sie müssen für den Landwirth das seyn, was die militairischen Charten für den Feldherrn, was die bergmännischen Charten für den Bergmann sind.

Diese meine Forderungen an ökonomisch-geometrische Charten setzen voraus, daß die Verfertigung derselben nicht wie bisher einzig und allein dem Geometer überlassen werden darf, sondern, daß auch der Landwirth mehr noch als jener Hand an die Vollendung solcher Charten legen muß. Dem Geometer bleibt bei Plänen dieser Art

1) das rein gewerbliche, d. h. die Ausmessung der Feldflur, die Bezeichnung der Grenzen und aller darauf Bezug habenden Gegenstände, als Grenzsteine, Bäume, Pfähle,

Hügel u. s. w., und das Auftragen der gemessenen Feldmark in eine Charte;

2) die Bezeichnung aller der Gegend im allgemeinen zukommenden Objekte, als Berge, Anhöhen, Thäler und Senken, Ströme, Flüsse, Bäche, Seen, Pfühle, Wasserleitungen, Straßen, Wege, Fußsteige, Fähren, Gebäude, Fabriken, Manufakturen, Mühlen, Wasserbauten u. s. w;

3) müßte der Geometer durch feine, unter einem rechten Winkel gezogene, Tuschlinien, die mit dem Einfassungsrande der Charte parallel laufen, die ganze Charte in Oblongen theilen, die 50 Ruthen lang und 12 Ruthen breit wären. Jedes solches Rechtseil hätte alsdann 180 Quadratruthen, also einen Magdeburger Morgen. — Hierdurch würde die Theilung der Felder in Schläge, Uebersicht und ökonomische Calcüle, bei welchen die Fläche mit in Betracht kommt, ungemein erleichtert werden.

Die so von dem Geometer gefertigte Charte erhält nun der Landwirth, welcher mit dem Betriebe der Landwirthschaft, von deren Areal die Charte das Bild giebt, die genaueste Kenntniß hat, also am zweckmäßigsten der Direktor derselben. Dieser trägt nun alles, was auf den speciellen Betrieb der Landwirthschaft Einfluß hat, in

die Charte ein. Daß dieses Eintragen nur durch Zeichen und Farben geschehen kann, ist des kleinen Raumes wegen, welchen die Charte giebt, von selbst klar. Zeichen, welche in Charten und Plänen vorkommen, werden Charten-Charaktere genannt. — Ob es gleich willkürlich ist und jedem frei stehet, beliebige Zeichen für die Objekte und Eigenschaften zu wählen, so hat man doch bei der Wahl derselben gewisse Regeln festgestellt, die zum allgemeinen Verstehen und zu der Verschönerung der Charten beitragen. Solche Regeln sind:

1) kommen die Objekte, von welchen die Zeichen gelten, auch in anderen Wissenschaften vor, und sind sie in diesen schon durch Charaktere bezeichnet, so nehme man dieselben, der allgemeinen Verständlichkeit wegen, auch in den Charten auf;
2) müssen neue Zeichen gebildet werden, so suche man dieselben möglichst einfach, und doch so zu wählen, daß sie den Formen der Objekte, von welchen sie gelten, ähnlich sind;
3) sollten die Zeichen eine Eigenschaft, oder eine geschehene, oder zu unternehmende Arbeit bezeichnen, so nehme man im ersten Falle das Zeichen von der Ursache oder Wirkung, durch welche die Eigenschaft herbeigeführt wird, z. B. die sauere Eigenschaft eines

Bodens bezeichne man durch das aus der Chemie entlehnte Zeichen der Säure, einen quelligen Boden durch das Zeichen der Quelle u. s. w. Im zweiten Falle nehme man als Zeichen eine einfache Profilzeichnung des Instruments, mit welcher die Arbeit geschieht.

In anliegender Zeichnung habe ich versucht, für alle mir in der Praxis des Landbaues vorgekommenen Gegenstände Charaktere, die nach vorstehenden allgemeinen Regeln gebildet sind, anzugeben. Die Bedeutung des Charakters findet sich über jeden derselben angemerkt *). Des schnelleren Ueberblickes wegen habe ich die Bodenarten im Allgemeinen durch Farben, in speciellen aber, d. h. hinsichtlich der vielleicht erforschten Bestandtheile, durch besondere Charaktere bezeichnet. Man kann den Uebergang einer Bodenart in die andere vielleicht durch nichts so deutlich darstellen, als durch die Nüancen der Farben, welche die Bodenarten bezeichnen. Da der Untergrund eines Feldes, wo nicht weniger, doch gewiß eben so wichtig als die Ackerkrume für den Landwirth ist, so habe

---

*) Man bittet, über dem Zeichen der Pferde- und Handhacke Gepferdehackt statt Geyferdehackt, und Gehandhackt statt Gehandhockt zu lesen.

habe ich im Allgemeinen denselben durch eine in die Figur gezogene horizontale Linie von der Farbe der Bodenart, welche dem Untergrunde zukommt, bezeichnet; wäre z. B. die Ackerkrume eines Stück Feldes Sand, folglich die Grundfarbe gelb, der Untergrund aber Thon, so würde in die Figur, welche das Stück Feld darstellte, eine horizontale bräunliche Linie gezogen. — Sollte die chemische Beschaffenheit des Bodens bestimmt seyn, so kann man durch unter- oder nebeneinander gesetzte Zeichen der den Boden constituirenden Bestandtheile, dieselben bezeichnen, und durch darüber oder daneben gesetzte Ziffern die Procente von jedem einzelnen Bestandtheile bestimmen. Es sind hier als Bestandtheile des Bodens nicht die chemisch reinen Erden, nicht also Kiesel-, Thon- und Kalkerde, sondern die schon zusammengesetztern oder näheren Bestandtheile, als Sand, Thon und Kalk angenommen. Der Grund hiervon ist, daß ich immer mehr überzeugt werde, daß dem Landwirthe die näheren Bestandtheile wichtiger sind als die entferntern, ja daß die Kenntniß der entferntern zu mehreren Irrungen Veranlassung geben könne, so kann z. B. Thon, der eine sehr bedeutende Menge reiner Kieselerde hat, dennoch zu den bindendsten Bodenarten gehören, und man weiß, wenn die Quantität der Kieselerde angegeben ist, nicht, ob solche in Form des Sandes, oder im

Thone enthalten ist, ob folglich der Boden leicht oder bindend ist, ein Umstand, der aber für den Landwirth von der größten Wichtigkeit ist. Bei der Bestimmung des Sandes ist es ferner sehr wichtig, ob man den Sand durch Abschwemmen, ohne vorhergegangenes Kochen, oder nachdem die zu untersuchende Masse gekocht worden ist, erhalten hat. Der durch das Kochen und durch nachheriges Abschwemmen erhaltene Sand ist oft so fein, daß man denselben zwischen den Fingern gerieben kaum als Sand fühlt, und dennoch ist er, allen meinen Versuchen und Beobachtungen zufolge, dasjenige, was dem Thone die größere oder geringere Bindung giebt. Man hat daher in früheren Zeiten diesem feinen Sande auch den Namen Bindeerde gegeben, und ihn als eine eigene Erdart betrachtet. Der Wichtigkeit dieses feinen Sandes wegen, in Beziehung auf den Ackerbau, habe ich demselben ein besonderes Zeichen gegeben, und dieses unter dem Namen Bindeerde aufgeführt. — Für Erde überhaupt ist das aus der Chemie entlehnte Zeichen gewählt, die Species derselben aber wird durch den Anfangsbuchstaben des Namens, welchen die Erdart in der deutschen Sprache hat, angezeigt. Kommen mehrere Erdarten vor, welche gleiche Anfangsbuchstaben haben, so wird die eine nur mit dem Anfangsbuchstaben, die andere mit den zwei, die dritte mit den drei ersten Buchsta-

ben u. s. w. bezeichnet. Die Buchstaben werden über das allgemeine Zeichen der Erde gestellt, z. B. Moder, Mergel; hier ist, wenn M Modererde bedeutet, Me Mergel, oder umgekehrt, wenn M Mergelerde bedeutet, Mo Modererde. Den Humus, da er mit den Erden nichts gemein hat, da er in Rücksicht seines Ueberganges aus dem Todten in das Lebendige, und aus diesem in jenes gleichsam unendlich erscheint, ist das in der Mathematik gebräuchliche Zeichen der Unendlichkeit gegeben. Durch das angehängte Zeichen des Wassers, des Kalis, der Säure, oder des Feuers, kann angedeutet werden, ob er in Wasser auflösbar, ob er oxydirt, ob er sauer, ob er verkohlt sey. Auch beim Humus können die Procente durch angehängte Ziffern angegeben werden. — Die Mächtigkeit der wasserhaltenden Kraft wird in Procenten durch die Ziffer bestimmt, welche an das für diese Kraft gewählte Zeichen (ein Gefäß mit dem aus der Chemie entlehnten Zeichen des Wassers) gesetzt wird.

Die Benutzungsart im Allgemeinen, d. h. ob ein Stück Feld als Garten, Feld, Wiese u. s. w. benutzt wird, ist durch die Farbe der Grenzlinie bestimmt. Die speciellere Benutzung, ob mit Halmfrüchten, Hackfrüchten, Futterkräutern, ob als Obst-, Gemüse-, Wein- oder Hopfengarten, ob als Privat- oder Koppelweide u. s. w. ein Stück

Land benutzt ist, wird durch das Zeichen bestimmt. Um die Art des Getreides, der Hackfrüchte, des Futterkrautes, der Handelsgewächse zu bestimmen, wird auf die linke Seite des Zeichens der Anfangsbuchstabe des Produkts gesetzt, z. B. eine Sichel mit einem W würde Weitzen bedeuten. Sollten mehrere Produkte gleiche Anfangsbuchstaben haben, so wird so verfahren, wie oben bei den Erdarten angezeigt ist. Mehr als drei Buchstaben wird man nicht nöthig haben, da die Cerealien, Hackfrüchte, Futterkräuter und Handelsgewächse ohnehin schon durch Zeichen bestimmt werden. Sollten Pflanzen zwei oder mehrere Jahre hindurch benutzt werden, z. B. Klee, Luzerne, Esparsette, so kann man die Anzahl der Jahre durch römische Ziffern andeuten. Um anzuzeigen, wie oft Futterkräuter in einem Jahre geschnitten sind, kann man die Buchstaben benutzen, wo alsdann die Stelle des Buchstabens, welche derselbe in dem Alphabete einnimmt, die Anzahl der Schnitte giebt, so würde a, als der erste Buchstabe, einen Schnitt, b als der zweite, zwei Schnitte, und d als der vierte Buchstabe, vier Schnitte anzeigen. Um das Quantum anzudeuten, welches vom Lande genommen, oder demselben gegeben worden ist, kann man vor das Zeichen, welches für das Objekt, von welchem das Quantum angegeben werden soll, gilt, Ziffern setzen, von welchen die Ein-

heit zuvor bestimmt ist, z. B. die Zahl 80 vor der Sichel, als dem Zeichen der Cerealien, würde anzeigen, daß 80 Schock, wenn nämlich Schock als Einheit angenommen wäre, geerntet wären; 40 über der Säemaschine, als Zeichen der Saat, würde andeuten, daß 40 Winspel, oder Scheffel, oder Metzen, oder Himpten, je nachdem das eine oder andere als Einheit angenommen wäre, gesäet wären; die Zahl 4 über dem Pfluge, als dem Zeichen des Pflügens, würde sagen, daß der Acker viermal gepflügt sey; die Zahl 6 bei dem Zeichen der Hackfrüchte, Futtergewächse oder Wiesen würde die Fuder-, oder wenn man genauer seyn wollte, die Centnerzahl des Geernteten angeben. Wären bei einem Zeichen mehrere Ziffern nothwendig, wie z. B. bei den Horden, wo die Zahl der Schaafe, welche in den Horden gelegen, und die Anzahl der Nächte, welche sie in denselben befindlich waren, bemerkenswerth wäre, so könnte die eine Zahl mit römischen, die andere aber mit arabischen Ziffern angedeutet werden. Bei dem Horden wäre, der größeren Genauigkeit wegen, doch nothwendig, ein für allemal die Breite und Länge eines Nachtlagers zu bestimmen, weil hiervon die stärkere oder schwächere Düngung, bei sonst gleicher Anzahl von Schaafhorden abhängt. — Wenn bei der Weide-Berechtigung vor dem Zeichen der Viehart eine Zahl steht, so zeigt diese an, wie

viel Stück Vieh auf die Weide berechtigt ist, und steht keine Zahl vor dem Zeichen, so ist die Anzahl unbestimmt. — Werden auf den liegenden Gründen Fossilien zum Verkaufe gegraben, so wird vor das Zeichen des Fossils ein kleines Quadrat gezeichnet. Es ist übrigens gleich viel, ob die Käufer, dem Gute, von welchem die Charte gilt, fremde Personen sind, oder ob sie durch technische Gewerbe, welche mit dem Gute verbunden sind, vorgestellt werden. — Wird ein Schlag durch irgend ein Mineral meliorirt, z. B. gemergelt, so ist es wichtig, zu wissen, ob solches auf dem Schlage selbst gegraben, oder von andern Orten herbeigeführt werden muß. Im ersteren Falle wird an das Zeichen des Minerals ein Spaten, im andern Falle aber ein Wagenrad gezeichnet. Um zu bestimmen, von welcher Stelle der Feldmark es gefahren ist, wird der Weg, nach seiner natürlichen Richtung, durch eine punktirte Linie angedeutet, nach Art, wie man auf den Landcharten die Wege berühmter Seefahrer bezeichnet. Wird das Mineral aus fremden Fluren herbeigefahren, so wird auf das Rad eine Fahne gezeichnet. — Soll die Quantität des aufgefahrnen Minerals bestimmt werden, so wird, wie oben, neben das Zeichen desselben eine Ziffer gesetzt, welche entweder die Fuder- oder Karrnzahl, oder was in diesem Falle, so wie überhaupt, wo von körperlichem

Raume die Rede ist, allgemeiner seyn würde, den Kubikinhalt nach Kubikfußen angiebt. — Die Größe der Fläche, für welche ein Zeichen zu nehmen ist, kann sehr bequem durch Linien bestimmt werden, welche die Grenzen der Fläche angeben, für welche das Zeichen gilt. Man kann, in sofern das Zeichen die Bodenarten, Meliorationen oder Arbeiten betrifft, die Grenzlinien schwarz, in sofern dasselbe Produkte betrifft, grün, oder überhaupt die Grenzlinien mit zwei verschiedenen Farben bezeichnen. Durch die Verschiedenheit der Farben kann man verschiedene Produkte und ihren Ertrag auf einer gleichbearbeiteten oder meliorirten Fläche bezeichnen; z. B. es wäre ein Stück eines Schlages gemergelt und dasselbe mit zwei verschiedenen Früchten bestellt, so würde man die Grenzlinie für das Mergelzeichen um das ganze gemergelte Stück, die Grenzlinie für die Früchte aber innerhalb der Grenzlinie für den Mergel zu ziehen haben; geschiehet dieses nun mit verschiedenen Farben, so wird die Beziehung der Zeichen bestimmter und auffallender.

So und auf ähnliche Weise könnte in ökonomischen Charten alles, was auf den Betrieb der Landwirthschaft auch nur den mindesten Einfluß hätte, angedeutet werden. — Ich fühle wohl, was Sie, mein verehrter Freund, und vielleicht mehrere andere mir einwenden werden, nämlich, daß die

Charte zu sehr beschrieben und ihre Schönheit verlieren würde, zweitens daß der Raum, den man zu den Charten gewöhnlich nehmen muß, zu klein sey, um alle die nothwendigen Zeichen deutlich machen zu können, und drittens, daß die Bedeutung der vielen Zeichen schwer zu behalten und unbequem sey. Was das erstere betrifft, so gebe ich gern zu, daß die Charte ihre äußere Eleganz und Einfachheit, folglich überhaupt an ihrer sogenannten Schönheit verlieren wird, wann aber nach Vater Thaer's aufgestelltem Begriffe von Schönheit, dieselbe in der Uebereinstimmung aller Theile zum Zwecke des Ganzen besteht, so ist eine Charte, wie ich solche vorschlage, wahrhaft schöner als die, welche sauber gezeichnet und einfach ist, nicht aber im mindesten dem Zwecke entspricht. Wenn überdies die Chartencharaktere sauber dargestellt sind, so sehe ich nicht ein, wie Sauberes durch Sauberes verlieren könnte. — Was den zweiten Einwand hinsichtlich des Raumes betrifft, so scheint dieser nur beachtungswerth. Selbst der kleine Maaßstab, wo 50 Ruthen auf einen Zoll gehen, ist noch groß genug, um in eine Fläche von 4 Morgen, und so klein mögte wohl selten auf einem Gute ein Stück Feld vorkommen, alle nothwendigen Zeichen deutlich einzutragen. Ueberdies kommen ja nicht alle Zeichen in jedem Schlage und auf jedem Feldstücke vor. Gesetzt aber, der

Maaßstab einer Charte wäre so klein, daß es auf keine Weise möglich wäre, die nothwendigen Zeichen deutlich einzeichnen zu können, würde es alsdann nicht zweckmäßig seyn, wie bei den Landcharten, General- und Specialcharten von Gütern zu entwerfen? Jene geben das Bild des ganzen Gutes, diese hingegen das Bild einzelner Schläge, oder überhaupt einzelner Theile desselben. In diesem Falle könnten alsdann die Specialcharten in einem bedeutend größern Maaßstabe gezeichnet, und nun alle nothwendigen Zeichen eingetragen werden. Ich habe in Baiern, wo der Maaßstab sehr klein ist, Charten dieser Art gesehen. — Was den dritten Einwurf betrifft, so sind der Zeichen nicht viele, und bei den mehrsten kommt der Geist, durch Vergleichung und Auffindung von Aehnlichkeiten, dem Gedächtnisse zu Hülfe, wer z. B. den Umriß eines Pfluges siehet, denkt wahrhaft an den Pflug, und es bedarf keines großen Abstraktionsvermögens, von diesem auf das Pflügen überzugehen. Uebrigens gebe ich Ihnen sehr gern zu, daß für Männer, die es schon lästig und unzweckmäßig finden, daß für genauer bestimmte und neu aufgenommene Begriffe neue Worte gemacht werden, und die schon bange für neue ökonomische Wörterbücher sind, wie dieses vor einigen Jahren der Fall in der landwirthschaftlichen Zeitung war, Charten dieser Art nicht sind.

Denken Sie sich nun, mein werthgeschätzter Freund, eine ökonomisch-geometrische Charte nach diesem Vorschlage, für jedes Rechnungsjahr angefertigt, welche schnelle und genaue Uebersicht, sowohl im Allgemeinen als im Speciellen, müßte sie gewähren, wie sehr müßte sie die Direktion einer jeden Wirthschaft, besonders aber wo mehrere entfernte Güter mit einander unter einer Direktion ständen, erleichtern; wie würde durch Charten dieser Art Kauf und Verkauf von Gütern und deren Pacht und Verpachtung vereinfacht, wie in die Augen fallend würde nicht jede Melioration und Deterioration dargestellt werden können. Bedenken Sie, wie leicht das Eintragen aller für den Ackerbau wichtigen Thatsachen seyn würde, indem, gleich einer Landcharte, die Charte des Guts im Zimmer aufgehangen wäre, und man, das Bild vor sich habend, stets an das Original desselben und an alles was darauf Bezug hat, erinnert würde. Ein Bleistift, an die Rollstäbe der Charte gebunden, gäbe das Schreibmaterial und in jedem Augenblick, das Ganze wie das Einzelne vor sich habend, könnte man eintragen. Stellen Sie sich ein Zimmer vor, in welchem die Dekoration der Wände aus Charten dieser Art, von vielen Jahren, bestände, könnte es etwas Belehrenderes, als diese Verzierung, geben? Ein solches Zimmer würde ein aus Bildern bestehendes Archiv

seyn, in dem alle Data für die pragmatische Culturgeschichte des Landguts niedergelegt und mit dem möglichst kürzesten Zeitaufwande zu übersehen wären. Denken Sie sich Gutsbesitzer und Administratoren, deren Besitzungen und Verwaltungen zerstreut, und oft 50 Meilen von einander entfernt sind, wie dieses nicht selten der Fall in Rußland und Polen ist, und beachten Sie die Vortheile, welche diese bei ihren Inspektionen von Charten dieser Art hätten, welche allgemeine und specielle Uebersicht sie diesen, weit entfernt von den Gütern, geben könnten, und wie sehr in dieser Beziehung der Geschäftsgang vereinfacht werden würde. — Wie sehr würde durch eine Charte, welche in Rechtseite getheilt wäre, die einen Morgen enthielten, nicht die Eintheilung der Landgüter in Schläge und jede Umänderung derselben erleichtert, wie zeitersparend würde nicht jede Umlegung derselben, dem Flächeninhalte nach, seyn, und wie sehr bequem und genau nicht der Ertrag nach Morgen ausgemittelt werden können, in sofern, was doch so oft geschiehet, nicht der ganze Schlag, dessen Morgenzahl wohl bekannt ist, sondern nur ein Stück desselben mit einer Frucht bestellt ist, deren Ertrag man, der Fläche nach, auszumitteln wünscht. — Ich bin überzeugt, daß solche Charten die Praxis sowohl als die Wissenschaft des Landbaues befördern würden. — Man-

chem mögte allerdings die Anfertigung einer Charte für jedes Jahr ein Anstoß seyn, allein wenn man bedenkt, daß eine möglichst genaue Handzeichnung zu diesem Behufe schon hinreichend ist, und daß bei der Vervollkommnung der Steindruckerei es so sehr leicht und wenig kostspielig ist, die genauesten Copien geometrischer Charten zu bekommen, so schwindet auch dieses Bedenken.

IX.

Quartals-Bericht vom letzten December 1823.

Vom

Staats-Rathe Thaer.

Der November brachte uns, von den ersten Tagen an, sehr erwünschten Regen, welcher den Acker bald genugsam erweichte, und den bis dahin schweren Umbruch der Stoppel und des Dreisches erleichterte. So dauerte auch das Wetter den ganzen Monat hindurch mit vielem Regen und Nebel bei niedriger, jedoch selten unter den Gefrierpunkt kommenden, Temperatur fort.

Der December fing mit einigen für diese Zeit ungewöhnlich warmen Tagen an, so daß wir Morgens früh 12 Grad Wärme hatten. Am 3ten trat hier Nachmittags ein ziemlich starkes Gewitter mit Schlossen ein, und auch am 4ten war die Luft

noch gewitterhaft mit entfernten Explosionen. In der Nacht vom 4ten auf den 5ten hatten wir heftigen Sturm, der nach den Zeitungsnachrichten viel Unheil, und in Hamburg eine starke Ueberschwemmung durch Doppelfluth bewirkte. Der ganze übrige Theil des Monats wechselte zwischen Regen und Schnee, Thau und Frost ab, doch so, daß die Temperatur wenig über den Gefrierpunkt und wenig darunter kam. Der Barometer stieg und fiel, eben so schnell, abwechselnd. Der Wind blieb in Südwesten und sprang nur auf halbe Tage, einmal nördlich, einmal östlich über.

Der Regenfall ist in diesen beiden Monaten sehr bedeutend gewesen, aber dennoch sind die Gewässer wenig gestiegen, Graben und Fanggraben trocken. Der Boden ist in der Tiefe noch nicht wieder mit Feuchtigkeit gesättigt, und läßt daher von dem verschluckten Wasser zur Speisung der Quellen nichts fahren.

Die Saaten stehen unübertrefflich schön, die frühen sehr dicht, mit starkem mastigen Blatt. Bei der warmen Witterung bekamen diese gelbe Blätter, besonders wo die Pflanzen so dicht standen, daß sie sich verdrängen mußten. Dies ist aber ganz unschädlich, und nicht — wie man es unrichtig nennt — Faulen der Saat. Die spätere Saat, welche sich in diesem Jahre wegen Verzögerung der Sommerungsernte bei uns häu-

figer als gewöhnlich findet, hat Zeit und günstige Witterung genug gehabt, um völlig zu erstarken, und hat fast ein frischeres Ansehen, als die frühe.

Die Schaafe haben von der Saat bisher den Nutzen noch nicht gezogen, den ihre Dichtheit verspricht, weil sie entweder mit Schnee bedeckt, oder zu naß war.

Das fernere Fallen der Getreidepreise seit unserm vorigen Berichte wird man aus folgenden Durchschnittspreisen vom November ersehen.

Der Preußische Scheffel in Silbergroschen ($\frac{1}{30}$ Thaler.)

	Weitzen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
In Berlin	$51\frac{1}{6}$	$26\frac{5}{6}$	$22\frac{7}{12}$	17
» Frankfurt a. O.	44	$22\frac{1}{4}$	$19\frac{1}{2}$	$13\frac{7}{12}$
» Breslau	$43\frac{5}{12}$	29	$19\frac{11}{12}$	$14\frac{2}{3}$
» Liegnitz	$42\frac{3}{4}$	$28\frac{1}{4}$	$21\frac{2}{3}$	14
» Görlitz	$61\frac{1}{6}$	$34\frac{1}{3}$	26	$18\frac{1}{12}$
» Hirschberg	$57\frac{1}{6}$	$35\frac{5}{6}$	$25\frac{5}{6}$	$16\frac{5}{6}$
» Glatz	$50\frac{5}{12}$	$34\frac{7}{12}$	24	$17\frac{1}{6}$
» Königsberg	$34\frac{11}{12}$	$20\frac{7}{12}$	$14\frac{1}{6}$	$10\frac{11}{12}$
» Danzig	36	22	15	$10\frac{1}{2}$
» Elbing	35	$18\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$	9
» Stettin	$39\frac{3}{4}$	24	$18\frac{2}{3}$	$12\frac{2}{3}$
» Stralsund	34	$19\frac{5}{12}$	$11\frac{11}{12}$	$9\frac{11}{12}$
» Kolberg	$43\frac{1}{12}$	$22\frac{1}{2}$	15	$13\frac{3}{4}$
» Posen	$43\frac{5}{12}$	$21\frac{1}{4}$	$15\frac{1}{3}$	$11\frac{1}{2}$

	Weitzen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
In Fraustadt	—	—	—	—
" Magdeburg	$42\frac{3}{4}$	$26\frac{1}{2}$	$18\frac{3}{4}$	$12\frac{3}{4}$
" Nordhausen	$53\frac{5}{12}$	37	$21\frac{1}{2}$	$14\frac{1}{2}$
" Torgau	45	30	20	$16\frac{1}{4}$
" Münster	$44\frac{11}{12}$	$33\frac{1}{4}$	$30\frac{1}{2}$	$20\frac{1}{3}$
" Paderborn	$41\frac{5}{6}$	$27\frac{1}{2}$	$21\frac{5}{6}$	$13\frac{3}{4}$
" Kölln	$36\frac{2}{3}$	$26\frac{1}{6}$	$24\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$
" Elberfeld	$42\frac{1}{6}$	$31\frac{1}{6}$	$22\frac{1}{2}$	20
" Aachen	$46\frac{5}{12}$	$31\frac{1}{4}$	24	15
" Trier	$48\frac{1}{4}$	$39\frac{1}{12}$	$26\frac{5}{6}$	$21\frac{1}{2}$
" Koblenz	$46\frac{5}{6}$	$28\frac{1}{4}$	$19\frac{1}{4}$	$13\frac{7}{12}$

Im December, besonders in den letzten Wochen, sind sie nun noch mehr gefallen, wie das bei dem Zudrange zu den Märkten, um Geld für den Neujahrstermin zu erhalten, wohl zu erwarten war. Am auffallendsten ist das Sinken des Weitzenpreises, des entschiedenen Mißwachses dieser Kornart ungeachtet. Man muß aber bemerken, daß er von schlechter Qualität ist und jedermann ihn loszuwerden und etwas Geld dafür zu bekommen sich bestrebt.

Auf dem Londoner Markte war der Durchschnittspreis des Weitzens seit October bis zum 15ten December von 48 bis 55 Sch. p. Quarter allmälig gestiegen. Der alte Weitzen ward bedeutend theurer bezahlt, der neue war schlecht. Diesen brachte man, wohl aus eben den Gründen,

wie

wie bei uns, häufig zu Markte, und es fehlte nicht am Bedarf. In mehreren landwirthschaftlichen Berichten aus den Grafschaften wird die Vermuthung geäußert, daß er vor der nächsten Ernte auf 70 Sch. kommen werde.

Das Heu steht in den Gegenden, wo es zum Verkaufe gewonnen wird, noch zu niedrigern Preisen als das Korn. Es findet gar keinen Absatz, weil man Hafergarben vortheilhafter zu verfüttern glaubt.

Das Vieh steht sich bei dem reichen Futtervorrath sehr gut, und das magere Vieh steigt im Preise; das fette hat dagegen in der letzten Zeit wieder einigen Abschlag erlitten, auch wohl nur, weil man mit Verkaufe zu sehr drängt.

Die frühe Lammung ist sehr glücklich gewesen, wenige Mütter sind gelte geblieben; sie nehmen gut an und die Lämmer sind sehr munter.

In manchen Schäfereien hat man unter den jungen Thieren einen bedeutenden Verlust an den sogenannten weißen Lungen und damit verwandten Krankheiten erlitten, und man besorgt wegen noch fortdauernder Kränklichkeit einen noch größeren. Da man aber den Schaafen fast allgemein eine reichliche Kornfütterung giebt, so darf man hoffen, daß die Besorgniß dadurch werde gehoben werden.

Eine Partie nach London in Commission gegebener Wolle hat über Erwarten gute Preise erhalten.

Ueber die Verhältnisse unserer Zeit in Bezug auf das landwirthschaftliche Gewerbe, habe ich in einem Aufsatze dieses Stücks meine Ansicht mitgetheilt, und weiß also nichts hinzuzufügen. Doch theile ich eine treffliche Stelle aus Lowes interessantem Werke über England nach seinem gegenwärtigen Zustande, als hier sehr passend, mit.

„Unsere Geschichte enthält mehrere Beispiele solcher Erschütterungen, obgleich keine der vergangenen so heftig gewesen zu seyn scheint. Alles was wir in den letzten Jahren über die verderblichen Wirkungen niedriger Getreidepreise gehört haben, ist nur ein Wiederhall von dem, was in frühern Jahren vorgebracht wurde. Allein alle Prophezeihungen über stete Fortdauer der niedrigen Preise und immer noch tieferes Sinken derselben, die damals, so wie bei ähnlichen Gelegenheiten in der Mitte des 17ten und 18ten Jahrhunderts, vorgebracht wurden, sind durch den natürlichen Lauf der Jahreszeiten und durch andere Ereignisse zu nichte geworden. Beim Ackerbau, so wie bei allen andern Gewerben, wobei Capital und Industrie angewandt werden, sind von jeher

Reactionen vorgefallen, und diese werden auch künftig immer seyn; Reactionen, die um so stärker sind, je glücklicher der bisherige Stand solcher Gewerbe war und mit einem je höheren Grade von Geschicklichkeit sie betrieben und je größere Capitale darin angelegt werden. Aber es liegt auch in der Art, wie sich Arbeit und Capital vertheilt, ein natürliches Streben, dergleichen Umwälzungen wieder gut zu machen, und Einmischungen der Regierungen durch Gesetze haben oft dergleichen Mißverhältnisse mehr verlängert, als sie schneller weggeschafft."

Anzeige
wegen des diesjährigen Schaaf- und Bock-Verkaufs in Möglin.

Ungeachtet ich in diesem Jahre eine sehr große Anzahl von Jährligs- und einigen zweijährigen Böcken — die im vorigen Jahre noch zu schwach waren — aufzustellen habe und diese Zucht alle frühern, so wie selbst meine Erwartungen übertrifft, so will ich doch nicht mehrere in die erste Classe stellen, als bereits — größtentheils vom vorigen Wollmarkt her — versagt sind. Ich

nehme daher weiter keine Bestellungen auf diese Classe an. Zur zweiten Classe, à 30 Rthlr., können dagegen noch Bestellungen angenommen werden, jedoch werde ich auch diese schließen, sobald ich nicht mehr ganz sicher bin, das Zutrauen durch ganz tadellose Thiere befriedigen zu können. Die, welche sodann noch bleiben und, ihrer echten und rein edlen Abkunft ungeachtet, doch etwas in der Feinheit und Regularität des Stapelbaues zurückschlagen, werden zu 15 Rthlr. verkauft.

Diese Thiere sind reinen Electoral- und Escurial-Stammes, und nur in einigen wenigen zeigt sich noch, von einer Aelter-Mutter her, einige Spur des Infantado-Charakters, aber mit der Sanftheit und Feinheit der Electoralwolle verbunden, und ausgezeichnet durch Geschlossenheit und Reichwolligkeit des Vließes. Die andern unterscheiden sich nur durch niedrigern und höhern Stapelbau. Die Mehrheit ist von ersterem, welchen ich am meisten cultivire, letzteren aber nicht ganz ausgehen lasse, sondern durch die vorzüglichsten Individuen dieser Gattung zugleich, aber unvermischt, fortpflanze. Von welcher dieser beiden Gattungen man die Böcke zu haben wünscht, ersuche ich mir, in sofern man mir die Auswahl überläßt, zu melden.

Von den ersten Tagen nach dem Osterfeste

(den 20sten April) an, steht die Auswahl zur ersten und zweiten Classe Jedem frei. Früher aber kann ich sie weder andern, noch mir selbst für andere, gestatten.

Man kann sie dann gegen Zahlung gleich mitnehmen, oder bis zur Mitte Mai stehen lassen, und erhält die Wolle mit. Stehen sie aber länger, so werden sie geschoren ohne Ersatz der Wolle. Nur muß auf einen bestimmt bestellten Bock gleich ein Drittheil des Preises erlegt werden, und selbiger spätestens vor dem letzten August abgeholt seyn, widrigenfalls er auf Kosten des Käufers anderweitig verkauft wird. Stirbt in der Zeit ein Bock, so ersetze ich ihn, wenn ich kann, durch einen andern, oder zahle das Handgeld zurück. Sollte ein abgeholter Bock in den ersten drei Monaten ein Dreher werden, so ersetze ich ihn ebenfalls, wenn er gleich zu Anfang des Uebels wiedergebracht wird. Für andere Zufälle stehe ich aber nicht ein, sondern so wie ein Thier abgenommen ist, geht es auf die Gefahr des Käufers.

Von Mutterschaafen habe ich nur noch eine kleine Zahl von den Jährlingen, welche von der im vorigen Jahr hier gehabten und wieder verkauften fremden Mutterheerde gefallen sind, abzustehen; diese Thiere sind recht gut, für meinen

Stamm passen sie aber nicht. Dann auch wohl 20 bis 30 Stück ganz junge Mütter, die individuell etwas zurückschlagen, und die ich deshalb aus meiner Stammheerde ausstoße. Sollte Jemand einen kleinen Stamm hochedler Thiere haben wollen, so bin ich nicht abgeneigt, 10 bis 20 Stück auf eine gewisse Art aus meiner ganzen Heerde auswählen zu lassen, aber wie sich wohl versteht, nur zu hohem Preise. Alte Schaafe verkaufe ich gar nicht, denn es sind lauter ausgewählte Thiere, indem ich schon seit 10 Jahren nur nach der Qualität gemerzt habe, und von der Art, daß sie mir noch Lämmer bringen, oder für andere gar nichts werth sind.

Thaer.

Nachschrift.

Die Getreidepreise in England sind seit kurzem so sehr im Steigen, daß wir uns beeilen, noch in diesem Stück unsere Leser davon in Kenntniß zu setzen. In der Woche vom 7ten bis 13ten December stand der wöchentliche Durchschnittspreis des Weitzens zu Marklane in London auf 55 Sch. 2 P. per Quarter, auf welcher Höhe er bereits mehrere Wochen gestanden hatte. Vom 14ten bis 20sten stieg dieser Preis auf 57 Sch. 8 P. und in der Woche vom 21sten bis 27sten December auf 60 Sch. 6 P. Von der darauf folgenden Woche war der Durchschnitt noch nicht gezogen, jedoch wird vom 5ten Januar berichtet, daß der Weitzen 3 Sch. höher stände als vor 8 Tagen.

Möglin, den 18ten Januar 1823.

Thaer.

X.

Ueber
eine landwirthschaftliche Preis-Aufgabe.

Vom

Herrn Grafen v. Kalkreuth auf Siegersdorf in Schlesien.

Herr Hofrath Andrē in Stuttgart hat für praktische Oekonomen eine interessante Preisaufgabe veranstaltet, deren Lösung mit 50 Ducaten belohnt werden soll. Alles, was im ökonomischen Fache geschrieben wird, hat nämlich nur in sofern Werth, als es wirklich angewendet, höhern, sichern, anhaltenden Vortheil in der Landwirthschaft gewährt. Weil das letztere so selten der Fall ist, so läßt der neue Tag das wieder vergessen, was der vorige anempfohlen hatte. Er verlangt also eine Nachweisung von wirklich be-

stehenden Wirthschaften, wo authentisch rechnungsmäßig dargethan wird, daß der Nettoertrag der Produktion sich durch Befolgung einer bestimmten Wirthschaftsmethode in einem gegebenen Zeitraume bedeutend vermehrte, und die höchstwahrscheinliche Vermuthung gab, daß diese Vermehrung fortdauernd zunehmen werde. Und dann wünscht er die sichersten Mittel angegeben, wie die Jahre, wo die Getreidepreise sehr niedrig stehen, so zu benutzen seyen, daß die Landwirthschaft nicht rückwärts gehe, in späteren Jahren der erlittene Verlust wieder ausgeglichen werde. Preisbewerber u. s. w. *)

Conv. Bl.

---

*) Die in Rede stehende Preisaufgabe befindet sich auch in den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen des Herrn Hofrath Andrē Nr. 44. 1823. pag. 346. und lautet wörtlich:

Erstes Thema.

1) Die lehrreichsten und vollständigsten Nachweisungen wirklich bestehender Wirthschaften, wo authentisch und rechnungmäßig nachgewiesen ist, daß der Netto-Ertrag der Produktion in einem bestimmten Zeitraume durch Befolgung einer bestimmten Wirthschaftsmethode sich um ein Namhaftes gegen vor so vermehrt; daß hohe Wahrscheinlichkeit zu Folge der Naturgesetze vorliegt, dieser Ertrag müsse unter den gegebenen Verhältnissen fernerhin zunehmen. —

Leicht — setzt Referent hinzu — ist die Aufgabe auch nicht zu lösen.

Ja wohl, nicht leicht zu lösen, denn ich behaupte, daß man eben so gut, wie Shakespeare sagt, den Mond mit den Zähnen herabzuholen vermögte, als eine Frage dieser Form — befriedigend, versteht sich — zu beantworten. Befriedigend! — wer soll befriedigt werden? der einsichtsvolle Richter, d. i. der einsichtsvolle Frager. Daß beide Benennungen in der Wirklichkeit gleichbedeutend sind, und daß gerade in diesem gleichen Maaße der Einsicht die wahre Ursache zu suchen sey, warum so viele Fragen, heut zu Tage, bald wie ein protestirter Wechsel unangenommen an

---

Diese Methode kann also für diese Verhältnisse als nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt werden.

a) Die bewiesene Zunahme der Netto-Produktion (von erforderlicher Güte versteht sich von selbst) für ein gleichgebliebenes Areal wäre also hier die Haupt-Forderung. Zugleich muß einleuchten, daß sie ferner zunehmen müsse, wenn in dieser Art fortgewirthschaftet wird.

b) Unter Netto-Produktion wird der reine Ueberschuß nach Abzug alles Bedarfs nach ursprünglichen Verhältniß verstanden. Aendert sich letzteres, ist es abgesondert nachzuweisen, weil dieß oft ganz unabhängig vom Betrieb einer guten Landwirthschaft ist und weder für

den ersten Aussteller zurücklaufen, bald auch, wenn zufälliger Weise honorirt durch den Schuldschein eines Unmündigen, nur für eine gewisse Classe von Menschen, die auf langen, und ungewissen Credit

---

noch gegen sie beweisen kann, z. B. plötzlich erhöhete Steuern.

c) Je länger der progressive Zuwachs nachgewiesen werden kann, desto wichtiger.

d) Je umständlicher hierbei die wahren Hindernisse gemacht werden, womit die Landwirthschaft in ihren Fortschritten zu kämpfen hat, desto verdienstlicher.

e) Aus der Aufgabe erhellt schon, daß jede Wirthschaftsweise hier zulässig ist.

Zweites Thema.

2) Welche Mittel sind die ausführbarsten und am ehesten zum Ziele führenden, Jahre in welchen die Getreidepreise anhaltend niedrig stehen, am besten so zu benutzen:

a) daß erstlich die Geld-Verhältnisse für bisherigen Bedarf des Land-Eigenthümers möglichst günstig erhalten,

b) Rückwärtsgehen der Wirthschaft und Schuldenmachen vermieden,

c) dagegen der eigentliche Zustand der Dinge benutzt werde, ohne bedeutenden neuen Aufwand, den sichersten Grund für die Zukunft, dahinzulegen, daß entweder der später eintretende höhere Netto-Ertrag die niedrigen Preise ausgleiche, oder aber bei steigenden Preisen den Ausfall der vorigen Jahre ersetze. d. R.

borgen, wieder als äußere Werthzeichen auf den Markt gebracht werden könne — wird wohl niemand bezweifeln, dessen Erkenntniß Umfang und Grund zugleich hat.

Der Land- und Staatswirth! „denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann" aber warum soll es ihm besser ergehen, als ganzen Akademien von ehrenwerthen Männern, die fragen, ohne eine Antwort herauslocken zu können, (man sollte meinen, wie Fichte einst sagte, die draußen seyen klüger geworden, und ihnen über den Kopf gewachsen) oder fragen sie auch mit scheinbar glücklichern Erfolg, so ist es gewöhnlich nur der leidige Nachhall ihrer eigenen Weisheit, die sie dann in der ausgesprochenen Weisheit ihres Jüngers und Schülers anspruchslos zu krönen nicht unterlassen.

Der gebildete Leser der Annalen wird eine kurze Theorie der Fragen hier nicht am unrechten Orte finden, und der weniger gebildete, und daher, bei Allem, was über den gemeinen Gesichtskreis hinausliegt, eher gelangweilete, kurz der pure, gute Landwirth wird es uns wohlwollend verzeihen, wenn seinen Augen einmal einige Buchstabenreihen vorübergleiten, wovon er den Nutzen nicht einsieht, weil er ihn in Zahlen nicht sogleich aussprechen, und auf die Credit- oder Debet-Seite seiner Rechnung einzutragen vermag.

Warten muß ja wohl jeder praktische Landwirth gelernt haben, und so versprechen wir ihm denn, falls er uns geduldig zusieht, zuletzt auch eine reichlichere Ausbeute, als er anfangs vielleicht vermuthete.

Allgemeine Theorie der Fragen.

Die Vernunft ist an sich blos praktisch, erst in der Anwendung ihrer Gesetze auf ein sie Einschränkendes, auf ein Endliches wird sie theoretisch und Intelligenz. Theorie bedeutet mithin so viel, als vollständig erlangte (erschöpfende), Einsicht in eine bestimmte Beschränkung. Das Bestimmbare und Bestimmende sind im Wechsel, denn Schranken haben und Sichtbar werden sind zusammengehörende Merkmale eines und desselben Begriffs, und die Reflexion, als das einzige Mittel zur Sichsichtbarkeit, ist nur durch das Gefühl einer als von außen kommenden Beschränkung möglich, und gerade darum auch nothwendig.

Diese wenigen, aber zum Theil inhaltschweren Worte für den Denker weitläuftig auseinanderzusetzen, würde hier theils überflüssig seyn und den symmetrischen Wohlstand des ganzen Aufsatzes stören, theils auch, anstatt über den Gegenstand mehr Licht zu verbreiten und uns für die Anwendlichkeit unserer Grundsätze zu berechtigen, ihn, aber

besonders dem gewöhnlichen Leser, nur noch mehr aus den Augen rücken, und die folgende Argumentation, die nur durch ihre gedrängte Kürze sich empfehlen kann, noch mehr erschweren. Rede stehen wir aber Jedem, der sich befugt glaubt, uns Einwürfe zu machen, er sei wer er wolle, ein miles levis, oder gravis armaturae. —

Also, was Theorie bedeutet, wissen wir. Damit sind wir im Reinen. Es frägt sich nun: ist denn die Theorie an sich (die pragmatische Geschichte unsers Wissens) eins und eben dasselbe mit der Theorie der Fragen? Diese Frage ist die erste, die sich uns aufdringt, und nach der bekannten logischen Regel der Definition, zuerst die Gattung, dann den unterscheidenden Artbegriff anzugeben, können wir dieselbe nicht umgehen. Wir müssen also wohl das theoretische Element unsers Wissens — die Methode — zuvörderst bestimmter charakterisiren. Sie ist einfach, und eine leichte Reflexion reicht hin, um sie zu durchschauen.

Wir haben vor uns das theoretische und das praktische Vermögen der Vernunft, als objektive Thätigkeiten, beide in der Vorstellung. Die Vernunft ist praktisch, und die Vernunft ist intelligirend. Nun können Dinge nicht anders von einander unterschieden werden, als durch Beziehung auf ein Höheres, gegen welches sie beide gleich sind, ihre Unterscheidung aber wird ausgedrückt

durch einen dritten und vermittelnden Begriff. Irren können wir nach dieser Methode nicht, aber was ist nun das Höhere, über die gesammte Vernunft hinaus, sowohl als praktisch wie als intelligirend — in der Vorstellung? Offenbar nur die That, denn die That ist höher, denn die Vorstellung von derselben. Auf die unmittelbar lebende That bezogen, die Jeder an sich kennen muß, und Keinem andemonstrirt werden kann, ist der neue, sich ankündigende Mittelbegriff, durch welchen die Unterscheidung zwischen praktischer und theoretischer Vernunft sich ausspricht, die Urtheilskraft.

Eine Theorie der Fragen hat demnach zur besonderen Grundlage die Urtheilskraft, und insofern ist sie von der Theorie im Allgemeinen bestimmt unterschieden. Urtheilskraft und Verstand sind unzertrennlich. Ohne Urtheilskraft kein Verstand, ohne Verstand keine Urtheilskraft, denn die Urtheilskraft ist das Vermögen über schon im Verstande gesetzte Objekte zu reflektiren, oder von demselben zu abstrahiren. Der Verstand an sich ist ein serviles Vermögen, der bloße Behälter des Gedachten, und in sofern Nichts. Nur erst durch freie Einwirkung der Urtheilskraft, im Dienst derselben, wird er ein Denken des Gedachten, und wirklicher Verstand.

Die Urtheilskraft erscheint bis jetzt auf die-

sem Standpunkte als frei. Es wird mit Spontaneität auf die im Verstande gesetzte Objekte reflektirt, oder von denselben abstrahirt. Die Theorie an sich — nach der angegebenen Bedeutung — war aber eine erschöpfende Einsicht in eine bestimmte Beschränkung. Die Beschränkung ist folglich ideal und real.

1) Ideale Glieder.

Keine Schranke wird eingesehen, als durch Freiheit, denn man muß über die Schranke durch Freiheit hinausgehen, um die Schranke einzusehen, und mithin, da Schranke und Freiheit nur ideal bestehen, eine bestimmte Schranke also durch eine bestimmte Freiheit.

2) Reale Glieder.

Freiheit und Schranke unter sich in Wechselbeziehung, geschieden durch die Reflexion, und nach dem Gesetze der Sichtbarkeit unter der einen Bedingung dasjenige Schranke, was unter der andern — für einen außer den Handelnden gestellten Beobachter — Freiheit erscheint. Was müßte also geschehen, damit die Thätigkeit in ihrer Totalität rein herausträte? Offenbar müßte das Ich, mittelst fortgesetzter Reflexion, bald auf das Ding, als das Ausgeschlossene der Totalität, bald auf die Totalität als das Einschließende des Dinges, sich über das Gesetz der Sichtbarkeit selbst erheben, d. i. es als Bild vereinigen, und darauf re-

flektirend das Bild als Produkt, und das Produkt in der Einigung des Bildes mit dem Dinge, und an diesem absoluten Zusammenseyn, das Produkt selbst als das seinige erkennen. Wie ist dies möglich? — Versuchen wir folgende Analyse!

Kein Ich kann seine Freiheit unmittelbar erkennen, mithin auch nicht das Produkt, als absolutes Zusammenseyn des Bildes mit dem Dinge, für das seinige ansehen. Nun ist aber die Freiheit sich auch nur erkennbar an ihrem Produkte, demnach muß die Freiheit sich frei, selbst in sich selber aufheben, sich selbst in sich selber frei entgegensetzen, sich selbst frei fesseln und halten, und auf diese Weise würde denn das Produkt das Vermittelte seyn zwischen dem Bilde und der freien Sichentgegensetzung der Freiheit.

Ein solches Selbstprodukt der Freiheit an dem Bilde und mittelst desselben ist das Sittliche. Und wie verhielte sich nun die letztere (sittliche) Freiheit zu der vorigen? Jene nur formal, widerstehend dem Widerstande, diese real sich widerstehend in der Reflexion auf den Widerstand.

Die Urtheilskraft, vorhin frei, als reflektirend auf den Widerstand, oder abstrahirend von demselben, wäre nunmehr gebunden durch die Freiheit, oder auch — das synthetische Band selbst aufgestellt — die Freiheit bindet sich selbst in und

an der Urtheilskraft. Diese Freiheit heißt die sittliche.

Die sittliche Freiheit ist vollendet im Begriff. — Aber ist denn das Begreifen dieses Begriffs abgeschlossen? Das Begreifen ist ein Praktisches, eine Handlung der praktischen Vernunft, und nichts rein praktisches ist abgeschlossen. Das Nieabgeschlossenseyn des Praktischen ist Idee, und in sofern wäre die Idee dem Begriff der sittlichen Freiheit entgegengesetzt. — Die Entgegensetzung ist klarer auszusprechen! — Ein Zurückwirken auf Sich, nach Innen, wird ebenfalls Idee genannt; im Gegentheil, der Begriff und die Reflexion, als gehend auf das Objekt, sind eine Wirkung nach Außen. Wären nun die Reflexion und der Begriff frei, so bestände zwar die sittliche Freiheit als gebunden für sich und durch sich nach Innen, aber nicht nach Außen, in ihren Aeußerungen. Ihre Aeußerungen hingen zwar von der sittlichen Freiheit, aber dennoch von ihr ab. Die sittliche Freiheit hätte sich in Willen verwandelt. Aber welcher Wille hier? Ein Wille ohne Objekt, ohne Anschauung gelassen, ohne Realität, ohne Zweck. Zweck wird aber nur durch Abstraktion erreicht. Die sittliche Freiheit oder der Wille müßte daher zur Erreichung des Zwecks von sich abstrahiren, in Beziehung auf seine Aeußerungen, denn als

Wille ist er beharrend und dauernd, d. i. also, der Wille müßte sich in seinen Aeußerungen entäußern. Ein sich in seinen Aeußerungen entäußernder sittlicher Wille heißt sittlicher Endzweck; der sittliche Endzweck wird durch den in seinen Aeußerungen sich entäußernden Willen als Aeußeres hingestellt, und sonach ist der sich frei bindende Wille gebunden an und durch den sittlichen Endzweck. Sittlicher Endzweck wäre dessen Anschauung, womit das absolut Praktische real schließt. Bei dieser Anschauung ist keine Schranke, denn Schranke kann nur seyn in der Freiheit, folglich wird diese Anschauung nicht reflektirt, begriffen aber ist sie der Begriff Gottes, und in dem Begriff Gottes schließt selbst alle Form. Die praktische und theoretische Vernunft sind hierdurch praktisch eins. In sofern wäre die Reihe der Vorstellungen geschlossen, und die wissenschaftliche Darstellung der Wissenschaftslehre muß beginnen mit Gott.

Eine bestimmt geschlossene Reihe der Vorstellungen heißt Materie. Reflektiren wir also auf den materiellen Inhalt der Materie, da von Form nicht mehr die Rede seyn kann, so finden wir denselben als Richtung und Uebersicht, und mithin auf dem rein idealen Gebiet, worauf wir uns jetzt befinden, Richtung und Uebersicht ebenfalls als Ideen. Jede Richtung hat nothwendig zwei Punkte,

dies liegt in ihren Begriff, einen terminus a quo, und einen terminus ad quem. Die Thätigkeit, welche zwischen diesen beiden Punkten sich bewegt, ist eine relativ gebundene, gebunden in der Relation. Ist die Relation nun selbst relativ, so kann sie nur relativ seyn auf das Individuum, es ist eine individuelle Relation auf und durch das Individuum. In sofern ist auch der Gesichtskreis, die Einsicht des Individuums beschränkt für und durch das Individuum. Keine objektive, in der kein Leiden sich einmischt, sondern nur subjektive Uebersicht.

Ist die Relation aber blos Relation auf die Richtung, so fallen beide zusammen, werden zusammengefaßt, alle Thätigkeit ist nur Thätigkeit in der Richtung, und als aufhebend ein gesetztes Wechselverhältniß, qualitativ. Die Möglichkeit einer solchen verbindenden Aufhebung liegt rein im Handeln, d. h. sie ist ideal real, und ideal real sind zugleich Richtung und Uebersicht. Bei drei gegebenen ideal-realen Punkten ist aber nur eine Construktion möglich, drei ideal-reale Punkte zusammen zu verbinden heißt also Construktion. Construktion ist das Produkt irgend einer Thätigkeit, die zugleich Richtung und Uebersicht hat.

Zergliedern wir den Begriff der Construktion, so finden wir in demselben ein absolut Praktisches

ideal und real bestimmt, sich nur bestimmbar, bestimmt, also Richtung und Uebersicht in der angeschauten Idee, im Unendlichen. Das Unendliche ist aber selbst Produkt eines praktischen Strebens, nichts Reales, denn alles Reale ist theoretisch, folglich ist dem Unendlichen theoretisch, und für die Theorie ein Endliches und Bestimmtes entgegengesetzt.

Diese Entgegenstellung ist der eigentliche Sitz, der Ort — die Genesis der Frage. Die Frage verlangt das Endliche und Bestimmte hinzuzufügen einem Unendlichen in der Construktion. Die bestimmte Frage — eine unbestimmte ist gar Nichts — muß daher das unendliche Construktible — was wir vorhin Materie nannten — zusammenziehen in einen bestimmten Gesichtskreis, eine bestimmte Sphäre (denn nur deshalb heißt die Frage eine bestimmte) und in diesem Gesichtskreis den Punkt angeben, von wo aus der Gesichtskreis zu erweitern stände. —

Fassen wir das Ganze zusammen: die Theorie der Fragen besteht in der Vollziehung der Construktion des gesammten Materiellen der Vorstellung für einen geschlossenen Gesichtskreis, nebst der Angabe des vorstehenden Punkts, von wo aus dieser Gesichtskreis objektiv erweitert werden könne.

Sobald Richtung und Uebersicht da sind, welches aber freilich nur bei einem ursprünglichen, absoluten Denken möglich ist, lassen sich alle Begriffs-Sphären der Fragen nach der Form des objektiven Denkens im Allgemeinen bestimmen, und es wäre ein Leichtes, ein solches umfassendes Verzeichniß derselben hier aufzustellen, wenn wir nicht auf eine bestimmte Classe von Lesern Rücksicht zu nehmen hätten. Nur diese eine Bemerkung erlauben wir uns noch: eine Theorie der Fragen ist zugleich eine Theorie für die Auflösung der Aufgaben, und in der letzten Beziehung von großer Wichtigkeit. Der Gelehrte, welcher sich nicht zu orientiren weiß, wird sich, vielleicht in seinem ganzen Leben, umsonst abmühen, sein gesammtes Treiben hat keinen Grund, daher besitzen wir so viele verfehlte literärische Werke von achtungswerther Gelehrsamkeit, ohne eine Spur von Urheit — wiederum wird der Staats- und Geschäftsmann, der dreist und kecklich es unternommen hat, die Schicksale von Nationen zu leiten, ohne eine solche Theorie jeden Augenblick in Verlegenheit seyn, sich zu helfen, den Fluch von Tausenden auf sich laden, und sein Vaterland in die größte Gefahr bringen. —

Wir wenden uns jetzt zu dem besondern Gegenstand dieses Aufsatzes, und erklären zuvörderst die Frage des Herrn Hofrath Andrē in Stuttgart

für gänzlich verfehlt. Ich bin selbst praktischer Landwirth, Verwalter meiner Güter seit beinah dreißig Jahren, und seit dem Jahre 1795 von der ehemals gewöhnlichen Dreifelder-Wirthschaft zu einer regelmäßigen, und zeither stets befolgten Wechselwirthschaft übergegangen. Meine Wirthschaft ist also sicher bestehend zu nennen, und von dieser Seite dürfte dem ersten Erforderniß zur Beantwortung der Frage ohne Widerrede genügt seyn. Dessenungeachtet möchte uns der Frager es eher verzeihen, wenn wir uns nicht im Stande zu seyn bekennen, die Aufgabe zu lösen. So manchem praktischen Landwirth, selbst wenn der glücklichste Erfolg seine Unternehmung krönt, fehlt es ja an gründlicher theoretischen Kenntniß, es gebricht ihm an Beobachtungsgeist, an folgerechter Zusammenstellung reiner Thatsachen und deren Berichtigung nach einem höheren wissenschaftlichen Beziehungsgrund, es mangelt ihm auch wohl Geduld und Beharrlichkeit, die endlichen Resultate seines Verfahrens rechnungsmäßig sich beständig vorzulegen, um dadurch auch Andern nützlich werden zu können — kurz, die äußern Requisite zur rationellen Erweiterung der Ackerbaukunde treffen so selten in einem und demselben Subjekte zusammen, daß es sich eben nicht zu verwundern wäre, wenn unser Bekenntniß nur auf individuelle Unfähigkeit schließen ließe.

Allein

Allein das, was uns der Frager vielleicht weniger zu gute halten dürfte, ist die Behauptung, daß die Frage sich nur auf die eine, in der Aufgabe ausgesprochene Art beantworten läßt, in der sie sich gerade nicht beantworten läßt. Und darum ist die Frage gänzlich verfehlt. — So viel blos zur Namenserklärung des Verfehlten, jetzt zum besonderen Beweis!

Die Frage ist so abgefaßt, falls ich der genauen Angabe des Conversations-Blatts trauen darf, daß das Wort Geld ihr auch nicht einmal entwischt, indessen zeigt der Ausdruck Nettoertrag offenbar, daß eine solche Vorstellung bei Niederschreibung derselben zum Grunde lag. Was ist Geld? Geld ist für uns, auf dem Standpunkt der gegenwärtigen Untersuchung, weder Waare, noch Werthzeichen, noch Maaß — in allen diesen Bedeutungen können wir dessen Begriff nicht brauchen — sondern Geld ist für unsere Beziehung bloße Quantitäts-Fähigkeit. Ein Quantum wird Quantität, wenn jedes einzelne Glied in der Reihe nicht allein seine eigenthümliche Stelle, sondern auch das Zusammengefaßte aller vorhergehenden Glieder ausspricht. So ist der Fall beim Zählen. Das Numerische ist mithin als ein blosses äußeres, zufälliges Verhältniß, von dem, sobald ein wesentliches Produkt einer freien Hand-

lungsweise auszumitteln bleibt, gänzlich zu abstrahiren seyn dürfte, nur von beiläufiger, eventueller Anwendlichkeit. Das sichtbare Zeichen jenes Produkts — die landwirthschaftliche Produktion — hat mit dem Geldwerth, oder dem Marktpreis derselben, gar nichts gemein. Dies ist unwiderlegbar. Lassen wir nun aber das Geld ganz aus dem Spiele, so würde die Frage nach der Produktion etwa also lauten müssen:

1) Abgesehn von aller Anwendung (in abstrakto.)

Welcher von zwei Producenten A und B, wenn Jeder von beiden eine gleiche Ackerfläche = X unter ganz gleicher Einschränkung der Zeit und Aeußerlichkeit zu bearbeiten erhält, und die Produktion von A = a, die von B = b heißt, wird der bessere seyn? Antwort. In dem einen Fall A, wenn $AX = a + (a - b)$, in dem andern Fall B, wenn $BX = b + (b - a)$ ist.

2) Unter zusammengefaßten und bestimmt ausgesprochenen Beziehungen (in concreto.)

Wenn zwei Prodncenten, Cajus und Sempronius, jeder eine von zwei ganz gleichen Ackerflächen bearbeitet — gleich in Flächeninhalt, in geographischer, topographischer, hydrographischer Lage, gleich nach den chemischen Bestandtheilen des Humus, der Unterlage, des Neigungswinkels nach einerlei Weltgegend u. s. w., und Cajus und

Sempronius, beide eine an Zahl, Maaß und Gewicht namhafte Quantität von vegetabilischen, animalisch-vegetabilischen und animalischen Produktionen für den Markt abliefern, wer von beiden, C. oder S., ist der bessere Producent? Da dreierlei Produktionen sind, so kann auch ihr Quantitäts-Verhältniß zu einander sehr verschieden ausfallen, nicht zu gedenken, daß die innere Beschaffenheit und Güte der Waare hierbei noch ganz außer Acht ist gelassen worden. C. kann vielleicht mehr vegetabilische, S. hingegen mehr animalische, wiewohl weniger vegetabilische Produktionen zum Verkauf stellen, kurz, von den drei Arten der Produktionen jeder von beiden in verschiedenem Verhältnisse.

Selbst chemische Analysen sind hier nicht hinreichend, z. B. bei animalischen Produktionen, beim Fleisch, bei den Thierhäuten, bei der Wolle. Um nur Eins anzuführen: wie will die Chemie bestimmen, ob zur Produktion der feinen Wolle mehr Aufwand an nährenden Stoffen erforderlich sey, als zur Herbeischaffung von gröberen Sorten?

Mit einem Wort, die ganze Frage ist nicht mehr zu beantworten.

Und was wäre sonach, wenn vom Gelde abstrahirt wird, unsere ganze Ackerbaukunst?

Man erlaube uns etwas tiefer in den Begriff der Produktion einzudringen. Wir haben vor-

hin Produkt und Produktion unterschieden, wiewohl in scheinbar anderer Beziehung. Produkt war uns das Bewirkte einer freien Handlungsweise, Produktion hingegen das sichtbare, documentirende Zeichen davon.

Nach der bildenden Kraft des Lebens, oder wie wir wohl auch sagen können, der Natur, als dem Gegenbilde desselben — Sätze, die wir freilich hier nicht erweisen können — ist alles, was wir zum Vorschein kommen sehen, Gesetz, Naturgesetz. Das bildende, oder objektive Denken setzt nur ein Ruhendes und Bestehendes, in allen Anschauungsformen und Sichdarstellungen des Lebens. Auf diese, unter Gesetz gebrachte und noch zu bringende, Bildungskraft der Natur wirkt nun ein — was denn? die reale Kraft des Lebens, der Begriff und der Zweck, als unmittelbare Aeußerungen des praktischen Vermögens. Nur mittelst des Begriffs bringen wir zur Zeit die Natur in unserer Gewalt. Und welche Gewalt übten wir doch auf sie aus? Nur zu zerstören, zu vernichten vermögen wir, nichts eigentlich hervorzubringen, aber gerade mittelst dieses Vernichtungsvermögens sind wir im Stande, das Hervorbringen der Natur zu modificiren, nach Entwerfung eines Bildes des Widerstandes und dem Zusammenhalten desselben mit unserem Zweckbegriff, zu Erreichung unserer Absicht hinzuleiten.

Die Ackerbaukunst besteht demnach in der Verbindung der Einsicht in den innern (nach Gesetz ersehenen) Zusammenhang der Naturerzeugnisse, zugleich mit der Fertigkeit, die Mittelbegriffe zwischen den Ausgangspunkt und dem beabsichtigten Ziel leicht herauszufinden und anzuwenden. Die Ackerbaukunst ist der wahre Uebergang zwischen den sinnlichen Begriffen (Einschränkung durch den Sinn) und den Zweckbegriffen (Einschränkung durch Freiheit), und es gebührt ihr daher die Stelle zwischen den technischen und darstellenden Künsten. Denn dargestellt im eigentlichen Sinn wird nichts als Freiheit, an der freien Beschränkung der Freiheit, wenn aber Freiheit nur an dem Zweckbegriff sichtbar wird, ist ihr Denken eine sinnliche Produktion, der Art, daß von ihr sich kein Bewußtseyn, sondern nur ein Bewußtes reflektirt. Gleich wie der darstellenden Kunst der Gegenstand, kommt aber der Ackerbaukunst der Zweck von Außen, und in sofern verdient sie den Rang vor den technischen Künsten, die einen durch sich und in sich bestimmten Zweck verfolgen.

Ich sage: der Zweck kommt ihr von Außen, d. i. die Ackerbaukunst kennt nur Zweckmäßigkeit und nur Zweck in der Zweckmäßigkeit über einen innern, keinen äußern Zweck. Der äußere Zweck

wird ihr gegeben, und zwar gegeben durch die Landwirthschaft, in der Sphäre des blos formalen Urtheils. Die Objekte für dasselbe finden sich niedergelegt in dem, auch blos formalen, Verstande, folglich rein als Zeichen, und veränderliche. Das Stäte, Zusammenhaltende, die Materie des Wechsels ist die sinnliche Anschauung, die Form des Wechselnden im Wechsel aber ein fortgesetztes quantitatives Verhältniß, unter der Regel gleicher Differenzen, also mit einem Wort das Numerische — Geld. Eigenthümliche Objekte der Landwirthschaft sind nur Geldsummen, sie kennt nur 1 Rthlr. und 2 Rthlr., ohne sich darum zu bekümmern, daß die eine wie die andere Summe in zwei aufeinander folgenden Jahren den Werth eines Scheffels Korn repräsentirt.

Ackerbaukunst und Landwirthschaft sind sonach immer in Verbindung, wie innerer und äußerer Zweck, welche Verbindung nicht in Betreff des Grundes, sondern bezüglich auf die Folgen, gemeinhin praktisch genannt wird. Daß bei dieser Bedeutung des Wortes praktisch blos auf die Folgen gesehen wird, beweist die oft vorkommende Verschiedenheit, selbst in der Verbindung zwischen der Ackerbaukunst und der Landwirthschaft. Es giebt gute Landwirthe, die sehr mittelmäßige, wo nicht gar schlechte Ackerbaukünstler sind, und umgekehrt wieder schlechte, in ihren Vermögensum-

ständen zurückkommende Landwirthe, die es in der Ackerbaukunst vielen Andern ihres Gleichen zuvorthun. (Beiläufig hier zwei Anmerkungen. 1) Daher ist es Pflicht für die Landesregierung, die Ackerbaukunst an sich zu befördern, indem der praktische Landwirth stets unmittelbar auf den zeitigen Ertrag sehen muß. 2) Daher erklärt es sich, warum so viele neue Wirthschaftsarten mißlingen. Der Irrthum liegt darin, daß die Ackerbaukunst nur durch das Medium der Landwirthschaft erblickt wird. Warum ferner, gerade dieses Irrthums wegen, diese neue Wirthschaften auch keinen glücklichen Erfolg haben können, indem der Unternehmer, gewöhnlich aus Mangel an Grund- oder Betriebs-Capital sich erst zu einer Veränderung in der Wirthschaftsart entschließt, welches rein verkehrt ist. Nur der Reiche, welcher einen langen und bedeutenden Vorschuß nicht anzusehen braucht, darf verständigerweise eine Wirthschaftsart gegen die andere vertauschen. Doch hiervon mehr!)

Jetzt haben wir, um den Beweis über die Nichtbeantwortlichkeit der Preisaufgabe besser zu durchschauen, nur die Glieder desselben näher zusammen zu rücken.

Die Ackerbaukunst vermochte blos die Produktionskraft der Natur in ihren Erzeugnissen durch Vernichtungsvermögen zu modificiren und derge-

stalt zu beliebigen Absichten hinzuleiten, und um in dieser ihrer Wirkungssphäre ihre Freiheit zu sichern, mußte die Ackerbaukunst von allem Geldwerth, als einem rein Zufälligen abstrahiren. Die Landwirthschaft hingegen, von ihr geschieden, wie äußerer und innerer Zweck, sah allein auf Geld und Geldwerth, Jedes und Alles ward für sie durch Geld repräsentirt, und in sofern nur, durch ihre Verbindung mit der Ackerbaukunst, kam ihr die Benennung praktisch zu — praktisch nämlich in Hinsicht auf die äußern Folgen.

A. Aus der praktischen Landwirthschaft ist dem zufolge die Preisaufgabe allein zu beantworten. Nun — und hier schreiten wir in der Untersuchung vor — hat die Landwirthschaft, indem sie sich mit Geld und Geldsummen beschäftigt, und in dieser Hinsicht und durch ihre Verbindung mit der Ackerbaukunst zwar den Namen der praktischen, reflektiren wir aber auf dies Praktische (eine Benennung, die wir gleichsam vor der Zeit ihr nur gegeben haben), so bemerken wir sofort, wie ihr eigenthümlicher praktischer Bestandtheil (gleich aller Erscheinung des Praktischen, zufolge des Grundes), nur in der freien Beurtheilung bestehen könne, und so schließt denn hier das Praktische, rücksichtlich der Folgen, sich wieder an das Praktische, zufolge des Grundes, an. Die Landwirthschaft war vorhin nur als ein vermit-

telndes Glied anzusehen, sie muß aber, unserer Methode gemäß, auch als ein reales Glied in der Reihe der Vorstellungen hervortreten. Real wird die Landwirthschaft nur in ihrer Anwendung der Urtheilskraft, und diese letztere setzt wieder Gegenstände voraus, an denen sie sich üben, auf die sie reflektiren, oder von ihnen abstrahiren könne. Diese Gegenstände müssen niedergelegt seyn im Verstande, also zur Zeit fixirte, und so erhalten denn jene vorhin veränderliche Zeichen des blos Numerischen, im Gelde hier ihre Vollendung; es sind die Preise.

Die Preise kommen der Landwirthschaft von Außen, sie werden ihr gegeben, sie bestimmt sie nicht. Fände sie die Preise nicht vor, so wäre die Landwirthschaft nicht realpraktisch, sondern etwa mit der Finanzpraxis mancher Regierungen zu vergleichen, die, wenn sie Geld brauchen, nur Geld ausschreiben. — Es ist ein ungeheurer Grundirrthum, und eins der sprechendsten Zeichen von dem kleinlichen Krämergeist mancher gelehrten Schwätzer, wenn man meint, die Landwirthschaft vermöge über die Preise der rohen Erzeugnisse des Bodens zu gebieten, sie vermag es eben so wenig, wie der Fabrikant den Marktpreis seiner Waare bestimmt. Und gleich falsch ist der Glaube, daß der Jahresertrag der landwirthschaftlichen Produktion den Preis ihrer Erzeugnisse un-

bedingt herabsetze, oder steigere. In die Untersuchung des Preisstandes sind ganz andere Elemente noch aufzunehmen, als die nur zu gewöhnliche Bezugnahme auf die Unfruchtbarkeit oder Fruchtbarkeit einer Jahreswitterung, und die zeitigen Fortschritte des Ackerbaues. — Der Preissatz ist abhängig:

1) Von der Landes-Administration, theils als unmittelbare Folge der Vergangenheit noch fortwirkend auf die Gegenwart, theils als fortgesetzter Einfluß auf die Preisbestimmung durch mittelbar oder unmittelbar störende Gesetze und Verordnungen.

2) Vom Sparen und Verwenden einer Nation, von zufälligen Speculationen und Handels-Conjunkturen.

Es lohnt sich wohl der Mühe, daß wir diese Angaben jetzt einzeln durchgehen. Also:

I. der Preissatz abhängig von der Staatswirthschaft, und zwar:

α) wie unmittelbare Folge der Vergangenheit, noch fortwirkend in der Gegenwart. Hat ein Land, eine Provinz die Handels-Bilanz gegen sich — nicht sowohl die Geld-Bilanz (welches man so genau nicht wissen kann, theils weil der Handel auf symbolische Weise betrieben wird, theils weil im Nothfall mehr oder weniger stehendes Eigenthum in Circulation kommt) sondern

die Arbeits-Bilanz, d. i. wird jährlich mehr Arbeit gekauft als verkauft, so stockt der innere Geldumlauf, oder die circulirende Geldmasse ist jährlich im Abnehmen, mit einem Wort, das eigentliche Princip alles Lebens und Bewegens ist geschwächt; weniger umsetzbare Arbeit, weniger Consumtion; Abfall der Preise, und falls diesem großen Gebrechen nicht abgeholfen wird, in zunehmendem Verhältniß. — So trägt denn jedes neue eintretende Jahr die Strafe und Schuld des vorhergehenden, und das Uebel hängt zusammen wie eine Kette.

Es ist hier nicht der Ort, die Folgen einer ziemlich allgemein verbreiteten fehlerhaften Staatswirthschaft auseinander zu setzen, nur eine einfache Thatsache möge für unsere Behauptung sprechen. Anderson, ou Commerce 4to. Bd. 1. pag. 556. — ein Buch, was 1763 geschrieben ist — meint, daß die Preise, seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts mit den damaligen, also in einem Zeitraum von $2\frac{1}{2}$ Jahrhundert, verglichen, drei Mal so hoch und darüber gestiegen seyen, folglich wie 2 : 7. — Aber in der Zeit, daß ich praktischer Landwirth bin, seit 25 bis 30 Jahren, sind die Preise in dem Verhältniß von 4 : 7 wenigstens bald gestiegen, bald anhaltend gefallen. Am Schluß des letzten Jahrhunderts galt der Breslauer Scheffel Roggen oft 4 bis 6

Rthlr., und dessenungeachtet war kein Beispiel von offenbarer Noth unter den geringeren Volksklassen. — Ueberhaupt, so paradox es klingt, nicht steigende, sondern fallende Preise haben Noth zur Folge, erstere suchen Arbeiter, letztere setzen sie außer Brod.

Wiederum wäre es möglich, daß die Preisfrage durch den anzugebenden Geldertrag genügend beantwortet werden könne! (Im Vorbeigehen.)

Die Creditsysteme haben vollommen Recht, wenn sie bei Abschätzung der Landgüter auf ihren alten Principien beharren — wiewohl der Credit dadurch einen neuen Stoß erleidet — und ich fürchte, wenn nicht bald günstigere Umstände eintreten, daß sie auch damit noch nicht ohne Verlust durchkommen.

β) Durch mittelbar störende Gesetze und Verordnungen.

Wahrheit wird, und ist nicht, folglich giebt es auf dem Gebiete der Vorstellung keine unbedingte Wahrheit. — Zuvörderst eine Worterklärung, die sich in der Folge als Sacherklärung bewähren dürfte. Ich nenne nämlich Lassen mittelbar, Thun aber unmittelbar, — beides störend, wenn nicht durch Urtheil hervorgebracht. Man hat so viel über den Kornhandel geschrieben — ganz unnütz. — Man setze: — welches ein

bloßes Postulat ist — jede wirkliche Zeit zeige ein bestimmtes Gleichhalten, eine Ausgleichung aller Preise in der Verbindung, ändert dieses durchgehen sollende Verhältniß in sich, so tritt der Fall ein, den wir Störung nennen. Nun haben die Preise immerfort, um mich kurz auszudrücken, die Neigung sich zu ändern (wie es denn auch durch die verschiedenen zusammen verschlungenen Beziehungen, Wirkungen und Rückwirkungen nicht wohl anders seyn kann), jedoch innerhalb gewisser Gränzen. Diese hiezukommende veränderliche Größe zu einem sonst festen Preisstand steht in direktem Verhältniß mit der Ausdehnung des Markts, oder der äußerlich beschränkten Concurrenz der Käufer und Verkäufer. Ist darum diese Ausdehnung des Markts ganz unbestimmt gelassen, so müßte natürlich die veränderliche Größe auch an sich ganz unbestimmbar seyn, wenn nicht durch die räumliche Entfernungen selbst, und daher rührenden nothwendigen Kosten des Kaufes, die Proportion zwischen der veränderlichen und beständigen Größe wieder auf gewisse Schranken zurückführten. Jedoch bleibt, von zufällig eintretenden Hindernissen abgesehn (bestände der freie Welthandel), die Veränderlichkeit des Preises in den Preisen doch immer sehr bedeutend, welches beständige Störungen verursacht. Ich sage Preis in den Preisen, und verstehe unter Preis, in der einfa-

chen Zahl, jene sich von selbst wiedermachende Ausgleichung der Preise unter sich; Preise in der Mehrzahl nenne ich aber die vorhergegangenen, und noch nicht ausgeglichenen Verschiedenheiten in dem einzelnen Steigen und Fallen gewisser Preise. Einige seichte Theoretiker haben nämlich, zur Begründung ihrer Hypothese des freien Welthandels, jener ersten Unbestimmtheit in der Ausdehnung des Markts, eine zweite Unbestimmtheit, gleichsam als Heilmittel, hinzugesetzt, ich meine die Unbestimmtheit der Concurrenz. Vermögten sie nun, nur einigermaaßen scharf zu denken, so müßten sie gleich wahrnehmen, daß in der verbindenden Anschauung (denn blos gedacht constituiren diese beiden Unbestimmtheiten einen leeren, rein analytischen Satz), in der verbindenden Anschauung, sage ich, die erste Unbestimmtheit eine formale, die andere aber eine reale sey, d. h. beide Unbestimmtheiten sind zwar gleichförmig, treffen aber nie in der Zeit zusammen, nie, in der Ewigkeit nicht. Darum ist beim freien Welthandel die Störung unvermeidlich und fortdauernd. Das brittische Ministerium — wie soll ich es ausdrücken? etwa durch eine eigenthümliche Genialität in Handelsgeschäften, hat daher stets über einen standard-price gehalten, die Oppositionsblätter mochten dagegen argumentiren, wie sie wollten. Offenbar ist es auch das einzige

Mittel, um die inländische Industrie aus unmittelbaren Erwerbsquellen nicht daniederzuschlagen und zu vernichten. Unser Postulat ist hiermit realisirt.

γ) Durch unmittelbar störende Gesetze und Verordnungen.

Unmittelbar störend ist nach der gegebenen Erklärung das Thun. Setzen wir dies Thun, ohne lange Umschweife, gleich aus seiner Wechselbeziehung zwischen Thun und Lassen, oder Leiden, heraus auf seinen idealen Standpunkt, und fassen es in dem Seynsbegriff, so ist Störung ein Gestörtseyn, ein Gestörtseyn des Gesetzgebers, der nach dem Gesetz der Wirksamkeit hier als Ursache steht. — Die Sache soll sofort allgemein verständlich werden. — Was ist das für ein Gestörtseyn des Gesetzgebers? Durch besondere Individualität, durch Eigennutz nach dem gewöhnlichen Ausdruck. Die triviale Antwort in solchen Fällen ist gemeiniglich: man müsse höheren Beziehungen folgen. Dabei wird aber immer vergessen, daß die höchste Beziehung, in der Administration sowohl als in der ganzen Staatslehre, Gerechtigkeit ist, und von der Gerechtigkeit aus erst Zweckmäßigkeit angeht. Eine Verordnung kann relativ sehr zweckmäßig seyn, aber als ungerecht ist sie störend. Das thetische Recht ist einer der leichtesten sittlichen Begriffe, und wir werden nachher Bei-

spiele geben von Verordnungen, die, ungeachtet des Anstrichs von Recht, in ihrer Ausführbarkeit auf unbillige Resultate führen. Wer aber das Recht praktisch begriffen hat — und das sollte der Gesetzgeber immer — wird sogleich zugestehen, daß zur Erkenntniß des Rechts noch die Beurtheilung erforderlich ist, wie das Recht aufzutragen der Welt der Erscheinungen? Das Recht, als Idee, bleibt in dem Innern des Gesetzgebers verschlossen, wie es sich aber aus diesem Innern heraus entwickelt, wie es in seinem Uebergange von der innern und sittlichen — rein geistigen Welt zur äußeren Welt sich zu erkennen giebt und ausspricht — das ist's, worauf es ankommt. Das Erste, Beste Beispiel wird diesen Gedanken der gemeinen Fassungskraft näher rücken.

Satz. Die Abgabe ist nur gerecht, wenn Jeder zu den anerkannten Staatsbedürfnissen in Verhältniß seines Vermögens beiträgt. (Das Thema wird jetzt oft berührt, besonders in den kleinern deutschen Staaten, die sich nothgedrungen zu einem neuen Besteuerungssystem entschließen.) Der Satz hat den Scheingrund des thetischen Rechts für sich. Es frägt sich nur, wie viel ist nun ein Vermögen, ausgesprochen in einer bestimmten Geldsumme? — zu schätzen nach dem jährlichen Ertrag — Nettoertrag also! — Zu welcher Zeit ist dieser Nettoertrag auszumitteln? —

Am

Am Schlusse jedes Jahres, damit der Zeitabschnitt für alle Steuerpflichtigen gleich sey. — Ich bitte zu bemerken, daß dieser Zeitabschnitt doch nur willkührlich ist, denn an sich laufen die Einnahmen und Ausgaben ununterbrochen fort. — Am Jahresschluß kann die Vermögens-Bilanz gemacht werden. — Also verlaßt Ihr schon wieder den vorigen Begriff des reinen Ertrages und fallt auf den Begriff des Vermögens zurück, bei welchem letztern sich Niemand etwas Bestimmtes denken kann, es sey denn Ihr sprächet von einer Maus, die in einem Kuchen lebt. Ist der Kuchen aufgezehrt, ist das Vermögen auch zu Ende. — Auf einem solchen Mauseleben beruhen die Naturalzehnten. — Das Vermögen mithin, das nur in der Beziehung auf den Ertrag zu denken ist, kann also gar nicht ausgemittelt werden. — Ihr sagt, alle menschliche Einrichtungen seyen unvollkommen: diese Besteuerungsart sey doch die beste. — Also unter den unvollkommenen! Dies bekenne ich gar nicht zu verstehen. Wenn eine Frage einmal auf Ja oder Nein gestellt ist, vollkommen oder unvollkommen, so schließen sich die Begriffe gegenseitig einander aus, und Ihr thätet viel besser, Ihr richtet Euch bei Euren Verordnungen, in der Weise der Alten, nach dem Vogelflug. Die Constitution könnte vorher bestimmen, in welchem Zeichen das

Bejahende läge, nach Art der Griechen oder Römer, links oder rechts. —

Aber, Scherz bei Seite! die Dinge sind (von nichtmenschlichen Dingen weiß ich gar nichts zu sagen) weder vollkommen noch unvollkommen, sondern nur gerade so, wie Ihr es macht. Es ist nur eine Welt, die geistige oder sittliche. In dieser liegt die Vollkommenheit als Bild, d. i. ein reines durch Denken gebildetes Anschauen. Die Vollkommenheit ist ein Seyn, ein realer Gedanke, denn wo sich Denken und Anschauen gegenseitig durchdringen, ist das Hervorgehende ein wirkliches Seyendes. Jedoch bleiben die verschiedenen Standpunkte der Ansicht: der Standpunkt des Denkens, und von ihm aus erscheint das Seyende ein in sich geschlossenes, von dem Standpunkt des Anschauens aber als ein Ewiges, hinzustellendes in die Wirklichkeit. Der Unterschied beider zusammen bestehender, nur in der Endlichkeit der Reflexion von einander getrennter, Ansichten liegt in der Anschauungsform selbst, die außer dem ursprünglich gegebenen noch durch sich ein Gegebenes für die Anwendlichkeit wird. Das erstere die Form, das andere der Stoff. Stoff und Form sind vereint z. B. in der Mathematik, daher erfolgt in ihr die Ersichtlichkeit nothwendig, so wie die Anwendung. Anwendlichkeit aber, im Gegensatz der Anwendung, setzt einen nie versie-

genden Stoff, hinzukommend von Außen. So in allen abgeleitet praktischen Wissenschaften. Vermöget Ihr nun die Quelle des von Außen hinzukommenden nicht zu verschließen, so könnt Ihr nie — selbst für den einen Lebensmoment nicht — zu einem Verstandes-Resultat gelangen.

Jener allgemeine Satz des thetischen Rechts für ein Besteuerungssystem ist, ohne die ihm angehörende besondere Anwendlichkeit, Nichts. — Beschäftigen wir uns darum damit, diese dem obigen Satz angehörende Anwendlichkeit aufzufinden.

Zuvörderst erinnere man sich unserer vorigen Angabe, daß der nie versiegbare Stoff von Außen hinzukomme, und halte sie fest. Wir überheben nunmehr den Leser aller analytischen Begriffe, die in der Anwendlichkeit liegen, und sprechen sogleich das Ganze hier aus, wie folgt:

Von Außen kommt nichts, als durch Entäußerung, der Stoff ist mithin ein sich von uns Entäußerndes, absolut bestimmbar, wie dies der Begriff der Anwendlichkeit fordert. Absolut bestimmbar jedoch um bestimmt zu werden, wo also das Werden endigt, tritt die Bestimmtheit ein.

Die Rede ist aber hier vom Vermögen, das nur, wie wir uns ausdrückten, in Beziehung auf den Ertrag zu denken ist. Erweitern wir diesen Begriff, hinzusetzend, auch der Ertrag ist wiederum nicht zu denken, ohne Ausgaben — denn wo-

zu wäre ein unangreiflicher Ertrag? — so haben wir gerade den Stoff, den wir suchen, als einen absolut bestimmbaren, jedoch um bestimmt zu werden, wo also das Werden endigt, tritt die Bestimmtheit ein. Was ist dieses Endigen nun? — Der Akt des Eintretens der Bestimmtheit selbst (nicht etwa der Bestimmung, denn der Stoff kommt ja von Außen), der Akt ist also das einzige modificabile in dem ganzen Verlauf. Und wie spricht diese Bestimmtheit sich aus, was ist ihr Repräsentant? — Die ausgebliche Summe repräsentirt sie, und wir erhalten sonach eine vollkommene Proportion, also ausgedrückt; wie sich das Vermögen verhält zum Ertrage, verhält sich das Ausgeben zur ausgeblichen Summe. In diese Proportion ist darum der vollständige Begriff des Vermögens niedergelegt. Setzen wir nun die Abgabe als einen aliquoten Theil der ausgeblichen — und um die Bestimmtheit jetzt zu vollenden — der sich ausgebenden Summe, so ist die Anwendlichkeit zu jenem thetischen Recht gefunden, der Satz heißt nunmehr:

Die Consumtions-Steuer ist die einzige Abgabe, welche staatsrechtlich begründet werden kann. Auch läßt sich dieser Satz nicht auslegen, deuteln, verdrehen, er erscheint als nacktes Princip, denn mit dem Akt zugleich, als das einzige

modificabile, tritt erst die Bestimmtheit ein — ohne denselben Alles Willkühr und Ungerechtigkeit.

Es wird Niemand den, hier befolgten, streng-wissenschaftlichen Gang tadeln, denn es ist endlich einmal Zeit, die verkehrten Theorien, womit Deutschland überschwemmt ist, zum Schweigen zu bringen. — Dieses eine Beispiel, dem ich die gehörige Ausführlichkeit gegeben habe, sey indessen genug, um zu beweisen, wie die Landes-Administration auf die Preise, und den Ertrag der Landwirthschaft unmittelbar störend wirkt, nicht allein durch eine endlose Reihe willkührlicher Steuern, sondern auch durch polizeiliche Verordnungen, die auf das Grundeigenthum mehr oder weniger eingreifen, Verordnungen, die ich hier aber übergehe, geflissentlich. Die letzteren mag nun ein Anderer vor dem Richterstuhl der Vernunft ziehen. —

Noch eine Bemerkung im Vorbeigehen! Wer möchte nicht das ziemlich allgemein bekannte Vorurtheil belächeln — wenn Vorurtheile überhaupt nicht der Gegenstand eines sehr ernsten Nachdenkens wären — daß Philosophen und Gelehrte gewaltsame Staatsumwälzungen herbeizuführen vermögten. So wenig wir gesonnen sind, angeblichen Philosophen und in sich verworrenen Gelehrten (jedennoch mit aller Achtung vor Denk- und Lehrfreiheit) das Wort zu reden, so müssen wir

doch bestreiten, daß die Einen so wie die Andern wirksamen Einfluß auf die Volksmeinung haben. Die Ersteren nicht, weil sich ihr Gebiet nicht über das Sittliche hinaus erstreckt, wovon doch im gemeinen Leben fast nicht die Rede ist, und außer diesem ihren Gebiete sich gar unbeholfen, oft lächerlich benehmen. Die letzteren nicht, weil ein in sich verworrener Kopf auch nur andere verwirrte Köpfe anspricht, und in sofern wird die Ueberzahl der Verständigen durch die That, der Unbekümmerten, der Nichtgebildeten, der Muthlosen und Nichtswagenden stets den Ausschlag geben, wenigstens als Endresultat. Aber gilt es Hab' und Gut, das Wohl der Familien, den ganzen sinnlichen Lebensgenuß — ja dann werden nicht allein der Philosoph, der Gelehrte als solcher, sondern der Landbauer und der Landwirth, der Professionist und der Fabrikant, kurz Jeder und Alle werden nach einer gerechten Verfassung trachten, die ihnen das unmittelbare Recht auf Daseyn und Bestehen sicherstellen.

Einer der größten und mächtigsten Monarchen, die leben, hat unlängst die gesammte Politik in der Quintessenz öffentlich ausgesprochen. „Völker, die sich glücklich fühlen, heißt es, werden nie eine Revolution wünschen." Gefühl ist eine Reflexion auf die Empfindung. Reflexion ist das Hervorgebrachte des Ganzen im Menschen,

folglich klare Einsicht auf dem Gebiete des Verstehens, bis zur Gränze seines Glaubens: d. i. gesunder Verstand bei gewöhnlichem reichlichen Auskommen. Also einfache Volksbildung, ohne Geldsucht und Eitelkeit anzuregen. —

II. Der Preis ist abhängig vom Sparen und Verwenden einer Nation, von zufälligen Spekulationen und Handels-Conjunkturen.

So wie wir vorhin den Preis als eine zweifache Größe betrachteten, eine stäte und eine veränderliche, die letztere aber abhängig von der größeren oder geringeren Ausdehnung des Marktes, so können wir wiederum den Markt, oder die Concurrenz der Käufer und Verkäufer für eine solche zweitheilige Größe ansehen, deren einer Theil als beständig erscheint, indeß der andere Theil durch zufällige, nicht vorherzusehende Umstände wechselt. Die in der Ueberschrift angegebenen Ursachen, welche innerhalb der Gränzen der Veränderlichkeit die Veränderung bestimmen, sind:

α) Das Sparen einer Nation.

Die Veränderlichkeit in der Concurrenz ist unbedingt gesetzt, folglich ist die Concurrenz der Käufer und Verkäufer bald größer, bald geringer. Bei welchem Gliede des Wechsels wir nun anfangen, so kommt, wenn der Markt nicht in sich veränderlich wäre, doch immer nur eine äußere Veränderung zum Vorschein. Und hierdurch ist

jene Ansicht vom Markt als einer zweifachen Größe durch sich selbst gerechtfertigt.

Also der Markt in sich veränderlich! Was heißt das? Nämlich dies. Die Käufer sind bald mehr oder weniger bedürftig zu kaufen, und die Verkäufer bald mehr oder weniger geneigt zu verkaufen. Ist die äußere Veränderung des Marktes zum Vortheil der erstern, d. i. sind die Preise gesunken, so sind die Käufer willig zu kaufen, hingegen die Verkäufer halten an. Und so umgekehrt. Auf diese Weise bringt auch der Nachtheil oder Vortheil des Markts bald für die Einen, bald für die Andern kein anderes Resultat hervor, als daß bald mehr, bald weniger Käufe geschehen. Der Markt ist todt, sagt man, oder er ist sehr lebendig. — Wir müssen darum einen tiefer liegenden Grund für die Veränderlichkeit aufsuchen. Derselbe findet sich allein in dem praktischen Treiben der Handelnden — in dem innern Leben des Handels vor. Dies innere Leben des Handels wird repräsentirt durch die wirklich circulirende Geldmasse. Wie aber Ursache und Bewirktes nie getrennt sind — der Beweis davon liegt uns hier nicht ob — so sind auch für die Erscheinung, inneres Leben des Handels und wirklich circulirende Geldmasse immer beisammen, jedes für sich gar nicht abgesondert zu denken. Sie stehen in dem objektivirenden Denken wie Subjekt

und Objekt gegen einander. Das eine ist nur an dem andern sichtbar, und umgekehrt. Was ist nun dieses innere Leben, damit wir es charakterisiren? Es ist ein freiwilliges Sparen. Ein solches freiwillige (freie) Sparen hat Einfluß auf die Preisbestimmung, denn es ist ja eine freie Einhaltung der Consumtion.

(Beiläufig. Struensee in seinen Schriften giebt blos eine formale Erklärung von dem Geldumlauf, versichert dabei, daß die mehrsten politischen Schriftsteller mit scheinbarer Aengstlichkeit über diesen Gegenstand sich ausließen. D. Hume aber in seinem bekannten Aufsatz über den Luxus zeugt nur von Verwirrung der Begriffe, wie wir gleich sehen wollen).

β) Das Verwenden einer Nation.

Was ist das Wesentliche bei der vorstehenden Erörterung? Wir haben die Begriffe von Sparen und dessen Exponent, die Consumtion, in das Selbstbewußtseyn hingestellt. Wenige Worte werden hinlänglich seyn zur Verdeutlichung. Wer nothgedrungen spart, wenn er gleich sein dürftiges Auskommen in so oder so viel Theile sich zerstückelt, kommt nie zum Selbstbewußtseyn des Sparens. Dazu wäre erforderlich Freiheit, daß er sich sagte: ich brauche nicht zu sparen, aber ich will. Gleichergestalt die Consumtion, als der Exponent des Sparens. Ob Jemand verzehrt, ob

er viel oder wenig verzehrt, dadurch wird ihm nicht das Selbstbewußtseyn des Verzehrens, sondern nur allein in dem Fall, daß er gerade so viel, nicht mehr nicht weniger verzehren will, wiewohl er allerdings mehr verzehren könnte, wenn er nur wollte. Also im Allgemeinen kein Selbstbewußtseyn ohne Freiheit zu sehen. Nun hat alle Freiheit aber nur individuelle Kraft, ohne individuell zu wirken ist keine Freiheit, und folglich kein Selbstbewußtseyn. — Dies vorausgeschickt, untersuchen wir nun ferner den folgenden Begriff des Verwendens. Auch das Verwenden kommt wiederum nur durch Freiheit in ihrer individuellen Kraft zum Selbstbewußtseyn. — Ich verwende. — Sparen und Verwenden in formaler Verbindung ist gar nichts. Niemand weiß etwas davon, denn in der unmittelbaren That ist kein Selbstbewußtseyn. Ist das erstere, das Sparen, aber ein freies, durch individuelle Wirksamkeit der Freiheit, ein Selbstbewußtseyn geworden, das Verwenden hingegen durch Ausschließung der Freiheit, eine leere Erscheinung, deren man sich nicht bewußt wird, so haben wir in diesem also gestalteten Zusammenseyn den Begriff des Luxus. Luxus ist, bei freiem Sparen, ein nicht zum Selbstbewußtseyn gekommenes Verwenden. Ob viel oder wenig — leere Beziehungen! — verwandt wird, darauf kommt es nun nicht an, es

ist und bleibt Luxus, sobald individuelle Kraft der Freiheit das Verwenden nicht zum Selbstbewußtseyn erhebt. Die Könige sagen: ich baue Kirchen, Prachtgebäude, Palläste, grabe Kanäle, ziehe kostbare Kunststraßen — die Kleinen sprechen: ich trinke heute ein doppeltes Maaß, mache mir einen lustigen Tag — alles gleichviel! nur das Verwenden ist da als leere Erscheinung, aber kein Selbstbewußtseyn desselben. (Gerade hier hat D. Hume gefehlt, und durch Nichtbekanntschaft mit dem Satze, daß nur individuelle Kraft der Freiheit — denn Freiheit wirkt nur individuell — Selbstbewußtseyn gewährt, ein unnützes Verstandes-Spiel getrieben.) Zum Selbstbewußtseyn ist erforderlich, daß der Verwendenkönnende alles dies Mögliche wohl kennt, sich aber in der Sphäre dieses Möglichen weder der Lust noch Unlust hingiebt, sondern mit Freiheit sich bestimmt zu einem besonderen Verwenden. Seyn ist ein Zustand des Selbstbewußtseyns, wird darum jenes Seyn des freien Sparers, und das andere des freien Verwenders zusammen vereinigt, so kann es wiederum nur in einem vermittelnden Selbstbewußtseyn geschehen — dieses letztere und vermittelte ist die Industrie. — Gehen wir weiter! Die Sphäre des Möglichen in dem Begriff der Industrie ist bis jetzt nur leere Erscheinung. Es ist ein Mögliches, Mannigfaltiges, zwar zusammengefaßt in

die Form des Begriffs, aber dieses Mögliche ist nicht wieder abgeleitet nach einem Gesetz aus der Einheit. Erheben wir nun diese Sphäre des Möglichen zum Selbstbewußtseyn, so kann es auf keine andere Weise geschehen, als dadurch, wenn wir nur Eine Sphäre des Möglichen, ein besonderes Mögliche aus dem allgemeinen Möglichen herausscheiden. In dieser also, frei gezogenen, Einen Sphäre des Möglichen liegt der Zweck und die Zweckmäßigkeit, also die bestimmt möglichen Mittel zum Zweck. Hiernach ist der Zweckbegriff frei zu entwerfen. Die gesammte Thätigkeit, die hierbei im Spiel ist, heißt die Produktion. Die Thätigkeit ist auf diese Weise produktiv.

(Anmerkung. Ohne erst einen Seitenblick auf die seichten Theorien zu werfen, die den Begriff der Produktion nicht zu construiren vermögen, und dadurch in unsägliche Verwirrung gerathen, wollen wir eine Nebenfrage hier zu beantworten suchen, um so mehr, da es den ganzen aufgestellten Gedanken vortrefflich erläutert. — Es frägt sich, kann man es einem Verwenden ansehen, ob es Produktion sey oder nicht? Wenn man es als Mittel betrachtet, sicherlich nicht. In diesem Fall wird das Urtheil darüber etwa so lange aufgeschoben werden müssen, bis der Zweck sich von selbst darthut. Dringt sich uns aber das Verwenden als Zweck auf, so kommt es darauf an,

ob dieser Zweck, so wie jeder andere Zweck unter das Pflichtgebot sich stellen und von demselben ableiten läßt oder nicht? Produktion hat darum nur diesen Sinn, und jeder andere Sinn, dem man dem Worte beilegen kann, ist nichtig, indem er dasjenige, was in sich keinen Grund hat, zur Grundlage einer allgemeinen Erscheinung macht.)

Wir wenden diese klaren Begriffe nunmehr auf die Bestimmbarkeit des Preises an. Der Satz: Consumtion und Produktion beziehen sich auf einander, ist zuvörderst grundfalsch. Es sind zwei Fälle für seine Bedeutung. Entweder, Consumtion und Produktion stehen bloß für leere Erscheinungen, unmittelbares Selbstbewußtseyn. Alsdann ist zwischen ihnen gar keine Beziehung möglich; auf dasjenige, worauf sie sich beziehen — wenn ich den Mißbrauch des Wortes, Beziehen, auch zugebe — ist das unmittelbare Selbstbewußtseyn, das sich macht ohne unser Zuthun. Beziehung — immer ein thätiges, findet nur statt zwischen mittelbaren Begriffen, Begriffen der Freiheit. Oder, Consumtion und Produktion haben ihre klare Bedeutung, so, wie sie vorhin sich uns gezeigt hat, in diesem Fall lassen sich Consumtion und Produktion wieder nicht auf einander beziehen, indem Freiheit nur individuell wirkt, und zwischen Consumtion und Produktion der Zwischenzustand eintreten kann, des Luxus. Freiheit ist

unmittelbar und individuell anfangendes Princip, und es kann sehr wohl geschehen, wie es denn auch häufig geschieht, daß die Freiheit bei dem bloßen freien Sparen beharrt. Was ist gemeiner, als der Anblick, daß Menschen frei sparen, um sich hinterher dem Luxus hinzugeben? das ist ja eben das Trachten nach sinnlichen Lebensgenuß, die Wurzel alles Uebels. Also, zwischen Luxus und Produktion ist für die Preisbestimmbarkeit — eigentlich nicht eine Beziehung, sondern nur eine scheinbare Gleichheit in Rücksicht des Bewirkten. Ich sage, scheinbar, und habe den Zusatz zu rechtfertigen. Der Luxus steigert örtlich und zufällig die Preise. Es ist gleichsam eine widernatürliche Geschwulst an dem politischen Körper, ein Stocken der Säfte, herbeigeführt durch Reizmangel der Sensibilität und Uebermaaß von Irritabilität. Der Luxus ist darum gepaart mit der größten Armuth, und wenn gleich die Natur das Gleichgewicht durch Rückwirkungen und in allmächtigen Abständen wieder herzustellen strebt, so zeigt das Ganze doch nur von Zerrüttung und innerer Abgestorbenheit. Der Luxus aber durch das Ausland befriedigt, führt schnurstraks zur Bettelei, wenn nicht anfangs, bei den Gewalthabern und denen durch Gewalt Beschützten, doch zuletzt allgemein. Das Almosenspenden ist nur ein lei-

diges Mittel in der Zeit. In sofern ist der Luxus nur scheinbar gleich mit der Produktion.

Die Produktion hingegen ist ein zweckmäßiges, nothwendig zum Reichthum führendes Verfahren. Reich nenne ich ein Sichanhäufen äußerer und sichtbarer Mittel, durch innern Trieb oder lebendige Kraft. Nur diese lebendige Kraft einer Nation hebt die Preise fortdauernd und thätig. Wie wenig kann aber die Landwirthschaft in jetziger Zeit, nnd bei dieser Verwirrung der ersten und nothwendigsten Begriffe, auf diesem National-Reichthum rechnen.

γ) Speculation.

Wir kennen den Verstand bisher nur als formales Vermögen, wenigstens haben wir die Unterscheidung zwischen bloß formalem und realem Verstande nicht bestimmt angegeben. Der Verstand ist nicht thatbegründend, wie die Vernunft, aber er ist in sich selbst gegründet, er will sein Recht haben und eher ist er nicht befriedigt. Diese letztere Eigenschaft des Verstandes, also das besondere Vermögen desselben, durchzudringen bis zur Gränze und darum in sich Eins zu werden, heißt realer Verstand, im Gegensatz von jenem — dem formalen — der sich an der einen Denkreihe begnügt. Folglich das Denken des Gedachten ist wahrer Verstand, und auf dieser letzten sich er-

worbenen Fertigkeit des Verstandes beruht die Speculation.

Die Speculation angewendet auf die Preise wird allerdings auf dieselbe ihre Wirkung äußern, jedoch nur vorübergehend. Zweck und Mittel liegen zu nahe bei einander, gleichwie in einer armen Sprache, in der sich nicht viel darstellen läßt. Das Mittel steht in innerer und äußerer Beziehung. In innerer mit dem Zweck, in äußerer, als Mittel selbst, zu der Reihe der Mittel. Daher ist jedes einzelne Mittel zugleich wirkend und bewirkt. Diese Zweitheiligkeit des Mittels wird nur getragen durch die Zeit, die selbst nichts Wirkliches ist. In den Händen der Speculation ist der Preis also ein bloßes Spiel. Der Landwirth kann dies Spiel treiben, das Spiel benutzen, wenn er nur immer dabei gründlich rechnet. Offenbar wird aber der Preis durch ein solches Spiel vorübergehend afficirt und schwankend.

δ) Handels-Conjunkturen.

Diese haben nur in sofern Einfluß auf den Preis — wiewohl sie wirklich Einfluß auf denselben haben, wenn eine Speculation ganz oder nur zum Theil gelingt oder mißlingt. Sie sind also als bestehend für sich aufzuführen, denn sie erhalten den Preis in voriger Vibration, wovon das Gesetz als eines rein zufälligen nicht auszumitteln ist. Diese Preis-Vibrationen sind aber für den grö-

ßeren und ärmeren Theil der Landwirthe sehr nachtheilig, indem der Mangel an Vorschuß und die oft sehr geringe Summe seines circulirenden Capitals ihn von jeder möglichen Speculation ausschließt.

B. Resumiren wir nun die ganze Reihe der Ursachen, die den Preis als das Ungewisseste darstellen, was es nur giebt, abhängig bald von der Handlungsweise der Landes-Administration, und zwar als fortlebender politischer Körper, sowohl in ihrem Gethan- und Gelassenhaben, als auch in ihrem gegenwärtigen Thun und Lassen, bald wieder von der innern und lebendigen Kraft der Nation, von ihrer Moralität, von ihrer zugegebenen Verbindung mit andern Nationen, kurz von ihren freien Entschlüssen, Begebenheiten und Schicksalen — so ist der Schluß zu ziehen, aus der praktischen Landwirthschaft ist die Preisaufgabe nicht zu beantworten.

Gegenüberstellung von A und B.

In A. war die Preisaufgabe nur aus der praktischen Landwirthschaft, in B. ist sie nicht aus der praktischen Landwirthschaft zu beantworten. Darum sind A. und B. im Widerspruch. Nun hat aber, zufolge unserer obigen Namenserklärung, das Verfehlen einer Aufgabe gerade dieses charakteristische Kennzeichen:

daß die Aufgabe in der Einen Weise, in welcher sie gelöst werden könnte, eben nicht gelöst werden kann.

Demnach ist die Aufgabe des Hrn. Hofrath Andrē in Stuttgart verfehlt zu nennen. W. D. E. W.

Zusatz.

Man möchte uns, und besonders der praktische Landwirth, dem wir unser gegebenes Versprechen, seiner auch zuletzt zu gedenken, noch nicht erfüllt haben, mit der Anmuthung entgegen kommen, selbst eine Aufgabe, etwa zu derselben Absicht zu bestimmen, und unsere eigene dann auch selbst zu beantworten. Einem solchen Anmuthen ist nichts Gründliches und Haltbares entgegenzustellen. Wir setzen uns daher folgende Aufgabe:

Durch welche freie und zufällige Mittel kann der Nettoertrag eines Landguts steigen?

und wollen selbige nach unseren Kräften in einem der nächsten Hefte der Annalen (mit gütiger Erlaubniß der Herrn Herausgeber) zu lösen suchen.

Heute vorläufig über diese Aufgabe nur so viel!

1) Bei der innigen Verbindung zwischen der Staats- und Landwirthschaft ist all' das Treiben

praktischer Landwirthe dennoch am Ende nichts, eine Selbsttäuschung während ihres eigenen Lebens, und ein thörigter Plan für das Schicksal der Nachkommenden, sobald die Landes-Administration unterläßt, ihre Schuldigkeit zu thun, fehlerhafte, oder gar ungerechte Maaßregeln ergreift. Wer sichert mir denn das Erworbene, wenn ich mich auch mühsam in der Gegenwart durchgearbeitet habe?

2) Die Aufgabe selbst anlangend, so bitte ich zu bemerken, daß zwar in ihr auf Geld sich bezogen wird — denn sonst haben landwirthschaftliche Aufgaben gar keinen Sinn — jedoch nur als Quantitäts-Fähigkeit, wie in einer algebraischen Formel, der sich jede beliebige Größe unterlegen läßt. Ohne Geld können wir in der Landwirthschaft nicht rechnen, aber das Geld bleibt immer, wie in einem zu gebenden Beispiel, nur ein allgemeines Größen-Verhältniß. Nach einem bestimmten Geldertrag, auch nicht nach der Erhöhung eines Geldertrages, läßt sich die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer bestehenden Wirthschaftsart beurtheilen. Denn der eigentlichen Kritik unterworfen sind nur die freien Mittel. Solche sind nach wissenschaftlichen Erfahrungssätzen und nach bewährten Methoden der Ackerbaukunst, so weit etwa dieselbe jetzt vorgerückt ist, zu würdigen. Was aber die

Benutzung der zufälligen Mittel betrifft, so ist das ein unübersehbares Feld, auf welchem sich Jeder nach Lust herumtummeln kann, es ist unübersehbar bald wegen eines Jeden Individualität, bald wegen der besonderen individuellen Verhältnisse zu seiner Individualität. Das Resultat beweist hier allein, eben weil es nur für sich beweist — d. h. Nichts.

XI.

Einige Erfahruugen über die Produktion des gewöhnlichen Viehdüngers und seine Anwendung auf das Gedeihen der Feldfrüchte.

Vom

Oberamtmann W. A. Kreyßig.

Ueber die Wichtigkeit einer möglichst ausgedehnten Produktion des Düngers für den Flor des Feldbaues besteht wohl überall kein Zweifel, so wie es denn auch nicht mehr an Erfahrungssätzen darüber fehlt, wie viel eine bestimmte Quantität Futter dem Umfange und Gewichte nach an Dünger liefert, wozu die umfassenden, in den Annalen mitgetheilten, Versuche des Herrn Amtsraths Block auf Schierau noch einen sehr schätzbaren und gleichsam erschöpfenden Beitrag geliefert

haben, weshalb daher auch nur noch um des Vergleichs willen ähnliche Thatsachen, wie auch in diesen Zeilen eine erfolgen soll, noch einiges Interesse haben können.

Dagegen besteht noch bei weitem nicht eine völlige Uebereinstimmung darüber, in welchem Zustande der gewöhnliche Dünger den größten Effekt auf das Gedeihen der Früchte liefert, und zwar namentlich deshalb, weil die Tendenz bei Anwendung desselben oft sehr verschieden ist. Denn wenn einer damit nur den Acker bereichern und den Gewinn davon in einer bestimmten Erntefolge nach und nach ziehen will, so hat der Andere vielleicht nur die Absicht, einen schnellen, wenn auch rasch vorüber gehenden Erfold auf eine bestimmte Frucht zu erreichen. Daß nun für beide verschieschiedene Fälle auch ein verschiedener Zustand des anzuwendenden Düngers erforderlich sey, ist zwar bei einigem Nachdenken über die Natur der verschiedenen Feldfrüchte augenscheinlich, wird aber im Ganzen noch zu wenig beachtet.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Wirkung eines angewendeten Düngers hat nun unstreitig der Faulungs- oder Auflösungsgrad desselben, den solcher entweder durch innere Gährung, wenn er in großen Haufen liegt, oder durch die Wirkung des Sauerstoffs der Luft im ausgebreiteten Zustande auf dem Felde, wo keine eigentliche Fau-

lung oder Gährung möglich ist, erreicht hat. Denn durch beide Wirkungen werden die Bestandtheile des Düngers erst in den Zustand versetzt, in welchem alle feinern haarförmigen Pflanzenwurzeln im Stande sind, sich solche zu ihrer Fruchtbildung zuzueignen. Daß nun hiebei die physischen Eigenschaften der Pflanzen und ihr größeres oder geringeres Wurzel- und Einsaugungsvermögen eine einflußreiche anderweitige Rücksicht erfordern, kann jetzt wohl nicht mehr bezweifelt werden.

Ein anderer wesentlicher Umstand zeigt sich in der Behandlung des Düngers, nämlich der unausbleibliche Erfolg, daß selbiger durch längere Gährung in Haufen bedeutend an Umfang und Masse verliert, welcher Verlust offenbar durch Entweichung vieler bei der Gährung flüchtig werdender Stoffe entsteht, und durch größern innern Gehalt des Ueberrestes wohl bei weitem nicht ersetzt wird.

Wenn es daher bei der Behandlung und Anwendung des Düngers wesentlich ankommt:

1) auf Verhütung jedes Verlustes oder jeder Entweichung der ihn bildenden Bestandtheile, die unstreitig alle zur Ernährung der Pflanzen geschickt sind;
2) auf den rechten Auflösungsgrad desselben für alle Pflanzen, die nur ein feines zartes Wurzelvermögen haben;

so wird es die Aufgabe des Landwirths seyn, beiden Forderungen in der Anwendung des Düngers möglichst zu genügen, wozu ihm die große Verschiedenheit der Feldfrüchte, von denen einige mit rohem völlig unaufgelösetem Dünger in ergiebigen Wachsthum zu setzen sind, andere dagegen für diesen Zweck völlig aufgelösete Düngung und Bodenkraft haben wollen, hinlänglich die Mittel an die Hand geben, und er wird obige Zwecke erreichen, wenn er die erste Gährungsperiode des Düngers mit Pflanzen der erstern Art benutzt, und dann erst diejenigen der letztern Art in Anwendung bringt, d. h. wenn er zu frischem ungegohrnen Dünger alle blatt- und wurzelreichen einjährigen Gewächse mit Vortheil anwenden kann, wird er erst hinter diesen die mit feinem und zartem Wurzelvermögen begabten Halmgetreidearten folgen lassen.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, diese durch die Grundsätze des Fruchtwechsels bereits hinlänglich ins Licht gestellten Regeln weitläuftig auszuführen, sondern derselbe erstreckt sich nur darauf, einige Erfahrungen mitzutheilen, welche mit dazu dienen können:

1) einen richtigen Ueberschlag von dem von einer gewissen Quantität Futter zu erwartenden und von dem zum nothwendigen Ersatze für gewisse vom Boden gezogene

Ernten erforderlichen Dünger zu machen, und

2) die Wichtigkeit eines gewissen Auflösungsgrades des Düngers für alle Feldfrüchte mit feinem Wurzelvermögen zu dokumentiren.

Als ich in den Jahren von 1815 bis 1819 ein kleines Vorwerk (Gottesgabe bei Mohrungen) in Pacht genommen hatte, war dieses hauptsächlich deshalb geschehen, um mir mehrere, aus dem bisherigen Gange des hiesigen Feldbaues nicht füglich zu beantwortenden Fragen, besonders Hinsichts der ökonomischen Ausführbarkeit des in Stelle der reinen Brache unentbehrlichen Hackfruchtbaues im Großen, und der Gewinnung und richtigen Verwendung des Düngers durch umfassende Versuche außer allem Zweifel zu setzen.

Zu diesem Zwecke trieb ich nicht nur in den Jahren 1816, 17 und 18 ausgedehnten Hackfruchtbau, sondern stellte auch über die aus einer gewissen Quantität Futter zu gewinnende Düngermasse im letztern Jahre folgenden Versuch an, den ich, um ihn desto entscheidender und für die Praxis um so brauchbarer und glaubwürdiger zu machen, auf den ganzen Einschnitt an Heu und Stroh ausdehnte, d. h. die ganze Winterfütterung

und Düngerausfuhr des Gutes wurde mit Bezug auf diesen Versuch eingerichtet.

Der dazu verwendete Einschnitt des Jahres 1818 betrug:

48½	Fuder Heu, à 10 Ctr., beträgt		485 Ctr.
13	" Weitzen, à 8 Ctr. Stroh, beträgt		104 "
10	" Roggen, à 9 " " "		90 "
5	" Gerste, à 7 " " "		35 "
15½	" Hafer, à 7 " " "		108½ "
5½	" Erbsen und Wicken, à 7 Ctr. Stroh, beträgt		38½ "
14	Fuder getrocknetes Kartoffelkraut, à 6 Ctr., beträgt		84 "
8	Fuder Flachsscheben zur Streu (Abfall beim Flachsbrechen) à 10 Ctr.		80 "
	in Summa an Düngermaterial		1025 Ctr.

Durchzuwintern hatte ich mit diesem spärlichen Ertrage:

28 Stück Kühe,
6 " Zugochsen,
14 " ein- und zweijähriges Jungvieh,
10 " alte Pferde,
3 " junge "

Es war daher an eine Verwendung des Strohes zur Streu gar nicht zu denken, sondern es wurde alles Stroh sammt dem Kartoffelkraute zu Häcksel geschnitten und sammt dem Heu verfüttert. Die Trockenstellung des Viehes aber wurde dadurch

erreicht, daß der Stand desselben hinten 2 Fuß mit Bohlen belegt wurde, die unmittelbar an eine mitten durch den Stall laufende Grube, die 8 Fuß breit und 2 Fuß tief war, stießen, wodurch denn erreicht wurde, daß sämmtlicher abfallende Dünger und Urin theils von selbst in die Grube fiel, theils leicht und oft hinein geschaufelt wurde. Das Lager des Viehes aber wurde demselben durch spärliche Verwendung der oben angeführten 8 Fuder Flachsscheben nothdürftig weich und trocken erhalten.

Das Gewicht obigen Rauhfutters und Streumaterials wurde in der Art ermittelt, daß vom Heu 3 Fuder gewogen und ihr Durchschnittsgewicht auf alle übrigen möglichst gleich geladenen angenommen wurde. Das Strohgewicht wurde nach dem Dreschen von jeder Halmgetreideart von 30 Getreidegarben auf der Scheune gewogen und darnach das Gewicht für die bekannte Garbenzahl bestimmt. Von den Erbsen und Wicken wurde das Stroh von 3 Dreschlagen gewogen und darnach von allen übrigen berechnet; Kartoffelkraut und Flachsscheben aber nach ihrer ähnlichen Größe von Stroh- und Heufudern angenommen.

Der Mist in gedachter Grube kam durchaus zu keiner im geringsten merklichen Gährung, indem ihm die Strohbeimischung ganz fehlte, und die beigemischte Streu von Flachsscheben so ge-

ringfügig war, daß sie von den Exkrementen und dem Urin ganz eingehüllt wurde, folglich war der Mist ein dicker Schlamm, der nur gerade konsistent genug war, um nicht auf den Fudern auseinander zu laufen.

An Dünger wurde nun von obigen Materialien, dem Umfange nach, in der angeführten durchweg nassen Beschaffenheit gefahren:

den 8ten Decbr. 1818 durch 10 Wagenfuder, à 32 Cubikfuß	320 Cubf.
den 23sten Decbr. durch 11 Schlittenfuder, à 26 Cubikfuß	286 "
den 9ten Januar 1819 durch 18 kleine Schlittenfuder, à 24 Cubf.	432 "
den 26sten Januar durch 20 kleine Schlittenfuder, à 15½ Cubf.	310 "
den 10ten Februar durch 20 vierspännige Schlittenfuder, à 26 Cubf.	520 "
den 11ten Februar durch 37 vierspännige Schlittenfuder, à 30 Cubf.	1110 "
den 27sten Februar durch 15 vierspännige Schlittenfuder, à 26 Cubf.	390 "
den 27sten Februar durch 3 vierspännige Schlittenfuder à 24 Cubf.	72 "
den 15ten März durch 13 Wagenfuder, à 26 Cubf.	338 "
Latus	3778 Cubf.

Transport	3778	Cubf.
den 10ten April 1819 durch 26 Bauerwagenfuder, à 22 Cubikfuß	572	"
den 17ten April durch 42 Bauerwagenfuder, à 22 Cubf.	924	"
den 30sten April durch 13 Bauerwagenfuder, à 20 Cubf.	260	"
in Summa an Dünger von allem Futter und Streu	5534	Cubf.

und so kam eine Düngererzeugung heraus, die von einem Fuder Rauhfutter von 12 Centnern 65 Cubikfuß, oder 2½ Fuder, à 26 Cubikfuß Mist beträgt.

Beinahe denselben Erfolg habe ich mehreremal wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, wenn Deputanten und sogenannten kleinen Leute auf den Gütern, wo ich angestellt war, ihr Düngergewinn zu Benutzung der ersten Saat auf den Vorwerksacker gefahren wurde, so oft es mir gelang, ihr verbrauchtes Futter genau auszumitteln.

Wir wollen nun noch sehen, in wiefern obiges Resultat mit anderweitig öffentlich mitgetheilten Erfahrungen übereinstimmt.

Es wurde nämlich, wie oben ersichtlich, von einem angeführten Futter- und Düngermateriale

80 Centner, nämlich die Flachsscheben, ausschließlich zu Streu, und

945 Centner zum Futter für Pferde und Rindvieh, jedoch für letzteres zu einem beträchtlich größeren Theile verbraucht.

Herr Amtsrath Block giebt nun in seinen angeführten schönen und belehrenden Versuchen an:

1) 200 Pfund Einstreu an Pferde und Rindvieh verwendet geben an Dünger im Durchschnitt 18 Cubikfuß, beträgt vom Centner mit Vermeidung eines größern Bruches $9\frac{9}{10}$ Cubikfuß.

2) 100 Pfund Heu an Rindvieh verfüttert geben . . 4 Cubf. 1241 Cubz. Mist,
100 Pfund Heu an Pferde verfüttert geben 4 . 614 . .
100 Pfd. Stroh an Rindvieh verfüttert geben 4 . 196 . .
100 Pfd. Stroh an Pferde verfüttert geben 3 . 1714 . .

in S. 400 Pfd. Heu und Stroh an Pferde und Rindvieh verfüttert geben Mist . . 17 Cubf. 309 Cubz.

oder p. Centner ebenfalls, mit Vermeidung eines größern Bruches, $4\frac{2}{3}$ Cubikfuß.

Nach diesen Sätzen sollte nun mein obiges Futter und Streu dem kubischen Umfange nach geben:

1) 80 Ctr. Streu, à $9\frac{9}{10}$ Cubf.	792 Cubf.
2) 945 „ Heu und Stroh, à $4\frac{2}{3}$ Cubf.	4410 „
in Summa	5202 Cubf.
Ich habe an Dünger gewonnen	5534 „
mithin mehr	332 Cubf.

Dieser Unterschied ist nicht nur unbedeutend, sondern hier auch noch besonders herzuleiten, indem er offenbar daher kommt, daß ich viel mehr als die Hälfte meines Futters an Rindvieh gewendet habe, welches nach den Sätzen des Herrn Amtsrath Block mehr Dünger vom Futter dem Umfange nach liefert. Da ich aber die Fütterung der Pferde und des Rindviehes, so wie die Düngerausfuhr von beiden nicht abgesondert betrieben habe, so habe ich obige zur Vergleichung gezogene Sätze so angewendet, als wenn beide Thierarten zu gleichen Theilen konkurrirt hätten.

Das Gewicht meines Düngers in obigem Versuche kann ich nicht in Vergleichung stellen, weil ich nicht nachgewogen habe, was ein Cubikfuß davon an Gewicht enthielt. Nach oben angegebener Beschaffenheit desselben läßt sich aber schon annehmen, daß er von der schwereſten Art war.

In der Verwendung obigen Düngers habe ich nun gefunden, daß 15 der obigen Fuder, à 26

Cubikfuß, eine solche Düngung für einen preuß. Morgen geben, die im Stande ist, drei gute Ernten zehrender Früchte (so nenne ich alle Feldgewächse, die reifen Saamen oder reife Frucht tragen) zu produciren. Denn ich habe auf obengedachtem kleinen Gute in zwei verschiedenen Touren und auf vorher völlig kraftlosem Boden, und zwar jedesmal von 24 bis 28 Morgen von einer solchen Düngung erst Kartoffeln mit einem Ertrage von 100 bis 120 Scheffel p. Morgen, dann eine Gerst- und hinter dieser eine Haferernte gezogen, welche letztern ebenfalls gut zu nennen waren, indem ich zwischen 5 und 7 Korn erntete, und früher dieser arme Boden nur zwischen 3 und 4 Korn gegeben hatte. Zu Roggen war der Boden zu feucht und zu kalt, und zu Weitzen und Klee noch nicht reich genug.

Beide Erfahrungen zusammen begründen mir nun noch den erweiterten Grundsatz: daß ein Gut, wenn es seine vorhandene Bodenkraft nicht verringen, sondern nach und nach vermehren soll, für den dritten Theil seiner jährlich mit zehrenden Früchten zu bestellenden Ackerfläche p. Morgen 6 Fuder, à 12 Centner, halb Heu halb Stroh verfüttern, oder dafür 15 Fuder Dünger, à 26 Cubikfuß, anderweitig beschaffen müsse, und daß daher z. B. ein Gut von 900 Morgen Acker, wenn es $\frac{2}{3}$ oder 600 Morgen davon jährlich mit zehren-

renden Früchten bestellen will, für 200 Morgen dieses letztern Antheils p. Morgen 3 Fuder Heu und 3 Fuder Stroh, in Summa also 600 Fuder Heu oder dessen Surrogat an Körnern und Wurzelgewächsen und 600 Fuder Stroh verfüttern müsse, um 3000 Fuder, à 26 Cubikfuß, Mist zu produciren, oder, so lange dieses nicht möglich ist, nicht mehr Land mit zehrenden Früchten bestellen muß, als das gedachte Verhältniß von dem vorhandenen Futter oder anderweitig zu beschaffenden Dünger erlaubt.

Es ist wohl kaum zu erinnern nöthig, daß jenes Resultat des gewonnenen Düngers nur dann zutreffen kann, wenn, wie oben geschehen, der Mist nicht im Stalle in Gährung kommen und ein Theil seiner Bestandtheile verflüchtigen kann. Eine solche Verflüchtigung durch Gährung im Stalle ist aber auch für das Gedeihen der Feldfrüchte völlig entbehrlich und man zieht sich den dadurch entstehenden Verlust ganz ohne Nutzen zu. Denn wenn auch die Halmgetreidearten keinen frischen ungegohrnen Dünger gehörig benutzen können, er für diese also nothwendig erst eine Zeit lang im Lande gelegen oder im Stalle gegohren haben muß, so ist dieses doch, wie früher schon bemerkt, für Kartoffeln, Erbsen, Wicken, Bohnen u. s. w. nicht nöthig, und man darf ja da-

her die letztern nur zuerst von frischem ungegohrnen Dünger ziehen.

Ueber die Nothwendigkeit einer völligen Auflösung des Düngers für die Halmgetreidearten kann ich hier nun noch ein Paar, dieses Erforderniß sehr deutlich aussprechende, Erfahrungen mittheilen.

Als ich im Jahre 1819 die Vorwerke des Domainenamtes Heilsberg in Pacht nahm, fand ich den größten Theil der Aecker von Düngerkraft sehr entblößt, und mein ernstes Bestreben mußte daher dahin gehen, den natürlichen, ziemlich reichlichen Futtergewinn durch Futterbau so zu vermehren, daß ich den Düngerertrag bald dahin brächte, von jeder frischen Düngung obiger Stärke nur immer drei zehrende Ernten ziehen zu dürfen, und doch $\frac{3}{4}$ des Ganzen auf diese Art zu benutzen.

In dieser Absicht geschahe es denn auch, daß ich das Hauptvorwerk, was durchgängig aus gutem Mittelboden und nur zu einzelnen kleinen Stücken aus lehmigem Sandboden bestehend in 4 Felder legte, und diese erst mit Kartoffeln, dann mit Gerste, Klee und Roggen benutzen wollte, d. h. alsdann, wenn ich nicht nur das Kartoffelfeld

ganz düngen würde können, sondern auch der Boden erst zu sicherm Klee reich genug seyn würde. Um nun das Kleefeld baldmöglich zu haben, wollte ich im Jahre 1820 ein ganzes der vier abgetheilten Felder mit Gerste und Klee bestellen, die hiezu aber zu düngerarmen überall eingestreuten Ackerstücke durch frische Düngung hinlänglich bereichern.

Nun war mir zwar aus eigenen und allgemeinen fremden Erfahrungen bekannt, daß die Gerste ganz frischen Dünger, wenn er nicht vorher monatelang im Lande gelegen hat, nicht liebt; obiger so interessante Zweck riß mich aber zu dieser Ausnahme hin, und ich glaubte um so weniger zu riskiren, da ich mehreremal Gelegenheit hatte, in der Königsberger Gegend zu sehen, daß die Bauern sehr häufig Gerste auf Dünger säeten, der nur in demselben Frühlinge ausgefahren war, und doch vollkommen gute Gersternten machten.

Ich pflügte also den frischen Dünger getrost mit der dritten oder Saatfurche unter und bestellte ihn, wie die übrigen noch in alter Kraft stehende einzelne Stücke, mit Gerste und rothem Klee.

Der Erfolg war, daß mir auf allen frisch gedüngten Stücken die Gerste total fehlschlug und ich kaum zwei Korn über die Saat erntete, wäh-

rend alle in alter Bodenkraft liegenden Stellen eine gute Mittelernte gaben.

Anscheinend ein und dasselbe Verfahren hatte nun bei obengedachten Bauern guten, bei mir aber entschieden schlechten Erfolg.

In demselben Jahre hatte ich auf dem zweiten Vorwerke, dessen Acker aus starkem schwarzen und grauen Lehm in einer sonnigen Lage besteht und in fünf Feldern bewirthschaftet werden sollte, in dem zu Weitzen bestimmten Felde nur wenige kleinere Stücke, die zum Weitzen noch Bodenkraft genug hatten, und nahm meine Zuflucht für dieses Anfangsjahr zu dem Verfahren, daß ich das ganze Feld nach sorgfältiger Ackerung mit Weitzen bestellte, die dünger- und kraftlosen Stücke aber beim ersten Frost p. Morgen mit 5 der obigen Fuder ganz frischem ungegohrnen Dünger bestreuete. Der Erfolg war, daß auf diesen Stükken der Weitzen sich dermaßen an Stroh- und Körner-Reichthum und überhaupt in üppigem Wachsthum auszeichnete, daß er den Nachbarn auffiel und einige dazu reizte, im folgenden Jahre ebenfalls ihren Weitzen zu überdüngen.

Nun ist aber der Weitzen an Wurzelvermögen und Vegetationskraft durchaus wohl nicht als stärker anzusehen als die Gerste, und dennoch war

hier die Wirkung des frischen Düngers der bei der Gerste völlig entgegen gesetzt.

Eben so ist der Erfolg, den ich bei den Bauern der Königsberger Gegend wahrnahm, dem meinigen völlig entgegen, und es scheint also ein offenbarer Widerspruch sich aus gedachten drei Erfahrungen zu ergeben.

Es scheint aber auch nur so, ist aber kein wirklicher Widerspruch, bestätigt vielmehr den Grundsatz der erforderlichen Auflösung des Düngers für die Halmgetreidearten, wie wir gleich sehen werden.

1) Jene Bauern lassen nämlich ihren Mist, wie hier allgemein gebräuchlich, Winter über in den Ställen und auf dem Hofe in großen Haufen liegen, wodurch er natürlich einen wesentlichen Grad der Faulung und Auflösung erlangt uud daher in einem Zustande auf das Feld kommt, in welchem er für die feinen Wurzeln der Gerste tauglich ist, und ihre gute Ernten dieser Frucht sind also übereinstimmend und nicht widersprechend für jenen Grundsatz.

2) Ich fuhr, meinem nun einmal als zweckdienlich anerkannten Grundsatz gemäß, die unnöthige Verminderung des Düngers durch unzeitige Gährung zu verhüten, den ganzen

Winter über, so oft sich der Dünger nur etwas gesammelt, selbigen zu Kartoffeln auf's Feld in kleine Haufen, und hatte daher im Frühjahre nur den letztgewonnenen völlig ungegohrnen Mist für meine Gerste. Ihr Fehlschlagen war daher ebenfalls ganz obigem Grundsatz gemäß.

3) Mein Weitzen bekam aber auch völlig ungegohrnen Dünger. Derselbe blieb aber oben auf im dünn ausgebreiteten Zustande liegen. Es konnte daher der Sauerstoff der Luft und des Schnee's seine hinlängliche Auflösung (oder eigentlich Oxidation) bewirken, der im Frühjahr und Sommer auffallende Regen diese aufgelöseten Theile in den Boden spülen, mithin mußte selbiger für die Pflanzen erreich- und genießbar seyn, und der gute Erfolg bei dieser Frucht ist also ebenfalls nur eine Bestätigung obigen Grundsatzes. Dasselbe trifft bei der gewöhnlichen Bestellung des Weitzens in den chemischen Dünger der reinen Brache ein, indem dieser hier eine geraume Zeit vorher im Lande liegt und einen hinlänglichen Grad von Faulung und Auflösung erhält.

Ich hoffe, daß diese Erfahrungen, deren wahre unverfälschte Aufstellung ich betheuern kann,

etwas mit beitragen können, sowohl für den Düngerbedarf eines gegebenen Areals richtige Ueberschläge zu machen, als auch über die richtige Anwendung des Düngers die bestehende Ansichten mehr zu berichtigen, und daß daher eine getreuliche Mittheilung derselben keine ungünstige Aufnahme zu fürchten hat.

XII.

Bemerkungen über Schaaf-Classifikationen.

Vom

Herrn Oberamtmann Elsner.

Wenn es in neuern Zeiten dem Schaafzüchter ganz besonders klar geworden ist, daß nur eine ausgezeichnete Wolle in ihrem Werthe am wenigsten gesunken und immer eine begehrte Waare geblieben ist, so muß ihn dies ganz besonders aufmuntern, dieses ausgezeichnete Produkt in der möglichsten Vollkommenheit zu liefern. Manche denken sich die Sache viel leichter als sie ist, andere aber auch wiederum viel schwerer. Nachfolgende Bemerkungen werden wohl einigermaßen beweisen, wer von beiden am meisten sich täuscht.

Denken wir an manche Schaafheerden, die seit mehreren Decennien mit großen Kosten und

vieler Mühe veredelt worden, und die dennoch von dem gehofften Ziele noch weit entfernt, ja wider alles Erwarten bisweilen wieder rückwärts gekommen sind, so möchte uns freilich die Lust vergehen, dasselbe Ziel zu verfolgen und wir möchten dann wohl lieber denen beipflichten, die da meinen, es sey besser, nicht auf ein so ausgezeichnetes Erzeugniß hinzukünsteln, und lieber mit einem etwas gewöhnlichen zufrieden zu seyn, wenn wir dies mit weit weniger Mühe und Unkosten erreichen können. — Jedoch ist dies nicht die Folge, daß, wenn auch ein anderer das Ziel verfehlte, man eben so unglücklich seyn sollte. Eine richtigere Ansicht und Verfahrungsart bewirkt oft mit Leichtigkeit, was ein anderer für unerreichbar hält. Hierzu ist aber eine Classifikation der Schaafheerden ganz besonders zu empfehlen. Da jedoch die Begriffe und Vorstellungen von einer solchen Classifikation zum Theil noch sehr unrichtig sind, so will ich versuchen, dieselben in gegenwärtigem Aufsatze einigermaaßen aufzuklären.

A. Zuvörderst beantworte ich die Frage: Was versteht man unter Classifikation einer Schaafheerde? — Nichts anders, als eine richtige Sonderung in Classen, nach ihrer Wollqualität.

Es gehört allerdings ein sehr scharfes Auge, große Wollkenntniß und ungemeine Uebung dazu, diese Sonderung schnell und richtig zu machen.

Ein richtiger Blick und ein mathematisch geübtes Auge, das den subtilen Unterschied einer Wolle von der andern schnell und genau zu finden weiß, erleichtert das Geschäft ungemein. Nicht jedermanns Sache ist es freilich, dasselbe vollkommen auszuüben, weil nicht gerade jeder jene Voraussetzungen besitzt.

Bei dieser Classifikation muß man sich aber zuvörderst von keiner Berücksichtigung des körperlichen Zustandes der Schaafe irre leiten lassen. Denn sobald man dies thut, wird man selten bedeutenden Mißgriffen entgehen. Beispiele davon sieht man bei einiger Aufmerksamkeit in unzähligen Heerden. Nur dann, wenn die Wollqualität zweier Thiere sich ganz gleich ist, und man die Wahl hat, versteht es sich von selbst, daß man das körperlich vollkommenere dem unvollkommeneren vorziehen wird. Ich werde weiter unten auf diesen Gegenstand zurückkommen.

B. Wie wird diese Classifikation vollzogen? —

Die Thiere werden auf einen eigends hierzu verfertigten Tisch, der mit Leisten über's Kreuz beschlagen ist, damit sie nicht ausgleiten, gestellt, sodann an allen Seiten des Körpers in der Wolle genau besehn, und hierauf bestimmt, in welche Classe sie gehören. Diese wird durch ein Zeichen im Ohre bemerkt. Dieses Zeichen ist für die verschiedenen Classen willkührlich. Hat man aber die

Schaafe numerirt, es sey nun durch Täfelchen, oder Zahlen, die man durch Zeichen in den Ohren angebracht hat, so darf die Classe des Schaafes nur in der Liste neben der Nummer des Schaafes bemerkt werden, wenn man die ohnehin zerkerbten Ohren nicht noch mehr verunstalten will. Die Anzahl der zu bestimmenden Classen ist Sache dessen, der da classificirt. Am besten ist es wohl, sich dabei an die von den Wollsortirern gemachten Sorten der Wolle zu halten, und die Classen der Schaafe auf diese Art zu bestimmen. Man hat dann Electa, Prima, Secunda, Tertia und was darüber hinaus geht unter dem Namen Quarta. Hat nun auch ein Schaaf, was in die erste oder Electa-Classe kommt, nicht lauter Electawolle, wie dies wohl höchst selten, oder fast nie vorkommt, so muß doch der größte Theil seines Vließes in dieses Sortiment aufgenommen werden können, wenn es in diese Classe gestellt werden soll. Dasselbe gilt dann auch von den übrigen Classen. Nur ist zu bemerken, daß, wenn nur ein kleiner Theil des Vließes z. B. in Prima, und der Mehrtheil in Secunda oder Tertia fällt, das Schaaf nur höchstens Secunda seyn kann. Eben so verhält es sich mit den übrigen Classen. Da nun aber die Wolle eines ganzen Vließes wegen ihrer Abweichung größtentheils in mehrere Sortimente bei der Sortirung kommt, so ist es

ein unrichtiger Ausdruck, wenn man z. B. die sämmtliche unsortirte Wolle von Primaschaafen auch Primawolle nennt. Dies hat auch zu manchen Mißverständnissen zwischen Wollproducenten und Wollkäufern Veranlassung gegeben. Denn unbedingt ist anzunehmen, daß von lauter richtig classificirten Primaschaafen, wenn auch die Stück- oder Abfallwolle abgenommen worden ist, dennoch wenigstens drei Sortimente, nämlich Electa, Prima und Secunda heraus sortirt wird. Die Vließe aber zu zerreißen und die Wolle sortiren zu lassen, ist deshalb eine sehr mißliche Sache, weil erstens eine sehr geübte Hand und ein sehr sicheres Auge dazu gehört, und weil zweitens nicht alle Wollhandlungen gleiche Sortimente machen. Denn nach der Verschiedenheit des Bedarfs zu den Fabrikaten und nach der Verschiedenheit der Länder, wohin die Wolle versandt wird, werden auch die Sortimente verschieden bestimmt. Dazu kommt noch, daß der Charakter der Wolle dabei gar sehr in Betrachtung kommt, ob sie nämlich zu der hoch oder niedrig gestapelten, zu der fladrigen oder gedrängten Art ꝛc. gehört. Ein solches Zerreißen und Sondern des Vließes, welches manche „Wollsortiren" nannten, war es auch, was die Wollhändler früherhin abschreckte, wenn sie hörten, die Schaafe sind sortirt. Wenn freilich auch die Classifikation der Schaafe mit Unkenntniß vorge-

nommen wird, und der Classifikator dem Heerdenbesitzer gern die Freude machen will, daß derselbe recht viele Schaafe der ersten Classen haben soll, und deshalb alles, ohne Rücksicht, in diese Classe stellt, dann ist die Sache, der Folgen wegen, noch übler. Denn nun bildet sich der Verkäufer ein, lauter hochfeine Wolle zu Markte zu bringen und ist erbittert auf den Käufer, der dies nicht darin finden kann.

Wie sonderbar und lächerlich aber diese Sache wird, wenn man für jede Heerde ihren eigenen Maaßstab nehmen wollte, und in der einen kaum Secunda wäre, was man, des niedrigen Standpunktes der andern Heerde wegen in derselben schon Electa nannte, leuchtet von selbst ein. Der Maaßstab muß für alle Heerden gleich seyn, wenn die Sache auf einer sichern Basis gegründet seyn soll. Zugleich giebt dann die Classifikation eine sehr sichere Grundlage zur Vergleichung mehrerer Heerden gegen einander ab.

C. Was erreicht man durch eine richtige Classifikation?

Auf die schnellste und glücklichste Art das, was man durch die vorgenommene Veredlung einer Schaafheerde erreichen will, nämlich: rasches Fortschreiten zur Vervollkommnung. Mehrere Beispiele von Heerden, die noch vor nicht gar langen Jahren weit zurück waren, und die durch

dieses Verfahren unglaublich schnell vorwärts gekommen sind, sprechen mehr als alles Uebrige für die Sache. Es ist auch schon durch die Analogie mit andern Thieren einleuchtend. Wenn man z. B. in einem Gestüte ohne alle Auswahl die Beschäler und die Stuten brauchte, so würde dies die beste Manier seyn, bald zurück, wo nicht gar von der edlen Race zu kommen. Warum sollte denn die Sache bei den Schaafen anders seyn? Wenn nun noch eine Menge von Beispielen beweisen, welch einen unglaublich glücklichen Erfolg man in so vielen Heerden durch die Auswahl guter Böcke gehabt hat, so ist es ja außer allem Zweifel, daß, wenn man bei den Mutterschaafen auch eine strenge Auswahl trifft, die Sache noch viel rascher vorwärts gehen muß. Doch ich will die guten Folgen der richtigen Classifikation einer Schaafheerde in einer gewissen Reihe anführen, um sie desto leichter anschaulich zu machen. Sie sind:

1) ein richtiges Würdigen seiner Heerde. Wenn die Eigenliebe den Menschen so sehr leicht verleitet, das Seine immer für besser zu halten als das, was dem Andern gehört, so geschieht dies von den Landwirthen in diesem Zweige der Landwirthschaft ganz besonders. Es ist vorzüglich in neuern Zeiten eine gewisse Ehrensache geworden, durch eine feine Schaafheerde zu excelliren,

und der hohe Gewinn, den eine glücklich gepflegte Heerde so manchem gebracht hat, reizt denn auch gar sehr zur Nacheiferung, und bei derselben glaubt man denn gewöhnlich schon weiter zu seyn, als man wirklich ist. Dieser Irrthum wird aber besonders dadurch sehr nachtheilig, weil er den Schaafzüchter an den weitern Fortschritten hindert. Ihm ist man aber bei einer durch fremde Hand richtig und unpartheiisch gemachten Classifikation nicht ausgesetzt.

2) Ein sehr leichtes Ausmerzen. Denn dies Geschäft ist dann ohne alle weitere genaue Besichtigung zu vollziehen, weil es immer nur von unten herauf geschehen muß. Bei diesen untern auszumerzenden Classen kann dann allerdings der körperliche Zustand der Schaafe, als Größe, Gesundheit und Alter berücksichtiget werden, wenn man nicht eine ganze Classe auf einmal wegschaffen kann, was wohl höchst selten der Fall ist. Dieses Merzen muß man aber nie den Schäfern allein überlassen, weil diese leicht ein Thier aus einer höhern Classe mit wegschaffen werden, was vielleicht älter oder körperlich schwächer ist. Durch das Alter des Schaafes muß man sich überhaupt nie bei vorzüglicher Wollqualität zum Ausmerzen bestimmen lassen, so lange dieses nur noch gesund ist, selbst wenn es auch zum Lämmerbringen nicht mehr tauglich wäre. Denn die Wolle, die es in

einem Jahre trägt, wiegt noch immer den Werth auf, den der Schlächter dafür bezahlen würde, und man hat sodann, selbst wenn es im andern Jahre stirbt, keinen Schaden. Wie lange überhaupt ein Schaaf bei guter Haltung leben und sich wohl befinden könne, davon habe ich auffallende Beispiele gesehen. Ich führe nur eins als Beweis an. Einer meiner Bekannten kaufte aus einer sehr gut gepflegten Heerde 16 Mutterschaafe, die keinen Zahn mehr hatten, und wenigstens 10 Jahr alt waren. Der Verkäufer glaubte nicht, daß sie noch ein Jahr leben könnten. Bei vorzüglicher Pflege erhielten sich deren aber 14 im ersten Jahre, die 12 gesunde Lämmer brachten. Im zweiten Jahre lebten noch 12, von denen wieder 10 Lämmer kamen. Wie viel deren jetzt noch leben, habe ich in diesem Augenblick noch nicht erfahren. Ich habe Schaafe gesehen, von denen ihre Besitzer mit Gewißheit behaupten konnten, daß sie gegen 15 Jahre zählten, und die dennoch gesund und kräftig waren. Man kann also bei einer richtig classificirten Heerde die Thiere aus den obern Classen unbedenklich gehen lassen, selbst wenn sie auch schon alt sind. Denn thäte man dies nicht, so würde man sehr langsam zu einiger Vollkommenheit gelangen.

3) Gelangt eine richtig classifieirte Heerde ungleich schneller zur Vollkommenheit, als eine an-

andere, wo man die Sache lediglich dem Zufall überläßt. In der ersten werden Böcke und Mutterschaafe auf's sorgfältigste ausgewählt und aufmerksam geführte Listen, die man in manchen Heerden über diese Paarungen führt, beweisen den über alle Erwartung günstigen Erfolg dieser Operation.

Wenn man nun theils diese sorgfältige Auswahl der Zuchtthiere beobachtet, theils auch alles, was nur einigermaaßen in der Güte der Wolle zurückschlägt und deshalb in die untern Classen gestellt wird, ohne Rücksicht auf Alter oder sonstige Eigenschaften ausmerzt, so bedarf es, wenn die Heerde nur einige Fortschritte in der Veredlung gemacht hat, oft nur weniger Jahre, um sie auf einen sehr hohen Standpunkt zu bringen. Wie nöthig dies sey, leuchtet aber um so klarer ein, wenn man sieht, wie sehr eine gewöhnliche Wolle immer mehr heruntergeht, da sie immer allgemeiner wird, und nur das Vollkommenste derselben noch einen Mühe und Aufwand lohnenden Preis hat. Und gerade dieses Vollkommenste wird man bei der angeführten Verfahrungsart fast eben so wohlfeil erzeugen, als das Gewöhnliche ohne dieselbe. Denn die Fütterung und Verpflegung bleibt dieselbe, und wenn auch feinere Thiere wirklich etwas weniger an Wollgewicht liefern, so steht

dies immer noch in keinem Verhältniß mit dem höheren Preise ihrer Wolle. Oft aber ist die größere Wollmasse, welche gröbere Schaafe liefern, auch nur Täuschung, weil grobe Wolle sich mehr aufbläht. Wird sie gegen feine, deren weniger zu seyn scheint, gewogen, so steht sie ihr gleich, bisweilen auch unter ihr. Gilt dies nun auch nicht von der selten vorkommenden Wolle, die unter dem Namen von Super-Electa im Wollhandel bekannt ist, so gilt es doch von einer solchen, die großen Theils in Electa und Prima, das Uebrige in Secunda aufgenommen wird, und die bis jetzt immer noch einen ihre Erzeugung sehr lohnenden Preis behauptet. Diese Wolle tragen aber die bei der Classifikation in Electa und Prima gestellten Schaafe. Sieht man nun bei denselben auch vorzüglich auf Dichtwolligkeit, so wird man mit dem Standpunkte seiner Heerde, so wie mit ihrem Ertrage, gewiß zufrieden zu seyn alle Ursach haben. Auf diese Dichtwolligkeit kann man aber besonders durch richtige Auswahl der Böcke und Mutterschaafe wirken. Bei dieser Wollart hat man dann noch den großen Vortheil, daß man selten den so sehr nachtheiligen Fehler des Gezwirnten bekommt, und daß auch dieselbe in der Regel sanfter, also den Käufern beliebter wird, als die dünn und fladrig stehende. Wie leicht es

aber auch sey, eine gezwirnte oder überbildete Wolle, die sich in einer Heerde erzeugt hat, wieder wegzubringen, davon habe ich mehrere sprechende Beispiele gesehen. In einer Heerde, die seit 3 Jahren unter meiner Aufsicht steht, hatte sich jener Fehler sehr stark eingefunden. Eine strenge Auswahl von Böcken aus derselben Heerde, die diesen Fehler gar nicht hatten, und ein strenges Ausmerzen aller Mutterschaafe, die gezwirnte Wolle zeigten, hat eine Schaafzucht hervorgebracht, die man kaum für Abkömmlinge jener Heerde erkennt, und die neben großer Dichtwolligkeit hohe Feinheit und Sanftheit der Wolle besitzt. Wäre diese Heerde ohne alle Auswahl fortkultivirt worden, so würde die Schur alle Jahre geringer und durch die Wolle immer schlechter geworden seyn.

Ich beantworte nun noch die Frage: auf welchem Standpunkte muß eine Schaafheerde stehen, wenn sie einer Classifikation werth seyn soll?

Daß eine Heerde, die noch so weit zurück ist, daß vielleicht nur selten ein Thier in Secunda, das Uebrige aber in Tertia und das meiste unter dieser zu stehen kommt, die Classifikation noch nicht lohne, ist gewiß. Ist sie aber in der Veredlung so weit vorgeschritten, daß schon mehrere Exemplare Prima sind, so ist vorauszusetzen, daß schon kein geringer Theil Secunda, und vielleicht

die Hälfte Tertia wird, und der Ueberschuß darüber hinausgeht. In diesem Falle ist ihr eine Classifikation nicht allein heilsam, sondern nothwendig, und dies vorzüglich deshalb, weil sonst bei dem Ausmerzen viele gute Thiere mit weggeschafft werden und die Heerde dadurch viel langsamer vorwärts kommen würde. Besonders streng muß aber für jede Heerde, sie mag auf einer Stufe der Veredlung stehen, auf welcher sie wolle, die Auswahl der Zuchtböcke geschehen, weil ihre Nachkommenschaft zu groß und ihnen gewöhnlich, besonders bei echten Race-Böcken, ganz ähnlich ist. Es ist mir deshalb jedesmal sehr sonderbar vorgekommen, wenn ich einen Schaafzüchter bei einem vorzüglichen Bocke die Meinung äußern hörte, der ist für meine Heerde, die noch zurück ist, viel zu gut. Denn für eine solche Heerde ist ein ausgezeichneter Sprungbock eben so unschätzbar, als wie für eine schon sehr vorgeschrittene, weil er sie unglaublich in ihrer Nachkommenschaft verbessert. Verständige Schaafzüchter, die, hiervon überzeugt, keine Kosten auf ein vorzügliches Thier scheuten, haben zu ihrer größten Freude erfahren, daß sie ihr Kapital auf 200 p. C. angelegt haben.

Als Beweis meiner aufgestellten Behauptung, wie nothwendig und vortheilhaft eine solche Clas-

sifikation und darauf gegründete Merzung einer Schaafheerde sey, führe ich statt einer Menge von mir classificirter Heerden nur die des Hrn. Amtsrath Hagemann im Königl. Amte Herrnstadt in Niederschlesien an. Derselbe stellte, nach geschehener Classifikation, die verschiedenen Schaafclassen einzeln auf den Vorwerken auf, und vertheilte die Sprungböcke nach Feinheit und Charakter der Wolle. Das Resultat der diesjährigen Classifikation der nach diesem Systeme erzeugten Jährlinge war folgendes: Electa-Mütter mit Electa-Böcken gepaart hatten in ihrer Nachkommenschaft über 90 p. C. Electa und Prima und noch keine 10 p. C. Secunda. Von Tertia war keine Spur. Von Prima-Müttern und Electa-Böcken waren gegen 70 bis 60 p. C. Electa und Prima, und 20 bis 30 p. C. Secunda gefallen. Tertia war von mehr als 300 Stück ein einziges. Dagegen hatten Secunda-Mütter mit Prima-Böcken 30 bis 40 p. C. Electa und Prima, gegen 50 p. C. Secunda und etwas über 10 p. C. Tertia, aber keine Quarta erzeugt. Bei Tertia-Müttern aber, mit Prima-Böcken gepaart, kamen in den Nachkommen nur etwas über 20 p. C. Electa und Prima, etwa 40 p. C. Secunda, 30 p. C. Tertia und 10 p. C. Quarta vor. Mütter und Böcke waren aus ein und derselben Heerde gesondert,

folglich gleichen Ursprungs. — Das allersprechendste Beispiel kam aber auf dem Vorwerke Woidnig vor. Dort war ein Stamm von lauter guten Secunda-Müttern aufgestellt, und diese mit ein Paar ausgezeichneten Böcken gepaart. Das Ergebniß ihrer Nachkommen war von 121 Stück Jährlingen folgendes: 19 Stück Electa, 64 Stück Prima und 38 Stück Secunda. Nehmen wir nun an, daß ein Electa zwei Secundaner gegen Prima ausgleichen kann, so ist die Sache ein ganz richtiges Multiplications-Exempel, dessen Factoren Vater und Mutter, und die Nachkommen das Produkt aus beiden sind. Man kann also bei strenger Auswahl der Mütter und vorzüglichen Eigenschaften der Böcke beinah im voraus bestimmen, von welchen Classen die Nachzucht seyn werde *).

Hiernach bedarf es nun wohl keines weitern Beweises, wie leicht und sicher man auf eine hohe Stufe in der Schaafzucht gelange, wenn man eine richtige Classifikation seiner Heerden immer und streng beobachtet. Auch haben sich die Heerden, die dieses System seit mehreren Jahren be-

---

*) Es wird doch wohl sehr viel darauf ankommen, ob der Bock seine Qualität als Race-Eigenschaft besitze, oder nur als Naturspiel aus einem unbeständigen Stamme entsprossen sey. d. R.

obachtet, unglaublich schnell und ohne sonderliche Kosten gehoben. Ich habe deren mehrere unter Aufsicht, die in ihrer Güte seit drei Jahren wohl 30 bis 40 p. C. vorgerückt sind, und die nunmehr größtentheils schon Secunda-Schaafe merzen, während sie im ersten Jahre kaum alle Quarta los werden konnten.

XIII.

Nachtrag zu den Worten des Bedenkens wegen Ab- und Ausbau der Bauerhöfe.

Vom

Herrn v. Carmer auf Mulrenthin bei Stargard in Pommern.

Der in den Möglinschen Annalen Band XII. Stück 1. enthaltene Aufsatz des Herrn Kammer-Raths Zimmermann über Ab- und Ausbau der Bauerhöfe, hat mich als Menschenfreund ebenfalls aufgefordert, einige Worte gegen seine Ansicht aufzusetzen, wenn gleich die gute Absicht und die oft richtigen Behauptungen des obgenannten dadurch nicht geläugnet werden sollen.

Ich will mich nur im Allgemeinen auf jene Abhandlung beziehen, und meine Ansichten damit als einen Anhang verbinden.

Wenn einmal der Staat für gut befunden hat, die bäuerlichen Wirthe von den Besitzungen der Gutsherrn loszureißen, um sie zu selbstständigen Eigenthumsbesitzern zu machen, so finde ich schon den Abbau aus dem Grunde für nothwendig, damit nicht in einem Dorfe, worin bisher der Gutsherr allein Anordnungen zu treffen hatte, eine Vielherrschaft ausgeübt werde, welche Art von Herrschaft um so gräßlicher erscheint, je kleiner und winziger das Gebiet ist, worin sie ausgeübt werden soll, und obgleich die Gutsherrschaft noch allein die oberste Polizeibehörde des Orts geblieben ist, so hat doch der Staat selbst schon diese üble Lage des Gutsherrn erkannt, indem derselbe an die Kreislandräthe einige Gensdarmen vertheilte, um durch diese Männer mit Waffen und imponirender Kleidung den Gutsherren eine gewichtige Unterstützung zu leisten.

Aber hierdurch widerlegt sich schon von selbst manche Besorgniß des Herrn Kammer-Rathes, so daß man dem Abbaue der Höfe eher eine Verminderung der Polizei zu verdanken haben wird, indem selbst die öffentlichen Wege über jedes einzelne Besitzthum des Bauern demselben seinen kleinen Antheil daran so zumessen, daß schon sein eigener Vortheil ihm die Hand dazu geschäftig macht, und was die von der bisherigen Straße abgelegenen betrifft, zu deren Höfe ein bloßer

Verkehrweg unter sich führt, so lehrt auch hierin den Bauern wieder der eigene Vortheil, ihn sich brauchbar zu erhalten, und das Gefühl, auf seinem Eigenthum jedermann Ordnung und Fleiß vor die Augen zu führen, liegt schon in einem gewissen Stolze, den der Eigenthumsbesitz zur Eigenschaft hat. Man verlange nicht, daß sich in der lebenden Generation sofort diese Eigenschaft offenbar mache, sondern demonstrire sie vorerst als Philosoph aus der Natur eines jeden abstrakten Begriffs, der in solcher Art aus der Erfahrungswissenschaft hervorgeht, die immer allmählig das Gute reifen läßt.

Daß aber für Kreis- und Kriegessachen ein zu großer Aufenthalt entstehen werde, läßt sich, selbst bei dem größeren Verzug der Umlaufschreiben, nicht befürchten, indem in wohlorganisirten Staaten keine, noch so plötzliche, Gefahr ohne Vorbereitung eintreten kann.

Was die Unzahl von Feuerschäden betrifft, die eine große Menge von Bauer- und Gutsgehöften aufgezehrt hat, so möchte vermuthlich der Abbau ein Präservativmittel gegen dieses Uebel seyn.

Wer wird als Landwirth mit dem Verfasser der oberwähnten Schrift nicht die Beobachtung gemacht haben, daß nicht etwa Mordbrenner — ach nein, der Gewinn durch solchen Anlaß möchte

einem Bösewicht von Profession wohl zu wenig einbringen, und noch um so weniger, da der Brand immer viele Menschen zusammenruft — solche Thaten verübt haben, sondern ohne Zweifel sind es wohl öfters und wahrscheinlich solche bäuerliche Inwohner der abgebrannten Höfe selbst gewesen, deren Hofgebäude baufällig waren, und die, weil sie nun aus eigenem Vermögen bauen mußten, nichts mehr von der Herrschaft dazu erhielten, doch lieber das Feuerkassengeld zu benutzen gedachten, als wie den Hof für immer zu missen.

Dieß war eine nothwendige Folge von dem plötzlichen Uebergange des Bauern zum freien Eigenthume, der eigentlich noch nicht dazu geschickt war, sondern — durch die Kriegesbedrückungen und den Uebermuth der Feinde moralisch schlecht geworden — erst einen Mittelweg zu passiren hatte, um von der Gutsherrschaft ganz abgenommen und in das Land der Freiheit geführt zu werden.

Auch mögen auswärtige Feuerversicherungsanstalten für todtes und lebendes Inventarium der Höfe zu solchen Brandstiftungen angefeuert haben, indem man in diesen Anstalten mit bedeutend hohen Taxen der versicherten Gegenstände durchkam, dabei auf die jährlichen Beiträge wenig Rücksicht nahm, sondern vorweg beschloß, so-

gleich die Vortheile dieser Anstalt bei sich selbst zu probiren.

Daß der Staat solche Geldbeiträge aus dem Lande abführen, und sich diese Geldmasse entführen läßt, setzt voraus, es müssen die Behörden hiervon keine genaue Kenntniß gehabt haben; aber zu unmoralischen Zwecken kann und wird der Staat niemals sich verstehen, und deshalb auch Agenten solcher Art keine öffentliche Anpreisung ihrer ausländischen Einrichtungen gestatten. Es sind dies nur Mißbräuche einer auf Gewinn berechneten Anstalt, von der sich das Ausland solcher Nachtheile nicht versehen hatte.

Wenn der Herr Verfasser des Aufsatzes befürchtet, daß der Bauer beim Umbaue seines Hofes seine Hofgebäude nur leicht aufführen, und dadurch sehr bald wieder zu bauen genöthigt seyn werde, so werde ich dadurch das Gegentheil zu beweisen suchen, daß der Bauer — wenigstens der bisher nicht erbliche — vermöge seiner wenigen Hülfsmittel dazu, und selbst bei besserer Einsicht, dennoch so leicht an keinem Abbau sich machen wird, indem er ja recht wohl weiß, daß der Gutsherr schon für seinen Umbau aus eigenen Mitteln sorgen müsse, wenn er die Bauern aus dem Dorfe los seyn will, und da in der Regel jeder Wirth bei uns solche Umbaue für höchst wichtig schon aus eigenem Vortheil hält, auch bei

der Separationsermittelung seine Anträge selbst mit Aufopferungen dahin richtet, so benutzt der Bauer lieber noch solche Gelegenheit, etwas auf gute Manier an sich zu reißen, ohne darum in der Hoffnung sich zu täuschen, es werde dadurch dem Gutsherrn der Abbau verleidet werden, den der Bauer im Herzen so sehr als der Herr wünscht, und daher auch seine ersten Forderungen gern wieder herabstimmt, wenn er den Herrn erst wanken sieht in seinem Entschluß, und befürchten muß, es werde der Abbau sonst ganz unterbleiben.

Aber auch dieser Abbauvortheil beweiset, daß das Eigenthumsedikt für den Gutsherrn zu früh an's Licht trat, weil nach den bösen Zeiten der unglücklichen Kriege noch nicht jeder Gutsherr — viel weniger der Bauer — sich so weit wieder erholt hatte, einen so kostspieligen Umbau zu unternehmen, und sich deshalb nothgedrungen sieht, dieses Vortheils bei der Separation für immer zu entsagen. Eine gute Idee hält also nicht jederzeit mit der Wirklichkeit Stand, wenn es darauf ankommt, dem Lande ein Gesetz anzupassen, und wollte Gott, die Franzosen hätten uns in den Volssitten weniger von ihrer Freiheit und Gleichheit hinterlassen, die glänzender scheint, als sie es ihrer Natur nach wirklich ist. Ohne Zweifel gewinnt auch der Gutsherr wie der Staat beim Ausbaue ganzer Dorfschaften dadurch, daß nach-

her eine leichtere Handhabung der Polizei in Erhaltung guter Dorfstraßen Statt finden kann.

Die Wasser- und Dungpfützen, welche der Bauer gewöhnlich auf oder neben seinem Hofe entstehen läßt, verbreiten durch Moraſt und Unreinlichkeiten auch selbst über alle inneren Straßen des Dorfs ein entsetzliches Verderben der Steindämme und deren Beiwege, so daß man öfters in Versuchung geräth, darüber zu fluchen, oder wünschen möchte, ein beflügeltes Geschöpf zu seyn. Diese Hindernisse, worüber man mit dem Bauer stets zu kämpfen hat, fielen nach dem Abbaue gänzlich weg, und aus dem Sumpf der Hölle — um mich so auszudrücken — tritt nun eine schöne Harmonie in allen Verhältnissen der inneren Dorfstraßen hervor. Der neue Schutzgeist des Gutsherrn — nämlich der frei gewordene Ordnungsgeist — vermag jetzt alles aufzubieten, um das Dorf mit allerlei nützlichen und schönen Anlagen zu umgeben. Die Polizei im Dorfe wird also — ohne der Uebel zu gedenken, die von den ungeschlossenen Bauerhöfen durch das Herumschwärmen des Viehes und besonders der Schweine ausgehen — sicher in einem hohen Grade erleichtert, und auf geringere Kräfte zu deren Ausübung eingeschränkt, was dem Gutsherrn unendlichen Verdruß ersparet. Nicht weniger wird der Bauer aus Liebe zu seinem Eigenthum, wie

aus einem gewissen Gefühl der Scham und des Eigennutzes, welches einen Bestandtheil des Eigenthumssinnes ausmacht, die neue Dorfanlage für die bäuerlichen Wirthe mit einer besonderen Sorgfalt in einem ordnungsmäßigen Zustand erhalten, sondern dasselbe wird der Fall seyn, wenn auch der Bauer zerstreut auf seinem Acker und aus der großen Gemeinschaft des Verkehrs liegt. Selbst von moralischer Seite kann der Staat nur durch den Abbau gewinnen, nie aber verlieren, und somit ist die Sicherheit des Staates dadurch auch in keiner Beziehung gefährdet, sondern vielmehr noch zu einer innig gediegenen Stärke erhoben.

Wer in seinem Leben Veranlassung gefunden, die Einsamkeit aufzusuchen, und die wohlthätigen Eindrücke in seinem Innern bewahrt hat, welche als eine heilsame Medicin aus dieser Lebensweise hervorträufeln, dem kann es nicht entgangen seyn, daß nichts so sehr zu Gott, zur Tugend und zum Fleiße erhebt, als eine vom großen Geräusch entfernte Lebensart, wohin das große Gewühl der Leidenschaften nie so entmenscht sich einzudrängen erfrecht, als es dagegen sein Haupt frech emporhebt, wo eine größere Masse von Menschen beisammen wohnt. Warum sollte demnach der Mensch sich bewogen fühlen, das Getümmel der Laster und Leidenschaften und de-

ren Begünstiger — die großen Städte — aufzusuchen, da die Kräfte, welche sich darin erproben können, gewöhnlich mit der Buße eines solchen Wagestücks wieder davon lassen, und noch von Glück sagen müssen, wenn der Kern dieser Kräfte unverloren davonkam. Es sey des Handwerkers, des Fabrikanten, der Handelschaft, der Staatsbehörden und des Gelehrten Sache, sich in dem großen Beisammenleben zum Wohl des Volks und des Staats auszubilden, und den Kampf mit der großen Welt zu bestehen; aber den Kern der Nation, der die Körperkraft zum Anbau und zur Vertheidigung des Staats in sich dauernd erhalten soll, den verweise man in die ungestörte Ruhe des einsamen Landlebens, und lasse ihm die Haltung, welche die freie Natur ihm gewährt, und der gestirnte Himmel, der ihn zu Gott erhebt, und das häusliche Familienglück, welches ihn auffordert, den Frieden der Tugend zu bewahren, um das teuflische Laster von seiner Schwelle abzuhalten. Er wird der beste Vertheidiger seines Heerdes und seines Vaterlandes seyn. Dieß zeigt die jetzige weise Einrichtung des Kriegesheeres in unserem Vaterlande, wo immer nach Verlauf von drei Jahren — denn in so kurzer Zeit bildet sich aus dem starken Naturmenschen noch kein Sybarit — der bleibende Kern in der Nation sich ewig verjüngt und, vom Pfluge gerufen, wieder zum

Pfluge

Pfluge zurückkehrt. Es ist also — das Gesagte auf den Abbau bezogen — dieser durch das bäuerliche Edikt hervorgegangene Staatsvortheil auch darin sichtbar, daß die einsame Lage der bäuerlichen Gehöfte den Kern der Volkskraft in einem sicheren Gewahrsam erhält, obgleich wir immer wieder auf die französische Invasion zurückgeführt werden, wenn davon die Rede ist, wie jetzt schon selbst in den Dörfern das Gift der Lasterhaftigkeit sich eingewohnt hat. Wohl uns daher, wenn wir Mittel ergriffen haben, solches Uebel durch Wegschaffung der Gelegenheiten zu ersticken. So setzt die reine Natur mit Gewalt sich dem Laster entgegen, und gebietet der Unnatur zu schweigen, damit das Böse sich wohl am Guten reibe, aber nimmer den Sieg behalte.

Was in Hinsicht der Kinderzucht des Bauern zu sagen ist, darüber will ich mich jetzt in einigen Worten auslassen. Nichts in der Welt hat wohl einen so großen Einfluß auf das Lebenswohl des Menschen, als eine gute Erziehung. Diese aber wird nicht in der Schule erst gegeben, sondern sie muß gleichsam mit der Geburt des Kindes anfangen. Die Eltern sind es, welche selbst schon eine gute Erziehung genossen haben müssen, wenn sie das Kind für ein glückliches Leben bilden wollen. Aber wer weiß es nicht, was für untaugliche Männer früher in den Landschulen unterrichtet haben, je-

doch keine Regel ohne Ausnahme, und wem wäre es nicht bekannt, daß die alte Frömmigkeit aus den Gemüthern schon seit lange gewichen war, und endlich durch den französischen Druck und Schwindelgeist fast gänzlich entschwand. Diese Mängel ergeben bei näherer Betrachtung, daß von verdorbenen Eltern wohl selten gute Kinder erzogen werden können. Es bleibt also nur der einzig tröstende Wunsch, daß es besser werden möge, und wahrlich, schon ist dieser Wunsch zum Theil seiner Erfüllung nahe. Das erhabene Vorbild unseres Königlichen Regenten hat in allen Unterthanen nah und fern den Keim der Tugend erhalten; die traurigen Erfahrungen letztvergangener Zeit haben der Menschheit hinreichend gezeigt, daß eine gute Erziehung allein die bös gewordene Menschennatur wieder für den Himmel gewinnen könne, und so vorbereitet erging nun von den oberen Behörden die allgemeine Ermahnung an die Eltern, für den Unterricht der Kinder Sorge zu tragen, damit ein besseres Menschengeschlecht der Welt erzogen werde. Diese Ermahnung wurde überall mit Wohlgefallen aufgenommen, und jeder Menschenfreund, der das Glück hatte, in dieser Wirksamkeit zu leben, berief sich nun für Stadt oder Land einen geschickten und frommen Lehrer der Jugend, und sieht die Früchte seiner That schon jetzt fröhlich hervorreifen. Diese Unternehmung

nun, verbunden mit der Liebe zu den göttlichen Wahrheiten des Christenthums, wird uns gute Eltern bilden, und aus einer solchen Erziehung zu guten Werken, Gehorsam und Fleiß kann nur allein ein besseres Menschengeschlecht erwachsen, das den Stachel der Wollust flieht, und in der Einsamkeit mehr Glück findet, als in dem Geräusche der Welt.

Der Verfasser des angeregten Aufsatzes verlangt zwar auch für die Bauern eine gewisse höhere Gelehrsamkeit. Diese scheint mir indessen ganz überflüssig, da schon zum Theil der eigene Vortheil in einem gesunden Naturmenschen hinreichend ist, ihn auf eine verbesserte Landwirthschaft hinzuweisen, nicht zu gedenken, daß beim Bierkruge in der Dorfschenke an den Sonntagen manche Mittheilung geschieht, die dieser und jener aus seiner oder anderswo gesehenen Wirthschaft zu berichten hat, und die nun zur näheren Nachforschung Gelegenheit giebt.

Außerdem aber halte ich dafür, daß in der Regel anzunehmen ist, der Gutsherr einer Bauergemeine werde durch seine theoretische und praktische Bildung ihr bester Lehrmeister seyn können, wenn sie nur durch ihr Betragen gegen den Gutsherren ein Verhältniß herbeizuführen sich bemühet, was diesen mehr zu ihrem Freunde und Rathgeber, den sie überall im Freien so wie in

seiner Wohnung aufsuchen kann, als zu ihrer Behörde macht. Wie gern wird ein Gutsherr nicht das Lob zu erlangen streben, ein Vater seiner Gemeine zu seyn, und diesen Beruf möge er fortan gegen sie zu erfüllen haben.

Die Entfernung des Schullehrers und des Geistlichen kann wohl für die frommen und gut erzogenen Eltern nicht mehr zu solcher Weite anwachsen, daß sie ein Hinderniß würde, ihre Kinder in den Unterricht zu schicken, und wenn die Eltern sonst nur gute Wirthe sind, dann werden sie für die Schaafe — Gänse und Schweine können zu Hause bleiben — lieber einen erwachsenen Knaben miethen, als um dessen Ersparung das eigene Kind von der Lehre abhalten. Auch so weit wird wohl selten eine Schule entfernt seyn, daß eine Begleitung nöthig wäre, wenn nur die frühere Jugend noch etwas länger von der Schule frei gelassen wird, wodurch überdies bei einer guten häuslichen Erziehung der bisherige Nachtheil davon aufhört.

Was das Kirchengehen betrifft, so hat die Erfahrung gelehrt, daß der Mensch dasjenige, was ihm Beschwerden verursacht, weit lieber aufsucht, als was ihm — so zu sagen — vor der Nase liegt, und in Gegenden, wo viele Dorfschaften nach Einer Kirche gehen müssen, sind allezeit viele fromme und andächtige Kirchgänger ge-

funden worden, wenn nur die Kirche und der Pfarrer diejenigen Eigenschaften besaß, wodurch das Gemüth zur frommen Kirchenzucht erhoben wird.

Ob auch die ökonomische Lage des Bauern durch den Abbau gewinnt, wird dann freilich erst recht sichtbar hervortreten, wenn sein neuer Ackerplan zu dem Grade der Cultur sich erhoben hat, daß jede solche Feldfrucht darauf gebaut werden kann, die nach den Handelsverhältnissen jedesmal die einträglichste im Geldwerthe ist, unbeschadet dessen, daß keine totale Aussaugung des Ackers damit verbunden seyn darf, und sämmtliches Zug- und Nutzvieh meist im Stalle ausgefüttert werde; denn dies ist das einzige Surrogat, wodurch der Wirth mit kleinem Areal sich den größeren Grundbesitzern anzunähern Geschicklichkeit erhält. Diese Vortheile sind aber nur auf dem Wege des Abbaues für ihn erreichbar, und jede auch noch so geringe Entfernung von seinen eigenthümlichen Grundstücken setzen ihm wesentlicher Nachtheile aus; wenn wir auch nur die weiteren Fuhren, den Verlust des Düngers und der Mistjauche anführen wollen, so wie den minderen Bedarf an Bewährung und die tägliche Sorge, vom Nachbar her möge auch über sein Gehöft sich der verheerende Feuerbrand wälzen. Eben so übersehe man nicht den gegenseitigen Vortheil bei Brand-

stiftungen, daß gleichfalls für den Gutsherrn sich die Feuersgefahr vermindert, sobald die Bauerhöfe abgebaut sind. Dazu kommt noch daß sind die Bauern erst sämmtlich Eigenthumsgesessene, sich auch für diesen dritten Stand eine eigene Feuersocietät wird bilden müssen, welche sie zu größerer Vorsicht unter einander wohl auffordern möchte.

Die Ursachen auszuforschen, warum in vielen Weltgegenden die gemeinschaftlichen Dörfer beibehalten sind — uneingedenk, daß manches Lokal — als in Gebirgen — dazu beitrug, so wie die Scheu vor der Uncultur in den entfernt gelegenen Feldmarken — gehört vor die scharfsinnigen Untersuchungen des Geschichts- und Weltkundigen, daher ich mich meines Theils jeder weitern Muthmaßung darüber enthalte. Wenn ich schließlich das Gesetz berühre, wonach der Bauer sein Eigenthum in Parzele theilen kann, um sich mit seinen Geschwistern oder Gläubigern abzufinden, so geschieht es, weil mich dieser Umstand im höchsten Grade beunruhigt, nachdem ich mir die daraus erwachsenden Uebel recht lebhaft überdacht habe. Die meisten Bauerhöfe sind an sich klein, und werfen nach Abzug der öffentlichen Lasten nichts weiter ab, als was das Auskommen für eine Bauerfamilie erfordert. Geschieht nun eine Zerstückelung der Bauerhöfe, so behält oftmals

keiner der Parzialbesitzer so viel Grundstück, um ein Gespann Pferde halten zu können. Verlangt nun der Staat Vorspannpferde, oder Krieges- und sonstige Landesfuhren, dann wird es mit der Zeit an Pferden mangeln, und der Gutsherr nun doppelt und dreifach so viel leisten müssen als sonst, dabei aber endlich selbst große Störungen in seiner Wirthschaft erfahren, und somit würde die eigentliche Kornkammer des Landes für den Staat untergraben seyn.

Es wäre also zu wünschen, daß eine Zerstükkelung der Bauerhöfe niemals gestattet werde, indem sowohl der Nationalreichthum darunter leidet, weil die Ernährung mehrerer Familien das öffentliche Einkommen aus den Bauerhöfen um so viel schwächt, als die Ernährungskosten den Ertrag des reinen Gewinnes schmälern, demnächst auch nicht weniger bei Kriegeszeiten ein Mangel an Pferden eintritt, wenn Kriegesfuhren oder Remonten zu bestreiten sind, oder auch selbst im Frieden, wenn Vorspann oder sonstige Landesfuhren verlangt werden.

Auch die jetzt Sitte gewordene Ueberlassung entfernt liegender Vorwerksgrundstücke an Erbzinsleute gewährt dem Gutsbesitzer wie dem Staate nur in dem Falle einen sicheren Vortheil, wenn die Stellen groß genug sind, um ein Gespann guter Stallpferde darauf zu halten, und der Vor-

theil wird zunehmen nach dem Maaße der Vergrößerung. Was aber die kleinen Büdner angeht, so ist der An- und Verkauf solcher Anlagen sicher sehr löblich, und ein menschenfreundliches Geschenk an die Armuth.

Noch bemerke ich, wie ich keinesweges den verdienstvollen Verfasser der angezogenen Abhandlung durch meine Gedanken widerlegt haben will, auch nicht ein unbefugtes Richteramt ergreifen möchte, sondern nur ein Nebenstück zu demselben Gegenstande der Prüfung liefere, und werde eine Fortsetzung dieser wichtigen Untersuchung mit Vergnügen erwarten, indem ich es für eine sehr schwere Aufgabe halte, einen solchen Gegenstand gründlich zu erörtern.

XIV.

Ueber des Herrn Kammer-Raths Zimmermann „Bedenken" über den Ab- und Ausbau der Bauerhöfe.

S. Mögl. Annal. XII. Bd. 1. Stück. pag. 83.

Vom

Oekonomie-Commissarius Klebe.

Es hat einmal Jemand gesagt: „wenn etwas gut ist, so ist das genug, an das „aber" was nach dem Guten kommt — muß man nicht denken."

Indem ich diesen kleinen Aufsatz mit vorstehendem Grundsatze einleite, beabsichtige ich nur, wo möglich alle „wenn" und „aber" über den vorliegenden Gegenstand zu beseitigen, und über denselben einiges zu sagen, was sachgemäß nach unsern Gesetzen und nach unseren (preußischen) ländlichen Einrichtungen darüber mit Grunde gesagt werden kann, und sonach werden wir die An-

sicht ganz so nehmen, wie sie ein diesseitiger Staatsbewohner nur nehmen kann.

Das deklaratorische Gesetz (über das Edikt vom 14ten September 1811) vom 29sten Mai 1816 bestimmt im Artikel 21.:

„Ist es nach Beschaffenheit und Größe der Feldmark, um eine zweckmäßige Lage jedem Theile zu verschaffen, erforderlich, daß einige oder alle Diensteinsassen translocirt werden, so müssen sie sich die Versetzung sowohl auf derselben Feldmark, als auch auf ein zum Hauptgute gehöriges benachbartes Vorwerk gefallen lassen. — In jedem Falle findet die Translocation nur unter den Bedingungen statt, daß der Gutsherr die Kosten derselben trägt, und die bäuerlichen Einsassen wegen des ihnen Gebührenden vollständig entschädiget werden."

Diese Stelle betrifft also insbesondere das Dienst-Regulirungswesen und die Eigenthums-Verleihung bei nicht eigenthümlichen Bauerhöfen.

Die Gemeinheits-Theilungsordnung vom 7ten Januar 1821, welche das Interesse aller eigenthümlichen Landbesitzer umfaßt, welche sich in einem Gemeinschaftsverbande, in einem belasteten Verhältnisse u. s. w. befinden, bestimmt:

§. 69. „Kann nicht allen Theilnehmern, dem Zwecke der Auseinandersetzung gemäß, eine wirth-

schaftliche Lage ihrer Ländereien verschafft werden, so müssen diejenigen, welche nach dem Ermessen der Auseinandersetzungsbehörde dazu geeignet sind, jedoch nach der schon hierbei freistehenden eigenen Wahl, entweder die ihnen ohne Abbau anzuweisenden Ländereien, der minder vortheilhaften Lage derselben ungeachtet, annehmen, oder gegen Entschädigung einen Abbau sich gefallen lassen, wenn der vierte Theil der hierbei Theilnehmenden (nach den Antheilen berechnet) ihn verlangt.

§. 70. Erhalten sie eine Entschädigung, welche nicht allein den Ersatz der Gebäude, der Befriedigungen, des Gehöftes, des Gartens und der darin befindlichen Bäume, sondern auch den Ersatz der Culturmängel und des temporellen Ausfalls an Früchten enthält, so sind sie verpflichtet, die bisherigen Gebäude nebst Gehöfte und Gärten denjenigen, die den Schaden ersetzen, zu überlassen.

§. 71. Begnügen sie sich aber lediglich mit den Baukosten der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, nach Abzug des Werths der bisherigen Gebäude, so verbleiben dem Abbauenden das bisherige Gehöfte und Garten nebst Gebäuden.

§. 72. Die Kosten des Abbaues müssen von allen Auseinandersetzungs-Theilnehmern, welche

daraus Vortheil haben, einschließlich des Abbauenden, nach Verhältniß ihres Vortheils, aufgebracht werden."

Diese Gesetzes-Bestimmungen sind sichtbar zum Vortheil der Sache und aller Interessenten, sowohl der Gutsbesitzer als der Bauern, getroffen worden, und wer es weiß, wie lange man sich nach einer solchen gesetzlichen Freiheit gesehnt hat, der kann nicht anders, als er muß den Gesetzgeber dafür segnen.

Herr Kammer-Rath Zimmermann nimmt auf diese speciellen Gesetze über den Abbau in seinem Aufsatze nicht Bezug, er leitet denselben vielmehr damit ein, daß Separation und Abbau jetzt beinahe in allen Provinzen des Staats das allgemeine Loosungswort der Staats- und Landwirthe sey, und (pag. 87) daß man in Folge dessen schon allenthalben (?) auf den separirten Ländereien ab- und ausgebauete Höfe sähe.

Beides muß in Zweifel gezogen werden, und giebt Hr. K. R. Zimmermann die Nützlichkeit der Separationen zu, so fällt die angeführte Authorität von Gerveis (pag. 87) von selbst als unnöthig weg, da sie ohnehin nach der alten Schule schmeckt, die nichts zu erreichen vermogte, auf deren Wegen auch nichts erreicht worden ist, und auf die unsere Gesetzgeber wohl schwerlich Rücksicht genommen haben, vielmehr kann nur anerkannt werden:

daß die Gesetzgebung, Freiheit der Disposition über das Grundeigenehum gestattet und ausgesprochen hat: daß diese auf allen möglichen Wegen zu erreichen stehen sollte.

Die Gesetzes-Verfügung gab also den leitenden Commissarien ein Auskunftsmittel an die Hand, dessen sie sich zu bedienen ermächtigt seyn sollten, um das Werk zum Vortheil aller Theile zu Ende zu führen und das Mögliche zu errrichen.

Die Gesetzgebung befahl also nicht, daß alle Menschen ihre Höfe aus den Dörfern nach ihrem Acker translociren sollten; die Staatswirthe (vielmehr die Gesetzgeber) hielten dies auch nicht für nöthig, und es kann keinesweges behauptet werden, daß das Abbauwesen bei ihnen zur fixen Idee geworden. Auf Gerveis Ideen kann es aber hierbei nicht mehr ankommen, dagegen hat das, was die Annalen und Schwerz darüber früher gesagt, seinen Werth, weil es Grund hat.

Aber daß auch alle Landwirthe jetzt so sehr auf das Abbauen versessen wären und nur allein darin ihr Heil fänden, muß ebenfalls allen preußischen Landeseinwohnern höchst zweifelhaft vorkommen.

Der nächste Grund, weshalb man abbauen muß, ist im Gesetze selbst ausgesprochen, nämlich um jeden, von sehr vielen Theilnehmern, eine wirthschaftliche Lage seiner Ländereien zu ver-

schaffen, und die will ein Jeder haben und kann sie gesetzlich verlangen; es ist aber nicht immer leicht, noch für den Commissarius eine Kleinigkeit, dies Zeil zu erreichen, und wäre das Gesetz nicht, von dem hier die Rede, so wäre es oft unmöglich, und ein Paar Theinehmer würden allemal betrogen.

Es frägt sich aber, ob wohl die Leute in einem Lande, in dessen Wirthschaften während zehn schweren Kriegesjahren kein neuer Nagel in die Wand geschlagen worden, wo es überall zu repariren, neu zu bauen, Privat- und öffentliche Schulden die Menge zu bezahlen giebt, so versessen darauf seyn mögten, überall zu separiren, blos deshalb, um die Gebäude mitten auf die Aecker zu setzen, aus einer auf einmal erwachter Neigung dazu und weil die allgemeine Stimme (angeblich) dazu auffordere.

Von den 3 bis 400,000 Bauern des preußischen Staats haben noch lange nicht alle auf Separation, geschweige denn auf Abbau angetragen, und die Zahl der neuen herrschaftlichen Vorwerke und der abgebaueten Bauerhöfe ist allen, hier im Lande vorhandenen, Nachrichten gemäß, gegen das Ganze zur Zeit noch höchst unbedeutend. In der Priegnitz haben einige Dörfer zum Abbau geschritten, anderer Orten einzelne Wirthe,

was indessen auch hin und wieder schon vor Erscheinung der angeführten Gesetze geschehen ist.

Allein auch der Charakter des Bauers, so wie er von den hannöverschen Gränzen an bis zu den russischen Gränzen (Schlesien etwa theilweise ausgenommen) sich zeigt, stimmt noch gar nicht für dergleichen Verbesserung seines Zustandes ganz allgemein, und seine Abneigung dagegen sucht sich in der Regel solche Rathgeber, die sein Widerstreben, gegen die Wünsche nur etwa eines auf Separation provocirenden Gemeine-Mitgliedes, nur gar zu geschickt zu unterhalten wissen, um ihn am Ende in Kosten und Verderben zu bringen.

Der Bauer wohnt in den bezeichneten Provinzen viel zu gern im Dorfe und hängt an den Dorf- und Gemeine-Einrichtungen so fest, daß er so leicht mit Vorstellungen nicht davon abzubringen ist, so ist es schon in den Marken, wie vielmehr in Masuren, Pomerellen und Westpreußen, hinter großen Wäldern und wo auf 25 Quadratmeilen nicht einmal auch nur ein kleines Städtchen ist.

Wenn Hr. K. R. Zimmermann gestehet, seine früheren Ansichten über das Abbauwesen jetzt geändert zu haben, und viele Bedenklichkeiten dagegen und gegen das früher entworfene Bild seiner

Phantasie davon in ihm aufgestiegen sind, so erlaube ich mir, Ihm, als Sachkenner, einige Fragen vorzulegen, deren Erörterung vielleicht alle Bedenken über die Sache aufheben mögte.

National-ökonomisch, also auf den Volkswohlstand bezüglich, ist die Frage:

muß separirt, und in Folge dessen, zwar nicht überall, aber doch hin und wieder, abgebauet werden?

und wenn dies der Fall, so ist die rein-ökonomische Frage:

unter welchen Ortsverhältnissen kann der Abbau einzelner verlangt und gesetzlich ausgeführt werden?

Die erste Frage, so weit sie Separationen betrifft, hat Herr Zimmermann selbst bejahend beantwortet und nur über das Mode gewordene allgemeine Abbauen geht sein Bedenken, und er hat gefunden, daß seine abgeänderte Meinung darin ihren Grund hat, daß die darüber (angeblich) herrschenden abstrakten und reinen idealischen Grundsätze in der gegenwärtigen Lage des Staats und der Bauern in der behaupteten Allgemeinheit nicht ganz richtig sind, sondern durch letztere näher bestimmt und beschränkt werden müssen, daß der Nutzen des Ab- und Ausbaues nicht allein nach dem reinen Geldinteresse und der Produktion der Bauern bestimmt und entschieden wer-

werden könne, sondern daß dabei auch andere wichtigere Berücksichtigungen eintreten müssen u. s. w.

Da schon angeführt ist, daß in den preußischen Staaten das Abbauen der Bauerhöfe weder häufig geschieht, noch überall Zwang und noch weniger allgemeine Neigung dazu ist, so fallen auch die Vorstellungen von selbst weg, die sich Herr K. R. Zimmermann davon gemacht hat, und es liegen bei der Sache, so weit sie re vera gesetzlich eintreten darf, gar keine idealischen Grundsätze zum Grunde, vielmehr ist es in der bloßen ökonomischen Nothwendigkeit begründet, wenn abgebauet werden muß.

Ist aber das Geldinteresse einmal, wie Hr. K. R. Zimmermann behauptet, jetzt der Hauptregulator aller menschlichen Handlungen, so dürften doch bei uns die andern Regulatoren, deren die innern Gesellschafts-Einrichtungen bedürfen, nicht ganz bei Seite gesetzt worden seyn. Allerdings hat das jetzige Geldinteresse dem gegenwärtigen Jahrhunderte den Namen des „merkantilischen" gegeben, im Gegensatze des vergangenen, welches sicher mit wenigerem Rechte das „philosophische" hieß. Allein wir dürfen uns in Zeiten der Noth nicht an die Namen kehren, denn der Bestand der Gesellschaft will zunächst erhalten seyn, und dies geht nur durch Arbeit und Anstrengung, durch den Wechsel des Mein und Dein, der sich am

Ende in Gelde ausgleicht, und darin liegt nichts besonderes, noch weniger aber eine herrschende Tendenz der Nation, welche Geldgier und unedlen Eigennutz bezeichnete, und daher verächtlich wäre, sondern es liegt blos in dem Umstande, der schon erwähnt ist, daß der lange Krieg vieles vernichtet hat, daß in zehn Jahren kein neuer Nagel in die Wand geschlagen worden, daß man bauen und bessern muß und die Aussicht hat, noch auf Jahrhunderte hin Schulden bezahlen zu müssen, daß der Dienstbauer (und $\frac{5}{6}$ aller Bauern in den alten Provinzen sind solche) vor 1811 auf seinem Hofe keine Schulden contrahiren durfte, auch keinen erheblichen Personal-Credit hatte, jetzt aber die Staats- und Communal-Schulden, die seit 1806 aufgelaufen, mit bezahlen muß, ungeachtet $\frac{99}{100}$ Theile jener Bauern noch jetzt nicht Eigenthümer sind, und wenn sie es sind, doch nur $\frac{1}{4}$ des taxirten Werths ihrer Höfe verschulden dürfen, und ist hier beiläufig zu bemerken, daß oft ein Morgen solchen Bauerlandes nur zwischen 5 bis 10 Rthlr. taxirt zu werden pflegt.

Es erscheint also dies sogenannte merkantilische Zeitalter aus seinen Entstehungsursachen gerechtfertiget, und Geld und Geldeswerth, erhöheten Nutzen und die Mittel dazu, ergreifen die Leute ganz natürlich zuerst und richten ihr Bestreben dahin, weil das Zeitbedürfniß des Staats und

der Familien nicht darauf wartet, bis sich das Alles etwa von selbst findet. Daher muß denn der Hofdienst aufgehoben und die Aecker müssen separirt, die Höfe nöthigenfalls auch abgebaut werden, wozu die Regierung die gesetzliche Freiheit gegeben hat. Jedoch kann man versichert seyn, daß bei weiten noch nicht alle Menschen von dieser gesetzlichen Freiheit Gebrauch machen oder darauf dringen, in dieses neue Verhältniß zu gelangen, daher muß man annehmen, daß dieses merkantilische Bestreben entweder noch nicht überall herrsche, oder daß sonstige Ursachen vorhanden, die am Nichtgenuß der Gesetze Schuld sind.

Soll also der Volkswohlstand wiederhergestellt werden (und unter Volk sind alle Stände begriffen), so liegt in einem Staate, in welchem $\frac{3}{5}$ der Bevölkerung unmittelbar vom Landbau lebt, kein Mittel näher als die Vollziehung, und zwar die baldige, jener Gesetze, wodurch dem National-Vermögen jährlich viele Millionen Werths zuwachsen, das heißt die erspart werden, und die den reinen Ertrag erhöhen, nämlich den reinen Ertrag aller nationellen Güter, folglich haben alle Stände Theil daran. Denn darüber ist jetzt wohl kein Zweifel mehr, daß der Ackerbau eines Landes jetzt wohl mit zu großen Kosten verknüpft ist, wenn er zum größten Theile uoch unter Gemeinschaftsverband bestehen und durch Hofdienste betrie-

ben werden soll, wo oft auf einer Fläche von zweitausend Morgen 60 Pferde, 30 Knechte und eine große Anzahl Weiberhände gebraucht werden, während dasselbe Grundstück mit weniger als die Hälfte dieser Kraft bewirthschaftet werden kann. Will dies dem Einzelnen nicht einleuchten, so leuchtet es doch für das Ganze ein, und ein jährlicher so großer Verlust am Nationalvermögen trifft früh oder spät doch auch dem Einzelnen, weil der, der noch etwas behält, den mit übertragen muß, der ein Bettler geworden.

Von etwas Idealischem und von Phantasien, etwa gar unter den Interessenten, kann hier also gar nicht die Rede seyn, überdem weiß man, daß Leute, die in praktischer Beschäftigung leben, sich nicht viel von Phantasien beschleichen lassen, es müßten denn solche seyn, die ihre verkehrten Pläne und Ansichten ins Leben übertragen und geltend machen wollten, was aber gewöhnlich mit Verlust verbunden ist. Die Staatsmänner und die Gesetzgeber haben aber bei uns auch keine solche Ideale und Phantasien, vielmehr ist über den vorliegenden Gegenstand das Gesetz, auf den Grund sachgemäßer vernünftiger Voraussicht, gegeben, es besteht, und mit ihm besteht die Freiheit, durch Anwendung desselben die möglichen Vortheile zu erreichen, welche früher ganz unerreichbar waren. Ein Mehreres ist nun aber nie beabsichtigt wor-

den, und da der Bauer mit seinem Grundstücke, sobald er Eigenthümer geworden und separirt ist, machen kann was er will, so bleibt es ihm überlassen, ob er allein, oder zugleich mit allen seinen Nachbarn herausbauen will, dies wird vielleicht in der Folge noch häufig geschehen, ohne daß man es ein Phantasiestück wird nennen können.

Dies führt uns zur Beantwortung der zweiten Frage. Ich würde aber sehr weitläuftig werden müssen, wenn ich sie ausführlich ökonomisch beantworten wollte, wozu dieser Ort nicht geeignet ist. Herr K. R. Zimmermann erlaube mir daher, Ihn auf das zu verweisen, was ich über diesen Gegenstand gedacht, selbst erfahren und geschrieben habe, es findet sich in den von mir herausgegebenen „Grundsätzen der Gemeinheitstheilung, Berlin bei Maurer, Abth. II. pag. 40 über die Ackerpläne und pag. 57 über Translocation", und hierbei ist vielleicht auch das von Interresse, was ich daselbst in der I. Abth. pag. 250 „von den ökonomischen Bedürfnissen der großen und der kleinen Landgüter, welche beim Separationsverfahren zu berücksichtigen sind" gesagt habe.

So viel will ich nur hier bemerken, daß bei einer Separation der Abbau einzelner Wirthe gewöhnlich nur dann eintritt, wenn das Dorf oder auch die Stadt am Ende der Feldmark und nicht in ihrem Centro liegt, folglich das Beschwerliche,

oft Unmögliche einleuchtet, jedem Theilhaber einen unzertrennten, mit den der übrigen gleich nahen und auch gleich guten, Landplan anzuweisen. In solchem Falle befinden sich sehr viel Orte oder werden in denselben kommen, denn wo die Figur der Feldmark länglich und der Ort am Ende derselben ist, kann es nicht anders kommen, oder die ganze Sache ist mangelhaft. Man denke sich z. B. die vielen kleinen Städte der Mark Brandenburg, welche nur Ackernahrung treiben und deren Besitzer ihren zerstückelten Grundbesitz oft auf einer Strecke von $\frac{3}{4}$ Meilen befahren müssen, solche Städte sind z. B.

Alt-Landsberg mit 99 Ackerbürgern und 3 Geistlichen und mit 8 bis 9000 Morgen Landes (zusammen 1010 Einwohner);

Lychen mit 1191 Einwohnern 11 bis 12,000 Morgen;

Bernau mit 2253 Einwohnern 12 bis 13,000 Morgen;

Mittenwalde mit 1352 Einwohnern 12,000 Morgen;

Biesenthal mit 1171 Einwohnern 8000 Morgen und andere mehr, wo der Ackerbau noch auf einer in der That sehr niedrigen Stufe steht.

Die der Zahl nach wenigen Besitzer dieser großen Flächen, die schon über $2\frac{1}{3}$ Quadratmeile betragen (andere Städte ungerechnet) nutzen, in-

dem ihre Grundstücke unter dem Gemeinschaftsverbande liegen, in viel tausend einzelne Parcellen getheilt und nebenher mit Servituten belastet sind, offenbar nur geringe und es ist bekannt, daß sie sich nicht im Wohlstande befinden, obgleich sie freie Bürger und Eigenthümer sind; lassen sie aber diese Verhältnisse einmal aufheben, so sind auch mehrere von ihnen genöthigt, auf das Land hinaus zu bauen, weil es unverständig seyn würde, mit dem Ackerhofe hinter der Stadtmauer sitzen zu bleiben, um $\frac{3}{4}$ Meilen Weges nach dem Acker zu fahren, der nicht einem jeden nahe zugetheilt werden konnte. Dies geschieht aber jetzt und die Folge davon ist, daß sie noch einmal soviel Gespannvieh haben müssen, als eigentlich nöthig ist.

Allein daß Lage und Umstände es nöthig machen können, daß einige Mitglieder einer Gemeine, sey es nun einer Dorf- oder einer Stadtgemeine, herausbauen, begründet noch nicht die Nothwendigkeit, daß sie es alle thun müssen, denn sobald die Figur der zu theilenden Masse Acker, von welcher die entfernter liegenden Theile für die Abbauenden abgeschnitten worden, nun mehr concentrirt ist, und die im Dorfe oder in den Städtchen liegenden Wirthschaftshöfe durch jene Abbau-Operation und Zusammenlegung der vielen vorher dagewesenen Parcellen, ihre Ackerpläne näher gerückt erhalten haben, ist ein fernerer Abbau ganz

unnöthig, und geschiehet er in Dörfern dennoch, so hat er andere, nicht blos landwirthschaftliche, Veranlassungsgründe, wie wir nachher zeigen werden; ohnehin aber ist nicht denkbar, daß besonders Stadtbewohner mit einem Male eine solche Abbauluſt bekommen sollten, da sie gewöhnlich bessere Häuser als die Bauern haben, die sie nicht, wie diese, ohne großen Schaden abbrechen und auf dem Felde wieder sofort aufbauen können, wobei sich zugleich noch früge, wo wohl, wenn auch nur 50 Bürger in einem Sommer ausbauen, die 50 von ihnen in der Stadt hinterlassenen Häuser bleiben würden, da doch bei den jetzigen Zeiten unmöglich vorausgesetzt werden kann, daß sich sofort annehmliche Käufer dazu finden werden.

Dasselbe findet nun auch bei bäuerlichen Feldmarken und Gemeinen statt, und wenn die Interessenten der Separation hier von den oben angeführten gesetzlichen Befugnissen Gebrauch machen und in Folge dessen einige Mitglieder ausbauen müssen, so dient dies ebenfalls dazu, damit die welche im Dorfe wohnen bleiben die Vortheile der Separation um so mehr genießen.

Die ganze Gesetzesbestimmung giebt also ein Mittel an, um aus der Sache zu kommen und die Vortheile der Auseinandersetzung gleich zu vertheilen; es liegt etwas ähnliches darin, wenn, was zuweilen geschieht, eine Servitut- oder eine

Grundgerechtigkeit von nutzbaren Grundstücken aufgehoben, und die Entschädigung dafür durch Ländereien von der belasteten Art gegeben werden soll, wo es denn öfter sich zuträgt, daß einer der Interessenten ein entfernt liegendes Stück an den Belasteten verkauft oder vertauscht, um den Berechtigten damit abzufinden, und sich dafür von seinen Mitinteressenten in Gelde entschädigen läßt, wodurch er diesen viel Kosten einer neuen Aftervertheilung u. s. w. erspart.

Da es aber in Absicht der Dinge, die das Volkswohl betreffen, nicht damit genug ist, daß die zu dem Zwecke gegebenen Gesetze, ein im Geldbeutel der Bürger und Bauern hell wiederklingendes Resultat geben, indem sonst die Wissenschaft von der National-Wirthschaft eine sehr einseitige Tendenz verrathen würde, so muß man sich bei solchen Sachen auch auf den andern Seiten derselben umsehen. Herr K. R. Zimmermann hat uns hierzu in seinen sechs Rücksichten pag. 90 einen angemessenen Fingerzeig gegeben, und er spricht also zuerst von Civilisation und Geistescultur der Landleute.

Daß die Gesellschaft und der Umgang Menschen bildet, ist richtig, aber sie verbildet sie auch häufig. Der Landmann kann überhaupt, vermöge seines Standes und seines Lebens auf Dörfern und Vorwerken, nicht auf die Summe gesellschaft-

lichen Umgangs Anspruch machen, die ein Städter genießt, denn er und die Seinigen haben dazu nicht Zeit, wenn sie auch Gelegenheit dazu hätten, und haben sie auch in 3 bis 4 Wintermonaten mehr Muße, so fehlt dann wieder die Gelegenheit, sie im Umgange mit andern hinreichend zu nutzen. Die höheren Stände haben ihre Hülfsmittel ihre Kinder bilden zu lassen, der Bauer hat seinen Dorfschulmeister, mehr verlangt er nicht, und da er diesem bei einer Dienstregulirung oder Separation 2 bis 6 Morgen Acker zur Verbesserung seines Auskommens geben muß, so glaubt er und die ganze Gemeine schon alles Mögliche für jetzt und für die Folgezeit für die Bildung seiner Nachkommen gethan zu haben. Wie lebt nun der Bauer im Dorfe? unter seiner Familie und seinem Gesinde in einem und demselben Zimmer, und hiernächst zu Zeiten bei der Gemeineversammlung, die gewöhnlich mit einem halben oder ganzen Krug-Bachanal endet. Der Kirchgang und die Marktreisen bringen dann zuweilen einige Würze in das tägliche Einerlei, die dann auch reichlich und pränumerando genossen wird. Geht es in guten Gegenden weiter, so steigert sich die Sache bis zum Kartenspiel und doppelten Branntwein bei Männern, und auf die größte Kaffeekanne bei den Weibern, und dazu finden sich Nachbarn selbst im schlechtesten Wetter zusammen,

wenn sie auch noch so weit von einander wohnen. Dies ist nun das gewöhnliche Leben des gemeinen Mannes in Dörfern, und der alte Adam, der in ihm steckt, verbirgt sich hier keinesweges; allein was würde denn nun das Leben desselben anders seyn, wenn nicht mehr Bauer neben Bauer im Dorfe wohnte, sondern jeder 100 Schritt oder mehr von dem andern entfernt, draußen auf seinem Acker (in einem freundlichen, verständig gebauten Hause mit klaren hellen Fenstern, den Garten neben, die Ställe hinter sich, reine Luft in den Zimmern und sonst jedes Ding an seinem Orte, ich kann dies nur in parenthesi beifügen); der Nachbar würde den Nachbar ebenfalls aufsuchen und mit ihm schwatzen, und so auch ihre Weiber und Kinder; dadurch würden sie aber weder klüger noch dümmer werden, als sie es im Dorfe auch waren, und der Zirkel, in den sie sich bisher gedreht, würde derselbe seyn, wenn mit der Separation und dem Herausbau nicht ein Band zerrissen worden wäre, was auf den Bauer bisher nur gar zu sehr einwirkte. Dies Band ist dasjenige, welches die Einrichtungen der Feldbestellnng und der Viehweide zusammenhält, so wie selbige bei einer bäuerlichen Gemeinschaft besteht. Die Magistratur in einem Dorfe drehet sich nur um die daher genommenen Gegenstände, diese sind der Upstall oder die Nachtkoppel und deren Gehege, die

Ochsenhegung und die Hegefurche um selbige, so wie die Termine dafür, das Saathüten, Streurechen u. s. w. Das sind die Dinge, um welche die Gemeine sich gegenseitig behandelt, allenfalls sich auch verfolgt, haßt und verklagt, und in die nur dadurch einiger Wechsel kommt, daß die hohe Obrigkeit ihnen auch die Instandsetzung, Erhaltung und Bepflanzung der Wege jetzt aufgegeben hat und darauf strenge hält.

Die mehrsten Separationen werden, wie ich mich persönlich überzeugt habe, nicht jedesmal deshalb angebracht, nm die Möglichkeit einer bessern Bodencultur zu erreichen, sondern um aus den Plackereien eines solchen Ackergemeinwesens herauszukommen; desto härter ist aber der Stand der Commissarien, welche die Separation leiten sollen *).

Die vernünftigern unter den Bauern, und dies sind gewöhnlich die, welche nicht Eingeborne desselben Dorfes, sind durch die Communal-Einrichtungen solcher Art am freien Handeln gehindert; ihr oft vernünftiges Widerstreben setzt

---

*) Bei den Dienstregullrungen, die ich vor Jahren leitete, hätten gern mehrere separirt, wenn mein Zureden ihre Furcht vor ihren Nachbarn hätte überwinden können, nach und nach haben sie aber doch sich dazu entschlossen.

Haß und Feindschaften, sogar auch unter Blutsverwandten; die Begütertsten in der Gemeine pflegen hier die Herrscher zu seyn und machen sich auf Kosten der andern geltend; daß ein Pferdehirte für einige Monate angenommen werde, muß sich jeder gefallen lassen, wenn gleich ein Drittheil der Anwesenden überzeugt seyn sollte, daß die Weide des Hirtenlohns nicht werth sey. Allein der Vierhüfner überstimmt den Zweihüfner, und dieser den Kossäthen, und solchergestalt herrschen immer mehr oder weniger demagogische Umtriebe, denen selbst der Schulz nachgeben muß. Wäre nicht jedem Wirthe immer die Existenz des Landraths gegenwärtig, so würde die öffentliche Dorfpolizei nicht besser gehandhabt werden, als ihre eigene Feldpolizei.

Hiernach darf man wohl nun nicht erst fragen, ob Gewinn dabei sey, wenn das Gemeinwesen ein Ende nimmt.

Und wenn nun vollends sich eine Anzahl solcher Wirthe über ihre Felder hin verbreiten und dort Häuser bauen, so sind sie vollends allen diesen Plackereien enthoben; die schlechten Beispiele von daher fallen nun aus, nur den guten steht die Thür immer offen.

Aber wir sagen Schulunterricht, Polizeiaufsicht und obrigkeitliche Verwaltung werden erschwert, kostspielig, unvollständig. Ich kann dies

nicht finden. Unsere Dörfer, die schlesischen ausgenommen, sind so groß nicht, und angenommen, daß immer ganze Gemeinen ausbauen, was doch nicht geschieht, so sehe ich doch noch keine so große Zerstreuung dabei, wenn selbst 10 Bauern auf einer Feldmark von 2000 Morgen aufbauten, und also jede 200 Morgen für sich lägen; je nachdem die Fläche gestaltet ist, wird man genau die Entfernungen eines jeden vom andern und bis zum Schulzenhofe und dem Schulhause berechnen können. Die kleinsten Kinder in Berlin müssen in Wind und Wetter unter mancherlei Gefahr von Wagen und Pferden und Reitern weitere Schulgänge machen, als solche Landkinder. In den Colonien des Warte- und Oderbruches gehen auch die Kinder über die Felder auf kurzen Wegstrecken zur Schule, und niemand findet das lästig; von selbst aber versteht sich, daß die Schulen bei Gründung solcher Abbauten der Mitte derselben nahe gebracht werden müssen; sind ganze Gemeinen so bauluſtig, so wird es ihnen auf den Bau eines neuen Schulhauses nicht ankommen.

Sollten denn nun für die Polizeiaufsicht und sonstige Verwaltung erheblichere Weiterungen eintreten, wie wir hinsichtlich der Schulen gesehen haben? einmal ist der Einwand an sich unzulässig, denn der Polizei muß es gleich seyn, ob die Menschen lieber auf freiem Felde oder in Städten und

Dörfern wohnen wollen, weil die Freiheit vorhanden ist, dies nach gefallen thun zu können, und die Polizei ist zum Vortheil der Menschen da, welche nicht danach fragen, was der Polizei bequem ist oder nicht; wird die Besorgniß des Hrn. K. R. Zimmermann wegen des allgemein sich verbreitenden Abbaues erfüllt, dann wird das Polizei-Personal, wo es nöthig ist, verstärkt werden, und dafür müssen die Leute Geld aufbringen, so auch mit allen übrigen Gemeindesachen. Der Schulze *), in sofern er nun eine wirkliche achtbare Magistratsperson geworden, muß nun seinem Amte Ehre bringen und den Bauer ablegen, das gleiche Interesse des Ackergemeinwesens hält ihn nicht mehr davon ab; das einzige wäre nun, die sämmt-

---

*) Ein Mann aus einem andern deutschen Lande erzählte mir einst die Verrichtungen des Schulzen in den Dörfern seiner Heimath. Diese besteht täglich darin, daß er am frühen Morgen in weißer Nachtmütze und leinener Jacke mit einer großen Hetzpeitsche vor allen Bauerhöfen knallt und die Wirthe zum Hofdienste ruft und dann an ihrer Spitze sich auf's Feld begiebt. Die ihm außerdem übertragene Dorfpolizei ruht nun während seiner Abwesenheit, das heißt den ganzen Tag und die ganze Woche, sie ist also nur in Funktion des Nachts und des Sonntags! — ich gestehe, seitdem ich dies gehört, daß es mir doch bei uns besser gefällt, wie in diesem Lande der Hetzpeitschen.

lichen Familienväter im Gemeindehause — wozu dann vielleicht nicht mehr die Schenkstube des Krügers gewählt wird — zusammen zu berufen, das würde einige Umstände machen und wohl gar die Ansetzung eines Gemeindeboten veranlassen, da aber Gänse- und Schweinehirte der Gemeine nun ohnehin schon ausfällt, so wird eine solche Gemeine es vielleicht angemessen finden, dem Nachtwächter auch noch das Botenamt zu übertragen.

Der Ortsgeistliche allein würde vielleicht mit der Sache nicht wohl zufrieden seyn, denn die Last seines geistlichen Amtes würde erschwert bei Krankenbesuchen, Kindtaufen und Hochzeiten, ich kann ihm darauf zu seiner Entschädigung weiter nichts anweisen, als die angenehmen Spaziergänge durch die Felder nach den Höfen seiner geistlichen Schaafe.

Für die Sicherheit des Staats, für das Landesheer und seine Ergänzung fürchtet Hr. K. R. Zimmermann auch bei dieser Einrichtung, und indem er sie bereits in Prospekte fertig sieht, erscheint der Staat, der seine Einwohner auf ihrer Grundfläche so sehr verspillern (zersplittern?) läßt, seiner Phantasie eben so schwächlich, als derjenige, dem es bei aller seiner Volksmenge an einem reinen Einkommen gebricht.

Diese Besorgniß kann ich weder fassen noch theilen!

Das

Das Militairwesen ist bei uns so vollständig und möglichst bequem eingerichtet, daß gar nichts darauf ankommt, wo die Leute wohnen, die Aushebungs-Commissionen wissen jeden zu finden, und noch nie habe ich sagen hören, daß die jungen Leute aus einzelnen Colonien schlechtere Soldaten wären, als die aus Dörfern und Städten. Im Gegentheil sollte man meinen, in der Freiheit draußen auf dem Felde, fern von entnervenden Genüssen der Dorfschenke oder der städtischen Wirthshäuser gedeihe die Mannskraft, die dem Krieger taugt und sein kühner Muth am besten. Und was heißt das, die Einwohner über die Grundfläche hin verspillern? Mich däucht es ist, gleichviel durch welche Anlässe, in mancher unserer alten Provinzen die Bevölkerung noch dünne genug, und wiewohl sie in Dörfern lebt, so ist sie doch auf eine weite Fläche hin zerstreuet, z. B. enthält der Kreis Karthaus im Regierungsbezirke Danzig auf $25\frac{3}{4}$ Quadratmeilen keine Stadt, und auf jeder Quadratmeile nur 782 Landbewohner, und das geben eben so gute und noch bessere Soldaten, als die Handwerkersöhne einer Fabrikstadt, ungeachtet sie im Verhältniß zur übrigen Landes-Einwohnerschaft ganz als Einsiedler erscheinen. Jener psychologische Grundsatz: daß der gesellschaftliche Umgang der moralischen Kraft des Kriegers den Muth erhebe, ist auf diese Leute nicht anwendbar,

auch sie haben seiner Zeit bewiesen, daß sie Muth haben, und das werden sie immer beweisen, wenn sie, wie damals, wissen, warum sie fechten. Eben so wenig wie ich aber begreife, was der Wohnort der Menschen mit ihrer militairischen Tauglichkeit zu thun habe, da wir doch hier keine Campagna di Roma haben, deren ungesunde Luft die ohnehin durch Druck der Zeiten ausgesogenen armen Hirten noch vollends enervirt, eben so wenig leuchtet mir ein, wie es einen Staat geben könne, der bei aller seiner Volksmenge kein reines Einkommen habe, und eben deshalb die physische Kraft seiner Bürger schwäche.

Ich dächte ein Staat, das heißt eine Gesellschaft von Producenten aller Art, müsse ein reines Einkommen haben, sonst löse sich die Gesellschaft nothwendig auf und es entstehe Anarchie und Hungertod; weiß Hr. K. R. Zimmermann einen Staat, der kein reines Einkommen hat, so mögte ich ihn wohl kennen lernen. Ein reines Einkommen hat jeder Gewerbtreibende und sich Beschäftigende, es ist eine leere Rede der Physiokraten, wenn sie behaupten, nur der Landbau gewähre reines Einkommen; das ist längst vergriffen.

Ich komme hier in Versuchung zu glauben, daß, indem die Sache der Phantasie des Herrn K. R. Zimmermann so vorgekommen, Ihm, unversehens, die Phantasie zu weit geführt habe, und

wiewohl ich nicht derjenige seyn mag, der Hrn. K. R. Zimmermann des Obscurantismus in der Staatswissenschaft zeihet, so mag ich mich mit Ihm doch noch nicht über zu vieles, blendendes Licht beschweren, und mich bei einiger Dunkelheit glücklich finden.

Und nun müssen wir noch auf zwei Punkte zurückkommen, nämlich:

kann Aufklärung und Unterricht bei Vereinzelung der bäuerlichen Wohnungen sich besser verbreiten als in Dörfern? und

ist der wirthschaftliche Nutzen so groß, als er vom Abbau wirklich erwartet wird?

Es ist, hinsichtlich der ersten Frage, kein Grund vorhanden, weshalb Prediger und Schullehrer ihre Pflicht weniger thun sollten, wenn die Eingesessenen nicht dicht neben einander, sondern in einiger Entfernung von einander wohnen; manche Dörfer haben sogar keinen Prediger, er wohnt zwei Meilen davon und ihre Gerichtsobrigkeit fünf Meilen, und sie sind deshalb nicht um ein Haar moralisch schlechter als andere, und empfangen von ihrem armen Schulmeister, der zugleich ihre Röcke macht, die moralische Mitgift auf das ganze Leben. Die Sache bleibt also in den mehresten Fällen wie sie ist, aber die Menschen sollen doch besser werden. Das können sie nur durch gutes Beispiel von oben und durch mancherlei gute Ein-

richtungen im Gemeinwesen und dadurch, daß ihr Schulmeister wirklich ein Schulmeister und nicht zugleich ein Schneidermeister oder ein Mann ist, der über die Cultur der Paar Morgen Acker, die ihm die Gemeine zur Verbesserung seines Dienstes angewiesen, seine Pflichten versäumt, der ihnen vielmehr begreiflich macht, weshalb die guten Einrichtungen getroffen werden; daß sie nämlich zu ihrer und ihrer Kinder Besten getroffen sind.

Von der Lectüre, sagen wir, kann beim Bauer keine Rede seyn, und in der That war eben bisher nicht die Rede davon, allein das bleibt nur eine gewisse Zeit lang wahr, es giebt viele die Lesen und nicht ohne Verstand, ich kenne deren selbst, und die Söhne werden bald anders seyn als die Väter sind. Freilich kommt es darauf an, was sie in die Hände bekommen, und wenn ich einst bemerken mußte, daß ein Dorfschulz im Separations-Termine die päbstliche Bulle de salute animarum aus der Gesetzsammlung (wiewohl den deutschen Text) las, so würde es ihm vielleicht nützlich gewesen seyn, wenn ihm jemand gezeigt hätte, wie er die Gesetzsammlung und was er daraus lesen sollte.

Warum finden denn Volksblätter Eingang bei Stadtbewohnern, und auch bei den Landbewohnern Obersachsens? weil sie ihnen angeboten werden und die Verfasser ihren Geschmack treffen.

Es dürfte also allerdings von dieser Seite auf den Bauer gewirkt werden können, wenn es sonst danach angefangen würde. Es ist aber auch außerdem kein Hinderungsgrund vorhanden, weshalb dem freien bäuerlichen Eigenthümer, der zu Stadt und Land Verkehr treiben darf, nicht neue Ideen zugehen sollten, er wird in seinem jetzigen Zustande nur um so empfänglicher dafür seyn, da er in seinem frühern Verhältnisse häufig gedrückt war und den Muth und die Lust dazu nicht hatte.

Die zweite Frage ist schon zur Hälfte vorhin beantwortet; der Bauer separirt um seines Vortheils willen, die Sache läßt sich in ihren Erfolgen indessen nicht so generalisiren, wie der Herr K. R. Zimmermann gethan hat, und zugleich wiederum so klein zertheilen, daß Zeit- und Kostenaufwand nach Minuten und nach Thalern, Groschen und Pfennigen constire; man kann aber versichert seyn, daß der preußische Bauer, der sich dazu entschließt, sein altes Gehöft zu verkaufen und sich auf den Acker neu aufzubauen, gewöhnlich Vortheil hat, weil Wohnhäuser mit Gärten in den Dörfern sehr gesucht werden und es an Baustellen auf dem Lande fehlt.

Es kann bei einer solchen Berechnung auf das specielle der Arbeitskosten auch gar nicht ankommen, da der Bauer ein Minimum an Gespann halten muß, und dieß trifft er bald. Trauen

wir ihm aber zu, er habe separirt, um dem lästigen Gemeinschaftsverbande zu entgehen, so dürfen wir ihm auch zutrauen, daß er Sinn dafür hat, sein Feld besser einzutheilen, einen bessern Garten anzulegen, seine Kinder mit Gänse- und Schweinehüten nicht mehr zu belästigen und den Hausbedarf von Schaafvieh auf dem Stalle zu behalten, sonst aber sich mehr der Rindviehzucht zu befleißigen, die ihm sehr angemessen ist; und so habe ich es denn seit einigen Jahren schon bei vielen gefunden, die, wenn sie die neue Glückseligkeit auch nicht übermäßig preisen, doch finden, daß sie tausendmal besser ist, als das alte Verhältniß; wogegen ich denn aber auch viele finde, die vor 7 Jahren des Hofdienstes entledigt wurden, und nach einigen Jahren, bei ansehnlichem Landbesitz in der Gemeinheit und bei geringen Abgaben, dennoch zu Grunde gingen. Die angelegten Kostenberechnungen werden daher wohl schwerlich jemand für oder wider die Sache bestimmen. Daß Industrie, Intelligenz und Geldkräfte für die Agrikultur, wie für jedes andere Gewerbe, entscheiden, ist gewiß, daher muß man erwarten, daß in jedem Lande ein jeder Bauer das auf seine Weise vollbringen wird; unter Vormundschaft steht er nicht mehr, und es ist nicht gleich ein allgemeines Landesunglück, wenn die Einrich-

tungen des gemeinen Mannes nicht sogleich ausgezeichnet sind, sie waren es bisher noch weniger, und dennoch ist der preußische Staat in Bestand geblieben.

Sollen wir über das Bauwesen und die landwirthschaftlichen Angelegenheiten die Erfahrungen aus Thüringen, Westphalen, Flandern, Brabant u. s. w. holen, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß weder Land noch Menschen, noch Weltlage aller dieser Völker, einschließlich derer in den alten preußischen Provinzen, zu einander passen. Praktische landwirthschaftliche Vortheile und Erfahrungen mag ein Volk vom andern lernen, aber warum die Sachen sich bei einem Volke so, beim andern anders gestalten, das liegt in tiefern Ursachen, die wir aber hier zu entwickeln nicht Raum haben. Ich kenne so ziemlich alle germanische und nicht germanische (aber doch deutsch redende) Volksstämme mit ihren ländlichen Einrichtungen, allein sie sind nicht mit den diesseitigen Einwohnern zu vergleichen, und zwar schon um deshalb nicht, weil bei letztern sich jetzt erst alles neu gestaltet; überdies sind die Menschen bei uns, wahrscheinlich nach ihren verschiedenen Richtungen, die ihnen durch äußere Verhältnisse wurden, so außerordentlich verschieden in Fleiß, Ordnung, Geschick und Sitten, daß zwei benachbarte Dörfer

und deren Einwohner ganz verschieden erscheinen. Daher finden weder passende Vergleiche mit Thüringen noch mit Westphalen statt.

Gern mag zugegeben werden, daß in der Ideenmittheilung ein Grund liegt, warum in Flandern und Thüringen der gemeine Mann weiter als bei uns ist, allein er lebte auch unter andern Verhältnissen als der diesseitige und in einer größern Volksmenge. Man kann sich nicht gut mittheilen, wenn Armuth, Druck und Verachtung davon abhalten. Im Jahre 1813 speisete ich an der Table d'hôte eines bürgerlichen Wirthshauses mittlern Ranges in Mannheim mit 15 wohlgekleideten Männern, die eine gute Unterhaltung gewährten und mit Anstand sich benahmen; ich ward nur erst durch meinen Wirth zu der Entdeckung geführt, daß ich mit Bauern in Gesellschaft sey, und ich unterhielt mich nun um so lieber mit ihnen und besuchte nachher ihre Gegenden, wo ich fand, daß nicht alle Wirthe in Dörfern, sondern viele davon auf einzelnen Höfen wohnten; bekanntlich sehen aber dort die Dörfer ziemlich städtisch aus. Und dieses schöne Land, mit seiner großen Bevölkerung und mit seinem Wohlstande, erstand ohne die Hülfe großer Staatskünstler, und weder das merkantilische noch das physiokratische System walteten dort. Aber ein Volksstamm wie dieser hatte auch von Anfang her

andere Einrichtungen, und da sie auf Freiheit des Eigenthums basirt waren, so bedurfte es nie großer Edikte, um diese Freiheit herzustellen, im Gegentheil ging aus ihr alles hervor was sie nur gewähren konnte, und obwohl diese Länder mehrmals von den Franzosen verwüstet wurden, so erholten sie sich doch schnell wieder, übervölkerten sich sogar, und ein großer Theil mußte auswandern; von solchen Auswanderern ließ Friedrich II. das Dorf Werbellin, bei Neustadt-Eberswalde, anlegen, im Anfange seiner Regierung.

Und sollte man sich wohl mit Grunde veranlaßt finden, jetzt, da die Gesetze dem gemeinen Wesen eine andere Richtung geben und Freiheit des Eigenthums und der Disposition eintreten soll, schon wieder ängstliche staatswirthschaftliche Besorgnisse darüber zu äußern, wo das noch hinaus wolle mit den freien Bauern und den vielen allenthalben anzutreffenden abgebaueten Höfen, von denen sich berechnen lasse, daß bei jeden 19 Rthlr. 20 Gr. Schaden für den Erbauer sey, wogegen ein solcher Wirth, der auf der alten Stelle sitzen bleibe, höchstens 9 Rthlr. 16 Gr. mehr wie jener ausgebe. In der That es scheint als müsse das einem jeden Uuternehmer überlassen bleiben können, in der sichern Erwartung, daß so viel freie Disposition, als wie die Gesetze dem bisherigen Dienstbauer bis jetzt eingeräumt haben, weder ihm

selbst noch dem Staate schaden werde, und daß die Leute, die da bauen, auch einigermaaßen rechnen können.

Ich ehre die Beweggründe, welche Hr. K. R. Zimmermann bei Abfassung seines Aufsatzes hatte; allerdings soll der Mensch nicht blos ein ungeselliges Arbeitsthier seyn, das ist er aber auch nicht, wenn er als ein Eigenthümer auf seinem Acker wohnt, wo er mit Bequemlichkeit, und ohne daß ihn ein anderer, als der Himmel durch die Witterung, treibt, seine eigenen Arbeiten und Geschäfte betreiben und ihre Früchte genießen kann, und wo ihm nach eingebrachter Wintersaat noch mancher Tag über Winter bis zum Frühjahre ohne übermäßige Anstrengung hingeht, und gut für ihn, wenn er sie nicht auf der Ofenbank hinbringt.

Und wer weiß, ob aus allen diesen Veränderungen sich nicht noch nebenher manches andere Nützliche entwickelt. So entstehen z. B., wenn Bauern ihre alte Wohnstellen in den Dörfern verlassen und auf das Feld hinaus bauen, eine Menge Wohnungen mit Gärten, zu welcher es um so mehr Liebhaber giebt, als Menschen genug vorhanden sind, die dergleichen, aber gerade nicht etwas größeres bezahlen können. Hier setzen sich mancherlei Leute an, die auch dem größern Landwirthe

nützlich werden können und zugleich veröden die Dörfer nicht. Handwerker, Fuhrleute, Dachdekker, Ziegelstreicher, Lehmer, die sich auf den Pisébau verstehen, Gärtner u. s. w. Schon das wäre ein Gewinn, wenn sich Leute fänden, die Getreideaufkäufer würden und dem größern Producenten die Marktfuhren abnähmen, die so lästig sind und an welchen eigentlich ein Theil der Schuld liegt, daß die Unkosten sich häufen; ist dergleichen auf irgend eine Weise nach und nach einzuführen, so wird in mancher Wirthschaft ein Viergespann Pferde erspart werden können, und für die Kosten dieses kann schon mancher Scheffel Getreide um einige Groschen wohlfeiler hingegeben werden, um sein Gespann und seine Zeit zu schonen. Ich hoffe mit der Zeit wird mancher es der Mühe werth finden, an diese Arbeitstheilung zu denken.

Ueberdies giebt eine Mehrzahl solcher Nichtlandwirthe auf dem Lande eine schickliche Gelegenheit zum Ideenwechsel unter den Leuten, und das ist es ja, wozu Herr K. R. Zimmermann die Gelegenheit wünscht.

Ich kann mich noch nicht unterstehen mich zu den Staatswirthen zu rechnen und mich dem Hrn. K. R. Zimmermann gleichzustellen, aber es wird mir erlaubt seyn, mich Ihm als Philantrop an die Seite zu stellen, und darin will ich Ihm nichts

nachgeben, vielmehr wünsche ich, daß es mir gelungen seyn mögte, seine Bedenken zu heben, und daß in den Königl. Staaten die gesetzlichen Bestimmungen von gutem Erfolge seyn mögen, damit es auch hier recht bald solche Bauern gebe, wie meine vorhin gedachten Tischgenossen waren, die sich in keinem Sinne besonders als Bauern ankündigten. Sobald es so weit gekommen, dürfen wir für ziemlich gewiß annehmen, daß Bauern und Nichtbauern zufriedener als heute seyn und daß dann die Staatswirthe und die Gesetzgeber ihr Werk rühmlich vollbracht haben werden.

Berlin, den 20sten Januar 1824.

XV.

Ueber die Vorschläge zur Erreichung mittlerer feststehender Getreidepreise. Von C. v. Knobelsdorff auf Sellin. Berlin 1824. gr. 8. 4 gr.

Vom Staatsrath Thaer.

Wir dürfen erwarten, daß diese kleine Schrift in den Händen des größten Theils unserer Leser sey, theils wegen ihres in unserer Zeit so wichtigen Gegenstandes, theils wegen früherer Bekanntschaft mit ihrem geistreichen Verfasser. Die Gedankenfülle, der lebendige Vortrag und die Politur des Styls sichern ihr, ohne allen Zweifel, den allgemeinen Beifall. Was aber die Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit der Vorschläge anbetrifft, so sind dem Schreiber dieses manche sehr abweichende Meinungen darüber geäußert worden und er ist von mehreren Seiten, besonders von einer sehr

respectabeln, aufgefordert worden, die seinige öffentlich mitzutheilen. Der von ihm persönlich so verehrte Verfasser wird es daher entschuldigen, wenn er dies nach seiner Ueberzeugung thut und deshalb mit ihm über mehrere Sätze in geraden Widerspruch treten muß. Der geehrte Verfasser ist ein zu reiner und praktischer Denker, als daß ihm Verschiedenheit der Meinungen irgend anstößig seyn könnte.

Zuvörderst kann ich dem Hrn. Verfasser nicht beistimmen, wenn er die höhere Produktion, sowohl durch günstigere Jahreswitterung als durch vervollkommneten Betrieb der Wirthschaft, als mitwirkende Ursach der niedrigen Preise, S. 4. so ganz an die Seite stellt. Ich habe zwar selbst an einem andern Orte gesagt, daß ich davon kein nachhaltiges Sinken der Preise in der Folge besorge. Aber sicher würden die Preise ohne die vermehrte Produktion, in einem großen Theile von Europa, jetzt höher stehen und als eine mitwirkende Ursach ihres jetzigen niedrigen Standes muß man sie doch annehmen. Woher kommt es denn, daß England, welches früher als ein regelmäßig Korn-einführendes Land betrachtet wurde, bei einer um $3\frac{1}{2}$ Million vermehrten Bevölkerung seit 1810 kein Getreide mehr eingeführt hat? (das Jahr nach dem Mißwachse von 1816 ausgenommen). Daß bisher die Klagen über Mangel des Absatzes und niedrige Preise dort noch ungleich lauter als bei

uns erschallen? — Nach allen Untersuchungen der letzten dazu angeordneten Parlaments-Committe daher: daß sich seit der Continental-Sperre und durch das die Concurrenz der Einfuhr abschneidende Minimum von 80 Schilling, das Capital und die Intelligenz so stark auf den Landbau geworfen haben, daß nun Ueberfüllung von Produkten entstanden ist. Ein gleiches ist der Fall in Frankreich, welches früher in einem Theile seiner Provinzen immer bedeutende Einfuhr hatte und die Ausfuhr aus seinen fruchtbarsten sperrte, nun aber die Einfuhr allenthalben sperrt und die Ausfuhr ermuntert, ungeachtet seine Bevölkerung ebenfalls den wundersamen Zuwachs erhalten hat und ihm die fruchtbarste Provinz, die Niederlande, wieder abgenommen ist. Woher rührt es hier? — Entschieden nach allen Angaben staats- und landwirthschaftlicher Schriftsteller daher, daß das vormals fast allgemeine armselige Verpachtungs-System um die Hälfte — das Metayer-Wesen, welcher nur da — wie in der Lombardey — bestehen kann, wo diese Classe wohlhabend ist, Besatz- und Betriebs-Capital vollständig mitbringt und Zutrauen zwischen Grundeigner und Pächter sehr begründet ist — daß dieß Metayer-Wesen *) aufgehoben ist, ein sehr großer Theil der größeren

*) Dies war geschrieben, bevor ich von der neuen Ein-

Gutsbesitzer jetzt auf dem Lande wohnt und selbst wirthschaftet und die vormaligen Halbpächter in der Revolution Eigenthümer mäßiger Besitzungen und wohlhabend geworden sind. Es ist doch wohl klar, daß, wenn in diesen Ländern die Landcultur und die Produktion nicht gestiegen wären, die Preise bei uns höher stehen würden!

Aber auch bei uns sollte die Produktion, die Cultur des Bodens nicht gestiegen seyn? — Ich will nicht behaupten, daß es allgemein geschehen sey, aber in dem größten Theile der Marken, von Pommern und Schlesien ist es entschieden der Fall. So hat auch in Mecklenburg — welches in dieser Hinsicht zu uns gehört — durch den angestrengten Gebrauch des Moders und hiernach des Mergels, die Produktion sich so bedeutend vermehrt, daß man die Zunahme allgemein wenigstens auf 25 p. C. schätzt. Von einem kleinen Distrikte, wo ich wohne und den ich nur genau kenne, glaube ich — wenn es darauf ankommt und meine Herren Nachbarn mir Rede stehen — bestimmt erweisen zu können, daß seine Produktion an mehligter Substanz — denn die Kartoffel muß hier in jeder Hinsicht in An-

---

führung einer Abart dieser Metayer-Wirthschaft in Deutschland etwas wußte. d. Vf.

Anschlag kommen — jetzt das Doppelte, vielleicht das Dreifache sey, von dem, was sie vor 30 Jahren war. Um diesen Distrikt — den der Herr Verfasser selbst oft durchreiset — genauer anzugeben, ziehe ich eine Linie von Küstrin nach Seelow und von da, durch Prätzel etwas ausgebogen und die daran gränzenden Feldmarken eingeschlossen, auf Neustadt-Eberswalde; auf der andern Seite die Oder zur Gränze nehmend. Es mögten sich vielleicht nicht viele in der Zunahme der Cultur und Produktion diesem Distrikte ganz gleichstellen lassen, aber sehr viele, wo sie nicht ein Viertheil des vormaligen und vielleicht keine Gegend, wo sie nicht ein Zehntheil betrüge, und auch letzteres ist schon bedeutend.

Wenn der Herr Verfasser also S. 4. sagt: „wenn einige als eine bedeutende zugleich mitwirkende Ursache auch die vielbesprochenen großen Fortschritte der Landescultur und der Wissenschaft des Landbaues anführen, so wird ihnen der wahrhaft Sachverständige (?) leicht die Unbedeutenheit jener Fortschritte zugleich mit der unumstößlichsten Wahrheit beweisen können, daß die Wirksamkeit alles wissenschaftlichen Strebens in der Landwirthschaft verschwindet, gegen die Wirksamkeit eines guten Regens, den die wohlthätige Natur oft zur rechten Zeit gewährt." — so erkenne ich darin die Genialität und Laune meines ver-

ehrten Freundes, die oft in schneidenden und paradoxen Sätzen hervorsprudelt, womit es ihm doch nicht so ganz Ernst ist.

Die Wissenschaft — d. h. die aus der Masse der Erfahrungen abgeleitete und diese zu einer allgemeinen Uebersicht ordnende Theorie — kann physisch gar nichts wirken, und in sofern ist es freilich eine unumstößliche Wahrheit, daß ihre Wirkung gegen die eines fruchtbaren Regens verschwindet, oder eigentlich, daß gar kein Vergleich zwischen beiden statt findet, als etwa in Poesie. Aber auch die von ihr geleitete Praxis wirkt nur vermittelst der Kräfte und Erscheinungen der Natur. Daß Regen und Niederschlag der Feuchtigkeit erfolge, setzt die Theorie und Praxis des Landbaues voraus. Jener Satz ist nur eben so unumstößlich wahr, als wenn ich sagen wollte: alles wissenschaftliche Streben in der Mechanik verschwindet gegen die Wirksamkeit des Dampfes in unsern Dampfmaschinen! — Doch die Rede kann nur von der mittelbaren Wirksamkeit des wissenschaftlichen Strebens auf die Praxis seyn. Hier müssen wir dessen nächste und entferntere Wirkung unterscheiden. Erstere ist vielleicht wenig scheinbar und bei letzterer verschwindet die Wissenschaft aus den Augen, obwohl sie nur von dieser herstammt. Hat die Wissenschaft durch Analogie und Induction eine Erfindung gemacht und die

Kunst sie in der Wirklichkeit dargestellt, so bedarf es nur der Augen um zu sehen, der Ohren um zu hören und der Hände um nachzumachen, ohne den Verstand eben in Anspruch zu nehmen. Boltons erstes Modell der Dampfmaschine hatte wohl mancher als ein Spielwerk betrachtet, und jetzt ist die Manufakturwelt damit fast aus ihren vorigen Angeln gehoben. Aber von vielen wird jene Maschine gebraucht und sogar gebaut, ohne einen Begriff von der Wissenschaft zu haben, welche sie erfand. Aehnliches, wenn gleich minder auffallendes, bietet die Landwirthschaft vielfach dar.

Ohne Feuchtigkeit mithin, in unserem Klima, ohne Regen, kann freilich nichts wachsen und alle Wissenschaft, Kunst und Fleiß können ihn nicht ersetzen, wenn er ganz ausbliebe. Aber da das doch nicht geschiehet, so zeigt sich der Vorzug der höhern auf Wissenschaft begründeten Cultur, des erzeugten und erhaltenen Bodenreichthums, nie auffallender, als wenn der Regen länger ausbleibt als man wünscht, und als er es in der Regel zu thun pflegt, oder wenn sonst eine ungünstige Witterung, Mangel an Wärme und dergl. eintritt. Viel länger halten sich die Saaten auf solchem Acker frisch, und kommt es auch so weit, daß sie zu trauern anfangen, so erholen sie sich doch schnell, wenn endlich ein Regen einfällt, und hatten sie am Stroh gelitten, so liefern sie doch

gute Körner; wogegen sie auf Boden, der keine alte Dungkraft in sich hat oder schlecht bestellt ist, ganz verloren, verschienen und mit Unkraut überwachsen sind. Jeden aufmerksamen Beobachter darf ich nur an die letzten dürren Sommer von 1819 und 1822 erinnern. Freilich war die Ernte nicht wie in den fruchtbaren Jahren 1820 und 1823; aber das Verhältniß ihres Ertrags auf gut cultivirtem Boden gegen den auf schlecht cultivirtem, war in jenen Jahren vielleicht größer als in letzteren. Man verzeihe diese Digression, die durch jene unumstößliche Wahrheit veranlaßt wurde.

Die Meinung über den vorhandenen Vorrath oder über die zu erwartende Ernte, hat allerdings, wie der Hr. Verfasser sagt, temporair den größten Einfluß auf das Steigen und Fallen der Preise. Aber sie muß auf Realität begründet seyn, wenn sie dauernd seyn soll; Täuschung ist bald vorübergehend. Manchmal wird es erst klar, wenn das Licht die Scheunen durchdringt, und am meisten stehen die Frühjahrspreise, vom März an, im gerechten Verhältniß mit dem Ernteertrage, versteht sich mit dem des ganzen Welttheils, welcher auf unsern Markt Einwirkung hat. Eine unbegründete Meinung kann also wohl einigen Einfluß auf den Durchschnittspreis des Jahrs haben, aber im Ganzen findet es sich doch, daß

dieser in ziemlich gerechtem Verhältniß mit dem Ernteertrage stehe, und der Schluß von ersterem auf letzteren bewährt sich nach allen Daten die wir haben, wenn nicht ganz besondere Umstände entgegenwirken.

Dies ist nun allerdings jetzt der Fall. Und welche sind es? — Vor allem die Verarmung des Landwirths fast durch ganz Europa — Frankreich vielleicht ausgenommen, wo die Preise deshalb auch besser stehen. Daher das dringende, übereilte, über den momentanen Begehr hinausgehende Angebot, mithin natürlich der immer niedrigere Preis. Hierzu kommt allerdings noch die Verarmung des nicht von Rentenirern und Besoldeten lebenden kleinen Stadtbürgers. Woher aber diese allgemeine Verarmung? — Darüber ist im vorigen Stücke der Annalen gesprochen worden und hier würde uns solches zu weit abführen.

Jedoch kann ich mich nicht überzeugen, daß die Verarmung so ganz allgemein sey und daß sich nicht noch ein Theil der Landwirthe in solchen Vermögensumständen befänden, und so viel Raum auf ihren Speichern hätten, als zu demjenigen Zurückhalten erforderlich wäre, was schon genügte, den Marktpreis in die Höhe zu bringen. Aber freilich was der Einzelne thut, ist ein Tropfen in's Meer, und darum mache ich mir noch gar keine Hoffnung, daß es geschehen werde. Ich

will nur so viel sagen, daß der panische Schrekken, der sich selbst über diejenigen Landwirthe, die in keiner eigentlichen Geldnoth sind, verbreitet hat, mitwirkend sey mit der wahren Geldnoth Anderer.

Daß das von dem Herrn Verfasser vorgeschlagene Mittel eine momentane Hülfe, besonders in einigen Gegenden, die es vor allen bedürfen, leisten könne, will ich zugeben. Ob es aber schnell — eine Hauptbedingung! — in erforderlichem Umfange ausführbar sey, wegen der Räume und wegen der Organisation des Geschäfts, vermag ich nicht zu entscheiden. Verzögerte es sich, so wäre die momentane Hülfe eludirt. Wir haben entweder wieder eine volle Ernte und dann können alle vorhandene Magazine die Zufuhr, wenn höhere als die Marktpreise dafür bezahlt werden, nicht fassen, oder wir haben, wie mir nach dem Charakter dieses Winters wahrscheinlicher ist, eine zurückschlagende — wo nicht in unsern Gegenden, doch in fruchtbaren — und dann wird die Sache unnöthig und eher nachtheilig für den Producenten.

Der Herr Verfasser will aber ein fortdauerndes Magazinirungs-System begründen, wogegen ich mich schon an einem andern Ort erklärt habe, hier jedoch noch, hinsichtlich seiner besondern großen Erwartungen davon, etwas sagen

muß. Zuvor aber muß ich fragen: soll mit dieser Staats-Magazinirung eine Absperrung fremder Einfuhr verbunden werden? Vielleicht wäre es bei der momentanen nicht nöthig; denn wenn es auch nicht ganz verhindert werden könnte, daß etwas ausländisches Getreide sich mit einschliche, so glaube ich doch, daß der Staat in diesem Augenblicke keinen Verlust dabei haben würde. Aber bei einer fortdauernden ist dies und eine beständige, für jede Zeit und jede Gegend wechselnde Regulirung der Ein- nnd Ausfuhr, unumgänglich nöthig, wenn jene Magazinirung nicht zum entschiedenen Verlust der Nation ausschlagen und nur Vortheil den Nachbarn und denen, die durch Meer und Ströme mit uns in Verbindung stehen, gewähren soll.

„Soll" sagt der Verfasser S. 21. „der unendlich wichtige Zweck erreicht werden, allen Schwankungen der Getreidepreise vorzubeugen, soll der ärgerliche Streit zwischen Consumenten und Producenten, um nur scheinbar getrenntes Interesse, ein Ende haben; soll endlich auf den glänzenden Punkt hingearbeitet werden, wo das ordnende und leitende Princip in der Verwaltung es in seiner Hand hält, den Preis der unentbehrlichsten und wichtigsten Waaren zur Wohlfahrt Aller nicht dem Zufall zu überlassen, sondern nach Weisheit und Sorgfalt zu regeln, so muß die

vorgeschlagene Maaßregel nicht eine vorübergehende Anwendung finden, sondern sie muß ein festes und dauerndes Rad in der Staatsverwaltungs-Maschine werden."

Die Theorie und das a priori hierüber ist von staatswirthschaftlichen Schriftstellern genugsam verhandelt und klar ins Licht gestellt worden. Dieser bedarf es aber kaum für uns; wir haben ja die langjährige Erfahrung vom Ende des siebenjährigen Krieges an bis 1805. Gemäßigte, minder schwankende Preise konnten die Magazinirungen sammt den Ein- und Ausfuhr-Regulirungen dann nicht bewirken, wenn es eigentlich darauf ankam. Zu Anfange des Jahres 1770 stand der Roggen auf 15, zu Ende desselben auf 40¾, stieg 1771 bis 80 und 1772 bis 85¼; im Jahre 1773 fiel er wieder bis 19 und im Jahre 1774 bis 16 herab. Im Jahre 1779 und 1780 kam er mehrentheils auf 14 herunter. Was es bewirkte war, daß die Preise — besonders des Weitzens — nach guten Ernten in Norddeutschland, nach schlechteren in westlichen Ländern — wie in den Jahren 1788 bis 1790, 1794 bis 1796, 1799 bis 1800, bedeutend niedriger im Preußischen als in andern Ländern blieben und daß von dem vortheilhaften Debit ins Ausland nur die Nutzen zogen, welche das Schmuggeln verstanden, welches man auf eine unverschämte

Art trieb und dem man, besonders in der letzten Zeit, durch die Finger sah. Der Herr Verfasser muß sich nothwendig der Klagen erinnern, die von Seiten der Producenten über dies System geführt wurden.

Der ärgerliche Streit zwischen Consumenten und Producenten sollte damit aufhören? — Hiermit gehet er erst an! und bis zur höchsten Erbitterung beider Partheien, unter sich und beider gegen die Regierung. Jenen ist der Preis immer zu hoch, diesen immer zu niedrig. Den an der Spitze stehenden Staatsbeamten wird Partheilichkeit, persönliches Interesse, Bestechung, Aushungerung des Volks, Staatsverrätherei und wer weiß was alles vorgeworfen; besonders wenn nun einmal die Preise unerwartet in die Höhe gehen und Allarm über zu besorgenden Mangel entsteht. Sollte sich der Herr Verfasser des Allen nicht aus den Neunziger Jahren erinnern? Seitdem dagegen die Regierung sich von aller Einmischung losgesagt hat, ist völliger Friede zwischen beiden Partheien gestiftet und fast jeder gewerbetreibende Consument wünscht, daß der Landwirth seine Produkte gut bezahlt bekomme, weil er erfahren hat, daß ihm davon für seine Manufaktur mehr zurückkehre, als der erhöhte Preis seines Brodkorns betrug. Jeder unterwirft sich überhaupt dem Schicksale, wenn dieses einen Druck herbeiführt,

aber er tobt, wenn er glaubt, daß er ihm von Menschen zugezogen sey.

Unter feststehenden Preisen will der Herr Verfasser doch nicht immer gleiche Normalpreise verstehen? Diese wären rein unmöglich, es sey denn, daß die Regierung allen Getreideverkehr monopolisiren wollte, was kaum in einer Stadt, vielweniger in einem großen Staate ausführbar wäre. Also nur die dem jedesmaligen Ernteertrage und Kosten angemessenen Preise, durch Staats-Ankauf und Verkauf sollen bewirkt werden. Aber wie soll ihr gerechter Standpunkt ausgemittelt werden? Gleich nach der Ernte giebt es darüber nur schwankende Meinungen, die sich späterhin berichtigen.

Keine Regierung eines kleinen, vielweniger eines großen Staats kann es wagen, sich diesem ungeheuren Unternehmen, dieser Pflicht für die Subsistenz Aller zu sorgen, dieser Verantwortlichkeit, diesem unvermeidlichen Murren des Volks, zu unterziehen. Wie gesagt, nur eine temporaire Maaßregel, wie die, welche unser Krieges-Ministerium nahm, kann wohlthätig seyn, aber sie ist sehr beschränkt.

Wenn es, wie der Herr Verfasser S. 10 und 11 sagt, und wie auch ich überzeugt bin, richtig ist, daß nirgends, weder bei dem Landwirthe noch bei dem Kaufmann, Vorräthe von Bedeutung liegen, so können wir, meines Erachtens,

mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß die Preise bald wieder auf den Punkt steigen werden, womit der Landwirth, welcher diese Zeit benutzt hat, seinen Acker durch stärkere Viehhaltung in höhere Kraft zu setzen und den Stoff zu künftigen Ernten darin aufzubewahren, wohl zufrieden seyn kann. Wer aber nach entgegengesetzten Maximen gehandelt und die niedrigen Preise, durch stärkeren Bau und Verkauf, zu ersetzen gesucht hat, wird den Schaden freilich sobald nicht nachholen. Denn sehr hohe Preise, wie im Jahre 1817, sind sobald nicht wieder zu erwarten, und plötzlich nicht zu wünschen. Ohne vermehrten Geldumlauf in allen Gewerben wären sie zerstörend und könnten nur durch sehr allgemeinen Mißwachs bewirkt werden. Nur in dem Fall, daß hohe Preise aus jenem hervorgehen, wirken sie belebend. Es ist aber unmöglich, daß er plötzlich wieder entstehe.

Meine Ueberzeugung ist und bleibt, daß wir den Gang der Dinge ruhig abwarten müssen, und daß die Regierungen directe nichts zur Abänderung der Preise und zur Unterstützung der Landwirthschaft thun können, was nicht mehr Schaden als Nutzen brächte.

Schwankungen im Preise des Getreides sind, durch die Schwankungen in der Ergiebigkeit der Ernten, in der Natur begründet. Keine Weisheit und keine Macht wird sie hindern können. Der

Ernteertrag ist oft, in verschiedenen Gegenden und auf verschiedenem Boden, in einem Jahre sehr ungleich; der Handel aber gleicht dies ziemlich aus. Der Producent in einer Gegend, die eine gute Ernte hatte, gewinnt um so mehr, je schlechter sie in einer andern war, und umgekehrt verliert er bei einer schlechteren um so mehr, je besser sie anderer Orten ausfiel. Das läßt sich nicht ändern, und der größere Landwirth kann daher nur einen Anschlag auf eine längere Reihe von Jahren machen und muß, wenn er sicher gehen will, wo nicht einen bedeutenden Kornvorrath, doch einen bedeutenden Geldvorrath halten. Die westlichen Länder von Europa leiden mehr von Näße, die östlichen mehr von Dürre. Eine Reihe von Jahren hindurch hat Trockenheit geherrscht — das Jahr 1816 ausgenommen — wie die Abnahme der Gewässer schon hinlänglich zeigt. In den ersten 10 Jahren des Jahrhunderts herrschte Näße. Unserem Acker hier und unserer Kasse — wenn diese nicht anderweitig angegriffen worden wäre — war jene Periode vortheilhaft, diese nicht — 1816 wieder ausgenommen. — Solche Schwankungen zwischen Trockenheit und Näße sind immer gewesen, wie, in Ermangelung guter Messer für den Feuchtigkeits-Niederschlag und die Verdunstung, die Traditionen und Spuren der steigenden und fallenden Gewässer beweisen. Aber das Gleichge-

wicht stellt sich wieder her. Wir Producenten dürfen, wie ich glaube, also nicht wünschen, daß ein wieder eingeführtes Sperrungs-System die mir ziemlich wahrscheinliche Aussicht auf veränderte Verhältnisse trübe.

Dies sind meine individuellen Ansichten, die ich in meinen Verhältnissen zum landwirthschaftlichen Publikum mitzutheilen mich nicht weigern durfte, uud die mein verehrter Freund freundlich aufnehmen wird, wenn er sie auch nicht zu den seinigen machen kann.

Möglin, den 16ten Februar 1824.

Beiläufige Bemerkung.

Im ersten Stücke dieses Bandes S. 116 hatte ich der luftdichten Kornbehälter erwähnt und mich auf die Versuche des Hrn. Terneau berufen. Dies hat Mißverständnisse gegeben, denn er ließ sie, nach orientalischer Weise, in der Erde anlegen, was nur im thonigen, wasserdichten Boden angeht. Ich aber meine luftdicht aufgemauerte, mich auf die Abhandlung des Hrn. Nebbien im XI. Bande beziehend. Dies ist im Grunde aber einerlei, wenn sie nur luftdicht sind. Letztere sind in Schweden längst bekannt gewesen und von Hrn. v. Fellenberg vormals beabsichtigt.

Thaer.

XVI.

Ueber die Ablohnung der gemeinen Arbeiter auf großen Gütern durch Naturalien und über einige andere Gegenstände des landwirthschaftlichen Gewerbes, veranlaßt durch die vorläufige Darstellung des von dem Herzogl. Anhalt-Köthenschen Amtsrathe Albert entworfenen neuen Wirthschaftsplanes, mit Beilagen von Adam Müller.

Vom

Herrn Koppe zu Reichenow.

Des Jammerns über schlechte Zeiten wird man auf dieser Erde so gewöhnt, daß man sich dadurch nicht leicht in seinem frohen Lebensgefühl stören läßt. Man hat von frühester Jugend an die Erfahrung gemacht, daß die Menschen stets mit der Gegenwart unzufrieden sind, und auf die Vergangenheit als auf ein verlornes Paradies zurück sehen.

Ich war bereits der Kindheit entwachsen, als noch jene wohlfeile Periode des landwirthschaftlichen Gewerbes bestand, die der theuersten voranging, aber den Landwirth aus allgemein bekannten Ursachen weniger drückte, als die jetzige Wohlfeilheit. Während der Zeit, daß alle landwirthschaftliche Erzeugnisse zu einer vorher nie geahneten Höhe im Preise stiegen, war ich bereits sehr thätig in das Geschäftsleben verwickelt worden und nahm den lebhaftesten Antheil an den Vortheilen, welche damals der Ackerbau gewährte. Ich habe seit jener allgemeinen Theuerung wieder zwei sehr wohlfeile Zeitperioden mit theuerern abwechseln gesehen. In allen diesen Abwechselungen hörte ich des Klagens sehr viel. Die Landwirthe klagten selbst in der theuern Zeit, daß einzelne Artikel zu schlecht gerathen seyen und doch dem gemäß nicht theuer genug bezahlt würden, die Konsumenten dagegen sind mit der wohlfeilsten Zeit ebenfalls unzufrieden, weil, wie sie sagen, aller Verkehr stocke und nichts zu verdienen sey. Mir hat sich aber aus diesen Wahrnehmungen die Bemerkung aufgedrungen, daß die Zeit niemals in dem Maaße nahrungslos zu nennen sey, als die allgemeine Stimme sie angiebt.

Sehr oft habe ich sogar in diesen schwierigen Geschäftszeiten die erfreuliche Bemerkung machen können, daß der menschlichen Anstrengung, wenn

sie für einen bestimmten Zweck, durch einen hellen, ordnenden Verstand geleitet wird, unglaubliche Dinge gelingen können. Die letzt verflossenen 10 Jahre, im Ganzen dem Landbau sehr ungünstig, liefern in einigen Gegenden unseres Vaterlandes dafür sehr sprechende Beweise. Der Ackerbau hat in dieser Zeit extensiv und intensiv enorme Fortschritte gemacht. Die im ersten Decennium dieses Jahrhunderts begonnene Verbreitung richtiger Grundsätze über den Betrieb des Ackerbaues sind in dem zweiten mehr ins Leben übergegangen. Dadurch ist die Produktion so erhöhet worden, daß die Menge der verkäuflichen Gegenstände, verglichen mit einem frühern, weniger energisch betriebenen Ackerbau, einigermaaßen die Einbuße durch die Preise deckt.

Diesem vernünftigen, angestrengten, auf einem richtigen Calcül gegründeten Ackerbaubetrieb können wir allein vertrauen, wenn die Regierungen das ihrige dazu beitragen, daß er das landwirthschaftliche Gewerbe als Stütze der übrigen aufrecht erhalten werde. Wo ein solcher Betrieb bereits eingerichtet ist, und kräftig wirkt, da ist man auch klar von der Wahrheit überzeugt, daß nur durch ihn ein erträglicher Ueberschuß zu erlangen stehe. Hier kann ein Versuch, der Finsterniß das Wort zu reden, wodurch sich die Beilagen in der eben angegebenen Schrift auszeichnen,

kei-

keinen Nachtheil bringen. Allein jüngere, unerfahrne Wirthe, die in ihrem Verfahren noch nicht fest sind, können durch eine solche Erscheinung wankend gemacht werden und die freudige Hoffnung verlieren, deren der angehende Landwirth jetzt allerdings mehr als je bedarf. Für solche ist nachfolgende Beurtheilung des Albertschen Projekts, die gewöhnlichen Ackerbauarbeiten für einen Antheil der Ernte an bestimmte Arbeiter zu verdingen und der dazu gehörigen Beilagen von A. Müller, niedergeschrieben.

I. Ueber den sogenannten neuen Wirthschaftsplan des Herrn Amtsraths Albert.

In den Zeitungen wurde kürzlich erwähnt, daß Herr Amtsrath Albert einen höchst vortheilhaften Contrakt über die Verrichtung aller Ackerbauarbeiten auf der von ihm gepachteten Herzogl. Köthenschen Domaine Dornburg geschlossen habe, nach welchem die Arbeiter allein mit Naturalien bezahlt würden und daß diese Idee zu den wohlthätigsten Erfindungen der neuesten Zeit zu rechnen sey.

Die oben mit dem ganzen Titel angegebene kleine Schrift giebt folgende nähere Auskunft über diese Angelegenheit, die ich dem Hauptinhalte nach

hier aufnehmen muß, um die Leser in den Stand zu setzen, meine Bemerkungen über dieselbe zu würdigen.

A. Beschreibung der Wirthschaft und Balance zwischen dem ältern und neuern Verfahren.

Die Herzogl. Köthensche Domaine Dornburg liegt am rechten Elbufer zwischen Magdeburg und Zerbst. Es gehören dazu noch zwei Vorwerke, die aber hier unberührt bleiben, obwohl auch für diese schon abgeschlossen ist, da solche hinsichtlich des Feldbaues für sich bestehen.

Das Gut hat 20 Wispel köthensches Maaß jährliche Aussaat an Acker unter dem Pfluge, bestehend in einem Drittel Sand und zwei Drittel schwer zu bearbeitenden Klei- oder Thonboden.

Einhundert und funfzig Morgen zweischüriger Elbwiesen (den Morgen zu 180 Quadratruthen Rheinl. gerechnet).

An Nutz- und Zuchtvieh wird gehalten:

1000 Stück Schaafe,
25 " melkende Kühe,
40 " Schweine.

Zur Bestreitung der Gespannarbeiten:

8 Pferde,
1 Pfluggespann Ochsen und
10 Kossäthen haben wöchentlich mit zwei Pferden jeder einen halben Tag Spanndienste zu verrichten.

In Geldlohn und Beköstigung stehen:

1 Verwalter erhält jährlich	100 Rthl.	
1 Hofmeister " "	50 "	
4 Pferdeknechte, à 30 Rthl.	120 "	
1 Ochsenknecht " "	25 "	
1 Kuhhirte " "	50 "	
1 Haushälterin " "	50 "	
2 Mägde, à 20 Rthl.	40 "	
		435 Rt.

An Tagelohn wird nach mehrjährigem Durchschnitt jährlich ausgegeben " " " " 412 "

An Handwerkslohn:

dem Schmidt "	127 Rthl.	16 gr.	
dem Stellmacher	40 "	— "	
dem Sattler "	41 "	18 "	
dem Seiler "	15 "	— "	
dem Korbmacher	5 "	— "	
			229 " 10 gr.

Insgemein, für Säcke, Wagenschmier, Schlächterlohn, Bäcker, Oel, Salz u. s. w. " 95 " — "

1171 Rt. 10 gr.

Körner-Consumtion:

Zu Speisung " "	7 Wisp.
" Getränke " "	3 "
" Pferdefutter "	25 "
Latus	35 Wisp.

Transport	35 Wisp.	
Zu Mastung	3	
= Drescherlohn	8	10 Schfl.
	46 Wisp.	10 Schfl.

I. Anschlag nach der bisherigen Wirthschafts-methode.

Von 20 Wisp. Aussaat zum 6ten Korn Ertrag = = = = 120 Wisp.

Davon gehet ab:

Zur Aussaat	20 Wisp.	
Consumtion	46	10 Schfl.
	66	10 Schfl.

Bleiben zum Verkauf = 53 Wsp. 14 Schfl. à 20 Rthl., beträgt im Gelde 1071 Rthl. 16 gr., also gegen die baar zu bestreitenden Ausgaben der vorbezeichneten 1171 Rthlr. 10 Gr. minus 98 Rthlr. 18 gr.

II. Anschlag nach der neuen Wirthschaftsmethode.

Von 20 Wispel Aussaat zum 6ten Korn Ertrag = = = = 120 Wisp.

Davon ab:

Zur Aussaat	20 W.	
Antheil der Handarbeiter den achten Theil von dem Ausdrusch	15	=
Latus	35 Wisp.	

		Ertrag 120 Wisp.	
	Transport 35 Wisp.		
Antheil der Spann-			
arbeiter von 105			
Wispel den 6ten			
Theil	= = 17 = 12 S.		
		52 = 12 Sfl.	
Bleibt Bodenrente	= =	67 Wisp. 12 Sfl.	
		à 20 Rthlr.	
		Rthlr. 1350	

Unter B. folgt der Dienst-Contrakt für die Spanndienste.

In demselben ist bestimmt:

1) daß den Viergespannarbeitern Ein Gespann Pferde und Drei Gespann Ochsen übergeben werden, mit welchen sie, mit Zuziehung der von den Bauern zu leistenden Spanndienste, sämmtliche Feld- und andere Arbeiten nach der Anordnung des Pächters verrichten;
2) daß sie das ihnen übergebene Schiff und Geschirr der Zahl und Beschaffenheit nach in Stande erhalten und einen entstehenden Defekt ersetzen müssen;
3) daß sie auch die Arbeiten bei der Ackerbestellung, als: Wasserfurchen öffnen, Dünger laden, Ausmisten der Ställe u. s. f. verrichten;
4) daß sie für diese Arbeiten und zu Pferde-

futter, auch zur Bezahlung des abgängigen Geschirres den Sechsten Theil aller erbauten Körner erhalten. Außerdem werden ihnen 4 Kühe ausgefüttert und sie erhalten 4 Stück halbjährige Schweine, 8 Merzschaafe, zu 16 Scheffel Kartoffeln Aussaat Land und etwas Land zu Kohl und Rüben, auch freie Wohnung.

5) Im Fall einer Mißernte wird ihnen folgendes Deputat zugesichert:

3 Scheffel Weitzen,
3 Wisp. 12 Schfl. Brodkorn, halb Roggen, halb Gerste,
3 Schfl. Gerste zu Kochmehl,
9 " " zur Mastung,
3 " Hafer,
3 " Kocherbsen,
1 " Linsen,
1 Wisp. Hafer zu Pferdefutter,
4 Fuder Heu und
191 Rthlr. an Gelde.

Unter C. ist ein Entwurf zu dem Contrakte für die Handdienste angegeben.

In demselben ist bestimmt:

1) daß Sechs Drescher sämmtliches Getreide und die Oelfrüchte abmähen, aufharken, binden, aufmandeln und ausdreschen, auch allen Klee

und Gras mähen und dasselbe zu Heu und Grummet machen;

2) daß zu diesen Arbeiten während der Ernte und während des Heu- und Grummetmachens ihnen noch 10 Handdiener mit überlassen werden — (ob alle Tage oder wie viel Tage in der Woche, ist nicht gesagt).

3) Für diese Leistungen erhalten sie den achten Theil sämmtlicher erbauten Körner und außerdem jeder jährlich Dreiviertel (?) zur Leinaussaat gedüngtes Land. Sechszehn Scheffel Kartoffelaussaat Land, von deren Ernte sie jedoch die Hälfte abgeben. Für zwei Schweine Weidefreiheit.

4) Für den Fall einer Mißernte wird ihnen ein minimum zugesichert.

So weit die Auszüge aus der Albert'schen Schrift.

Die Bemerkungen, welche sich nach Ansicht derselben aufdrängen, sind folgende:

1) man bleibt über den Betrag der Arbeit, welche diese Wirthschaft erfordert, im Dunkeln, indem weder die Fläche des Ackerlandes, noch der Feldbestellungsplan angegeben sind, es mithin an der Basis fehlt, die prinzipienmäßigen Kosten derselben mit den vorstehenden Angaben zu vergleichen.

2) Die ganze Sache ist bloßes Projekt, indem sie erst ausgeführt werden soll.
3) Die Balance ist an und für sich unrichtig und ganz zum Vortheil des neuen Projekts gestellt.
4) Den Contrakten über die Spann- und Handdienste mangelt eine wesentliche Bedingung, nämlich die Sicherstellung des Landeigners. Dieß soll bewiesen werden.

Zu der ersten Bemerkung ist nicht nöthig, etwas hinzuzusetzen, indem die Ansicht der unter A. angegebenen Beschreibung der Wirthschaft ganz klar die gerügten Mängel zeigt.

Zu 2. erlaube ich mir noch folgende Erläuterungen:

Wenn Herr Albert wenigstens drei Jahre lang den Ackerbau auf die projektirte Weise getrieben und es hätte sich dann ergeben, daß er sowohl, wie die Arbeiter, dabei gut bestehen und eine Erneuerung des Vertrages für längere Zeit wünschen, so wäre es eher der Mühe werth gewesen, diese Art des Ackerbaubetriebes öffentlich bekannt zu machen. Ob nun zwar ein solcher Betrieb freilich seiner Natur nach nur in gewissen Verhältnissen und immer nur dort ausführbar ist, wo die Arbeiter neben einem vorherrschenden rechtlichen Sinn auch in einiger Wohlhabenheit leben, um etwas Vorschuß machen zu können, so würde eine solche

Angelegenheit, wäre sie erwiesene Thatsache, dennoch Aufmerksamkeit verdienen.

Meine dritte Bemerkung über das Projekt des Herrn Albert gab an, daß die Balance zwischen der alten und neuen Wirthschaft unrichtig sey und daß derselbe entweder sich selbst, oder in sofern er als Schriftsteller auftritt, das Publikum täuscht. Diese will ich jetzt beweisen.

Unter die Wirthschaftskosten sind aufgeführt:

1) für den Verwalter	100	Rthlr.
2) für den Kuhhirten	50	"
3) für die Haushälterin	50	"
4) für 2 Mägde	40	"

Betrachtet man die Contrakte über die Gespann- und Handarbeiten, so sind ja die hier bemerkten Personen auch nach der neuen Wirthschaftsart nicht zu entbehren. Die Gespann- und Handarbeiten sind nach der Anordnung des Pächters zu verrichten, und da sowohl Spann- als Handdienste den Arbeitern mit überwiesen sind, so wird eine strenge Aufsicht statt finden müssen, einmal zu verhüten, daß die Dienstthuenden mit den Arbeitern nicht in Collisionen verwickelt werden, und zweitens zu verhindern, daß nicht beiderlei Arbeiter schlechte Arbeit verrichten. Ist also bei der bisherigen Wirthschaftsart ein Verwalter erforderlich gewesen, so kann er bei der projektirten eben so wenig fehlen, zumal ein solcher ja nicht für den

Ackerbau allein, sondern für die 1000 Stück starke Schäferei, 25 Stück melkende Kühe und andere Wirthschaftszweige gehalten wird und jetzt wegen der Abrechnung mit den Arbeitern über den resp. 6ten oder 8ten Theil der erbauten Körner täglich in der Wirthschaft bleiben muß.

Der Kuhhirte und die Viehmägde sind zur Fütterung und Wartung der Kühe, so wie zur Besorgung des Molkenwesens ebenfalls ganz unentbehrlich, indem in den Contrakten über die Gespann- und Handarbeiten nur allein das Ausmisten an die für einen Antheil der Ernte dienenden Leute verdungen ist.

Sind aber die hier erwähnten Personen erforderlich, so ist es auch die Haushälterin, welche die gewonnene Milch in Verschluß zu nehmen und die Bereitung von Butter und Käse zu besorgen hat.

Das bis dahin im Durchschnitt ausgegebene Tagelohn ist mit 412 Rthlr. jährlich angegeben. Ob hierunter wirklich blos die Arbeiten für den Ackerbau begriffen sind, oder ob mancherlei Handarbeiten für den Garten, die Haus- und Hofwirthschaft, für die herrschaftliche Wäsche und dergl. von diesem Tagelohn ebenfalls bestritten sind, ist nicht gesagt, es ist aber dieß letztere wahrscheinlich, weil das angegebene Tagelohn ne-

ben der Arbeit von 10 Handdienern bei einer so kleinen Wirthschaft ganz unverhältnißmäßig ist.

Die mangelhaften Angaben des Herrn Albert sind Ursache, daß dieser Umstand nicht ganz genau zergliedert werden kann. Nach der Körner-Vermehrungs-Berechnung ist anzunehmen, daß auf dem Amte Dornburg die jährliche Winteraussaat ungefähr 9 Wispel, die Sommeraussaat 9 Wispel und die übrigen 2 Wispel Schotengewächse sind. Obgleich nicht gesagt ist, wie viel die 10 Handdiener an Arbeit nach Tagen leisten müssen, so geht doch so viel hervor, daß bei einer so geringen Aussaat für die eigentlichen Arbeiten des Ackerbaues excl. des Dreschens, und für das Heumachen nicht 412 Rthlr. Tagelohn ausgegeben werden konnten, Zwei Drittheile dieser Summe müssen ohne bedeutenden Kartoffelbau, dessen nicht Erwähnung geschieht, hinreichen und selbst in dem Falle, wenn alle Arbeiten durch Tagelöhner verrichtet werden. Es sind also von dem Tagelohne 137 Rthlr. 8 gr. zu streichen.

Von denjenigen 95 Rthlrn. aber, die für Insgemein als für Säcke, Wagenschmier, Schlächterlohn, Bäcker, Oel u. s. w. angerechnet sind, und die nach Herrn Albert bei der neuen Wirthschaft ganz wegfallen, verbleibt die Hälfte für die neue Wirthschaft, indem die derselben verbleiben-

den Personen nothwendig in den hier genannten Bedürfnissen befriedigt werden müssen.

Eben so wenig kann die Ersparung an Körnern, welche nach der projektirten neuen Einrichtung durch Verminderung der Zugpferde eintreten soll, in die Vergleichung beider Wirthschaftsarten aufgenommen werden. Wenn es vortheilhafter ist, mehr mit Ochsen als mit Pferden zu wirthschaften, so hat ja Herr Albert sehr unrecht gethan, dieses Vortheils sich nicht schon längst bedient zu haben. Er muß aber nun Fehler, die er bei der bisherigen Wirthschaft gemacht hat, nicht dazu benutzen wollen, um sein Projekt als vortheilhaft darzustellen. Uebrigens hätte er doch bedenken sollen, daß die um zwei Gespann vermehrten Ochsen nicht vom Winde leben können, sondern statt der Körner, welche die Pferde erhalten, Heu oder anderes Futter bekommen müssen, welches doch offenbar dem Nutzviehe, den Schaafen und Kühen, entgeht. Gerade die jetzigen Preisverhältnisse haben die Ansichten in Ansehung des Pferde- oder Ochsenhaltens sehr geändert, und bei geringen Körnerpreisen kostet die Arbeit, mit Pferden verrichtet, an sehr vielen Orten weniger, als wenn sie mit Ochsen geschieht, indem der Preis des Heues nicht verhältnißmäßig gefallen ist und dieses bei der Vermehrung der Schäfereien allerwärts eiu sehr gesuchter Artikel bleiben dürfte.

Nach vorstehender Berichtigung kommt die Balance folgendermaaßen zu stehen:

Kosten der bisherigen Ackerwirthschaft.

Ein Hofmeister	50 Rthl.		
Zwei Pferdeknechte, à 30 Rthl.	60	"	
Drei Ochsenknechte, à 25 Rthl.	75	"	
Tagelohn	274	"	16 gr.
An Handwerkslohn	229	"	10 "
Insgemein für Säcke, Wagenschmier, Schlächterlohn, Bäcker, Oel, Salz	47	"	12 "
	736 Rthl.		14 gr.

Körner-Consumtion:

Zur Speisung für obige 6 Leute	3 Wsp.	19 Sfl.	8 Mtz.
Zu Getränke	1 "	15 "	8 "
Zu Pferdefutter	12 "	22 "	— "
Zur Mastung	1 "	15 "	8 "
Drescherlohn	8 "	10 "	— "
	28 Wsp.	— Sfl.	8 Mtz.

Ertrag der bisherigen Ackerwirthschaft:

Von 20 Wispel Aussaat zum 6ten Korn:

Ertrag 120 Wisp.

Davon geht ab:

Zur Aussaat	20 Wsp.	— Sfl.	— Mtz.
Consumtion	28 "	— "	8 "
	48 Wsp.	— Sfl.	8 Mtz.

Bleiben zum Verkauf 71 Wisp. 23 Schfl. 8 Mtz. à 20 Rthlr.	1439 Rthlr.	14 gr.
Davon ab die für baares Geld zu bestreitenden Ausgaben	736 "	14 "
Bleiben " " " "	703 Rthlr.	— gr.

Kosten der projektirten neuen Ackerwirthschaft, außer dem Antheil an der Ernte.

Benutzung von 4 Kühen mit Ausschluß der Kälber, à 12 Rthlr. "	48 Rthlr.	
4 Stück halbjährige Schweine, à 4 Rthlr. " " " " "	16 "	
8 Stück Merzschaafe, à 2 Rthlr. "	16 "	
Zu 16 Schfl. Kartoffelaussaat Land und etwas Land zu Kohl und Rüben pr. propter 3 Morgen, à 6 Rthlr. " " " "	18 "	
Die freie Wohnung in dem Gesindehause, wenn sie für 4 Familien vorhanden ist, muß für 2 berechnet werden, à 8 Rthlr. *) "	16 "	
Latus	114 Rthlr.	

*) Bei der bisherigen Wirthschaftsmethode waren nur 2 Stuben erforderlich, eine für den Hofmeister, die andere für die Knechte. Da jetzt aber für 4 Familien 4 Wohnungen gebraucht werden, so müssen natürlich auch 2 in Rechnung kommen.

Transport 114 Rthlr.

Heizung ist nicht erwähnt. Das den 6 Handarbeitern gratis zu verabreichende Land, was freilich sehr unbestimmt angegeben ist, soll berechnet werden wie das für die 4 Gespannarbeiter mit " " 18 "

132 Rthlr.

Körnerberechnung der neuen Wirthschaftsmethode:

Von 20 Wispel Aussaat zum 6ten Korn:

Ertrag 120 W.

Davon ab:

Zur Aussaat " " 20 W.
Antheil der Handarbeiter 15 "
" " Spannarbeiter 17 " 12 S.

52 " 12 "

bleiben 67 W. 12 S.

à Wisp. 20 Rthlr. 1350 Rthlr.

Vorstehend berechnete Kosten ab " 132 "

bleiben 1218 Rthlr.

Der Ackerertrag nach der alten Wirthschaft betrug " " " 763 "

Plus zum Vortheil des neuen Projekts 515 Rthlr.

Dies veränderte Resultat ergiebt sich durch die bloße Berichtigung der aufgestellten Albertschen Wirthschafts-Balance.

Aber wir wollen nun auch die Elemente nä-

her untersuchen, welche diese vermeintliche Ersparung begründen sollen.

Nach dem Contrakte über die Gespannarbeiten ist festgesetzt, daß dieselben durch ein Pferdegespann und 3 Ochsengespanne verrichtet werden sollen. In der Albertschen Berechnung über Körner-Consumtion rechnet er zu Pferdefutter für die bisherigen zwei Pferdegespanne 25 Wispel. Das eine verbleibende Pferdegespann muß doch billig die Hälfte, also $12\frac{1}{2}$ Wispel konsumiren.

In dieser Berechnung sind die Kornarten zwar nicht besonders angegeben, mit welchen das eine oder andere Wirthschafts-Bedürfniß bestritten wird. Für stark arbeitende 4 Pferde sind aber $12\frac{1}{2}$ Wispel gemengte Körner nicht zu viel, und es muß nothwendig so viel auf das eine Gespann gerechnet werden, welches der Wirthschaft verbleiben soll, weil auf dasselbe allein die Last der Reisen fällt, die jetzt von 2 Gespannen verrichtet wurden.

Wenn Herr Albert sagt: diese Leute verstehen sparsamer zu wirthschaften, und bezieht das auf seine bisherige Wirthschaftsform, so wird dagegen Niemand eine Einwendung machen. Es kann sehr möglich seyn, daß bei ihm mancherlei nutzlose Futterverschwendungen vorgekommen sind. Dieß geht aber den Publikum nichts an, solches ist vielmehr, soll es das Projekt beurtheilen, nothwendig zu der Annahme berechtigt, daß bei der bisherigen

Wirth-

Wirthschaft so ordnungsmäßig verfahren sey, als sich von einer guten Wirthschaftsführung erwarten läßt. Ist dieß der Fall und es sind zur Erhaltung von 4 Pferden 12½ Wisp. Körner gebraucht worden, so werden sie auch bei der veränderten Einrichtung gebraucht.

Aus dem Voranschlag des Herrn Albert über die neue Wirthschaft erhellet, daß der Antheil der Gespannarbeiter nur überhaupt 17½ Wisp. Körner beträgt. Nach Abzug des für die Pferde erforderlichen Bedarfs, welche eigentlich jetzt ein stärkeres Futter haben müßten, da eine größere Anstrengung von ihnen verlangt wird, indem auf sie allein alle Reisen fallen, bleiben den Arbeitern nur Fünf Wispel Körner (!!!) übrig.

Wenn ich einen Vertrag mit Jemand über eine Leistung schließe, so halte ich es für eine nothwendige Bedingung, daß derselbe wisse, welche Verpflichtungen er übernehme. Bemerke ich in Folge der Verhandlungen, daß ich an einen Mann gerathen bin, der alles verspricht, was ich haben will, so nehme ich dieß für ein sicheres Zeichen, daß ich mit einem Unkundigen zu thun habe und breche das Geschäft mit ihm ab. Diesen Rath kann man Herrn Albert auch hier geben.

Wir wollen einmal untersuchen, welche Leistungen die Vier Arbeiter für die ihnen übrig bleibenden Fünf Wisp. übernommen haben.

Es werden ihnen 4 Pferde und wahrscheinlich Zwölf Zugochsen übergeben, womit sie alle Gespannarbeiten verrichten sollen. Es hätte freilich nothwendig zur Beschreibung der Wirthschaft gehört, daß Herr Albert die Zahl der zu haltenden Ochsen genauer angegeben hätte. Jetzt bleibt der Leser im Dunkeln, wie viel Stücke unter einem Gespanne zu verstehen sind. Aus der Zahl der Pferde entnimmt man, daß unter einem Gespann 4 Stück verstanden sind. Dieß berechtigt daher auch zu der Annahme, daß diesen Leuten außer den Pferden, Zwölf Zugochsen übergeben werden sollen. Da vorher schon 4 Zugochsen gehalten wurden, so ist auch darin ein Verhältniß, wenn für die abgeschafften 4 Pferde, 8 Ochsen gehalten werden.

Wir denken uns nun die Beackerungszeit, wo dieß Gespann in Thätigkeit gesetzt wird. Sollen die Ochsen zweispännig und im Wechsel arbeiten, so sind 3 der Arbeiter ununterbrochen auf dem Felde beschäftigt. Es wird also ein Vierter erfordert, der die Ochsen füttert und auf das Feld zum Wechseln treibt. Sollen die Ochsen aber nicht im Wechsel arbeiten, sondern, wie die Pferde, mit den gewöhnlichen Ruhe- und Futterstunden, so wird man doch nicht gesonnen seyn, Vier Stück vor einem Pfluge zu spannen, sondern man wird entweder 3 oder 2 vor einem Pfluge brauchen,

und dann werden im erstern Falle Vier, im letzten Sechs Menschen zur Führung der Pflüge erfordert.

Die 4 Pferde beschäftigen Einen Mann ununterbrochen. Wie soll es werden, wenn gesäet werden muß, oder wenn am Geschirre etwas schadhaft wird? Es folgt hieraus, daß blos zur zweckmäßigen Beschäftigung der Gespanne mehr als Vier Männer erfordert werden.

Allein für diesen 6ten Theil der Körner nach Abzug des Drescherlohns müssen die Spannarbeiter allen Dünger aus den Ställen schaffen, sie müssen den Dünger laden, streuen, Wasserfurchen öffnen und den Hof reinigen. Ich nenne nur diejenigen Arbeiten, die ausdrücklich in dem Vertrage genannt sind, obgleich, wenn man die Worte des Contrakts genau nimmt, noch viele andere Arbeiten von den Leuten gefordert werden können.

Auf jeden Fall scheint die Meinung zu seyn, daß die Arbeit des Aufladens, Abladens und Bansens des Heues und Getreides auch von den Gespannarbeitern verrichtet werden müsse. Denn in dem Contrakte für die Handarbeiter sind die Arbeiten bis zum Aufmandeln genau benannt, von denen beim Einfahren ist jedoch nichts erwähnt, solche müssen also nothwendig durch die Gespannarbeiter verrichtet werden.

Es geht aus dieser Untersuchung hervor, daß die Weiber der Viergespannarbeiter für die ganze Zeit des Jahres, wo man in Norddeutschland Frauen zu den Ackerarbeiten zu nehmen pflegt, beschäftigt sind, und daß außerdem noch den größten Theil des Jahres zum Säen, zur Hülfe beim Pfluge, zur Ausbesserung von Geschirrarbeit, zum Auf- und Abstaken des Heues und Getreides, endlich in Krankheitsfällen, männliche Hülfsarbeiter angenommen werden müssen. Ich glaube, daß deren in der dringendsten Arbeitszeit Zwei erfordert werden.

Ein Deputatist, der für seine Person zur steten Dienstleistung der Herrschaft verpflichtet ist, erhält außer den Deputaten, die den Vier Arbeitern zugesichert und bereits angerechnet sind

30—32 Scheffel Körner,
16—24 Rthlr. Geldlohn.

Wir müssen hier für die in Rede stehenden Gespannarbeiten die höchsten Sätze annehmen, weil sie nicht, wie die Hirten, in den Gebäuden bleiben, und Schuhwerk und Kleider schonen können, sondern bei jedem Wege und jeder Witterung hinaus müssen, um die ihnen zustehenden Verpflichtungen zu erfüllen. Die Frau eines solchen Deputatisten verdient in allen Fällen, die mir bis jetzt vorgekommen sind, außer der Besorgung ih-

res kleinen Hauswesens in Gelde oder Geldeswerth 20 Rthlr. Bei diesem Verdienste besteht eine Familie der Arbeiterklasse nur so leidlich. Sie kann weder eine Ersparung machen, noch sich Genüsse verschaffen, die nicht zum dringenden Bedürfniß gehören. Es läßt sich daher annehmen, daß dieß das Minimum sey, was eine gemeine Arbeiterfamilie verdienen müsse, wenn sie bestehen soll.

32 Schfl. Getreide, à 20 gr., betragen	26 Rthl.	16 gr.
Das Geldlohn des Mannes	24 "	— "
Der Verdienst der Frau "	20 "	— "
	70 Rthl.	16 gr.
Für Vier Familien " "	282 Rthl.	16 gr.
Hierzu nach vorstehender Auseinandersetzung zur Bezahlung zweier männlichen Hülfsarbeiter in der Pflugzeit und Ernte auf 26 Wochen, à Mann und Tag 5 ggr.	65 "	— "
	347 Rthl.	16 "
Hiervon sind für 5 Wisp. Körnerantheil, die außer dem Pferdefutter übrig geblieben sind, abzurechnen " "	100 "	— "
Es bleiben	247 Rthl.	16 gr.

Transport	247 Rthl.	18 ß
Hierzu die Kosten der Geschirrunterhaltung ß ß	229 ß	10 ß
	477 Rthl.	2 gr.
Nach Berichtigung der Albertschen Wirthschafts-Balance blieben übrig ß	515 Rthl.	
Da aber, wie bewiesen ist, die Arbeiter und die Pferde zu ihrer Subsistenz mit dem 6ten Antheil der Körner nicht ausreichen, sondern noch bedürfen ß ß ß ß	477 ß	2 gr.
So ist der ganze Ueberschuß	37 Rthl.	22 gr.

schreibe Sieben und Dreißig Thaler Zwei und Zwanzig Groschen!!

Ich habe bei dieser Berechnung mich nicht einmal von dem menschenfreundlich scheinenden Sinn leiten lassen, mit welchem Herr Adam Müller gleißnerisch prahlet. Ich habe den Arbeitern nur dasjenige veranschlagt, was sie zur nothwendigen Subsistenz haben müssen. Hätte ich sie als Mitglieder der ländlichen Familie ansehen und ihnen dem gemäß ein bequemeres Loos zubilligen sollen, so würde dieser Ueberschuß nicht stehen geblieben, sondern es würde, gegen die bisherigen Wirthschaftskosten, noch ein Zuschuß erforderlich gewesen seyn.

Aber es ist vielleicht ein Fehler, daß ich die Geschirrkosten unverkürzt auch der neuen Wirthschaft zur Last geschrieben habe? Hierauf meine Antwort. Die jetzigen Geschirrunterhaltungskosten sind bei einer aufmerksamen, ordentlichen Wirthschaftsführung entweder den dortigen Holz-, Eisen-, Leder und andern Preisen gemäß, oder sie sind unverhältnißmäßig hoch und nur deshalb auf diese Höhe gestiegen, weil mit dem Geschirre schlecht umgegangen wurde. Im erstern Falle kann an diesen Kosten dadurch nichts gespart werden, weil nun der Vorarbeiter mit den Handwerkern rechnet, statt es jetzt von dem Pächter oder Verwalter geschahe. Im letztern Falle, wenn diese Kosten sich deshalb so hoch belaufen, weil mit dem Geschirre liederlich umgegangen wurde, fällt die Schuld wieder nicht auf die bisherige Organisation der Wirthschaft, sondern allein auf die Unfähigkeit desjenigen, der sie dirigirte. Denn in der alten Wirthschafts-Organisation liegt nothwendig eine größere Möglichkeit zur Ersparniß der Handwerkskosten. Ein Verwalter und ein Hofmeister waren zur Beaufsichtigung von Vier Pferdeknechten und einem Ochsenknechte angestellt. Wenn diese ihre Schuldigkeit nur leidlich erfüllen, so war ein muthwilliges Verderben des Geschirres nicht möglich. Der nothwendigen Ab-

nutzung kann der Eigenthümer selbst nicht vorbeugen. Ein Wagenrad zerbricht auf schlechtem Wege und das Geschirr reißt entzwei, wenn der Wagen in einem Loche stecken bleibt, es möge den Wagen fahren, wer da wolle. Die alte Wirthschafts-Organisation hat deshalb, weil ein Hofmeister in der Winterzeit Geschirrarbeiten vorräthig machen kann, die Vermuthung für sich, daß die baaren Unterhaltungskosten des Geschirres geringer ausfallen mußten, als bei der neuen. Dafür ist jener auch der alten Wirthschaft mit 50 Rthlr. baarem Geldlohne zur Last geschrieben. Ich habe, meinem Grundsatze bei dieser Beurtheilung gemäß, für jeden der neuen Arbeiter nur das nothwendigste Bedürfniß zu reklamiren, nicht die Hälfte dieses Lohnes einem derselben veranschlagt. Hätte ich dem Vorarbeiter wegen der Aufsicht und wegen größere Geschicklichkeit in Geschirrarbeit ein höheres Lohn angerechnet, so schwanden auch 37 Rthlr. 22 gr. dahin. Aber ich konnte dem Vorarbeiter ohne Inconsequenz keine Arbeit in der Schirrkammer anweisen, denn er hat, sollen die Gespanne täglich beschäftigt werden, keine Zeit übrig. Findet er solche aber seinem Vortheil angemessen, so muß er zur Beschäftigung der Gespanne Tagelöhner annehmen, und dann reicht er mit dem auf 65 Rthlr. berechneten Tagelohne nicht aus.

Dem letzten möglichen Einwande muß ich noch begegnen, daß die Geschirrkosten bei der neuen Wirthschaft deshalb geringer seyn müßten, weil ein Gespann Pferde weniger gehalten würde. Dieser Einwand ist bereits einmal bei Gelegenheit der Körnerberechnung beantwortet. Wenn bei der Ochsenhaltung mehr Vortheil als bei der Pferdehaltung ist, so war dieser Vortheil schon längst, und bei der jetzigen Organisation zu erlangen. Da sich's hier nur darum handelt, welche Ablohnungsmethode vortheilhafter ist, und da das Ochsenhalten bei selbstbeköstigtem Gesinde, wie die Berechnung ergiebt, schon immer zulässig war, so kann diese Veränderung im Gespannhalten nicht der neuen Methode zum Vortheil gereichen.

Ich gehe nun zu meiner vierten und letzten Bemerkung über, daß es dem Landeigner an aller Sicherheit fehle, auf diese Weise seine Feldarbeiten gut verrichtet zu sehen und daß er sich selbst die Hände bindet, eingerissene Unordnungen schnell und ernstlich abzustellen und mögliche Verbesserungen anzubringen. Was will er denn machen, wenn die Arbeiter, um etwas zu verdienen, dem Arbeitsvieh das Futter abdarben und darauf losschlagen, so lange es gehen will? Ist ein Stück abgetrieben, so möge der Eigenthümer ein neues stellen. Hier ist der Vortheil beider, des letztern und der Arbeiter, so schnurstracks entge-

gen, daß nimmermehr an eine Dauer solchen Verhältnisses zu denken ist. Je weniger dem Arbeitsviehe gegeben wird, je mehr bleibt den Arbeitern. Darauf, daß diese contraktmäßig das Vieh in dem Zustande abliefern müssen, in welchem sie es erhalten haben, wird kein praktischer Landwirth etwas geben, der wissen muß, daß im glücklichsten Falle nothwendig täglich eine Abnutzung statt findet und im unglücklichsten Falle bei der besten Behandlung der Zugthiere sich häufig Sterbefälle ereignen. Wie ist nur denkbar, daß sich Menschen finden sollten, die dem Landeigner für mögliche Unglücksfälle Sicherheit stellen werden? und gebe es einige Thoren der Art, so ist nichts gewisser, als daß sie sehr bald von allem Vermögen entblößt seyn werden und außer Stande, noch einen Verlust zu decken. In welche Verlegenheit muß aber ein Landwirth kommen, der auf Ein Jahr lang die Direktion der Gespannarbeiter an Leute übergeben hat, die nicht nur gar kein Interesse an der Schonung des Arbeitsviehes haben, sondern deren einziger Vortheil darin bestehen kann, daß sie dasselbe möglichst anstrengen und es so karg wie möglich erhalten?

Auch ist nicht abzusehen, auf welche Weise die innere Ordnung in dieser Arbeitsgesellschaft erhalten werden kann. Wenn die Hälfte dieser Menschen die Arbeit schlecht macht, sich nachlässig oder faul

zeigt, was will die andere bessere Hälfte thun? die schlechtere ausscheiden lassen? — dieß kann sie nicht, weil unter ihnen keine Berechnung vor Abschluß der Jahresrechnung angelegt werden kann. Was will selbst der Landeigner machen, wenn er gewahr wird, daß die Arbeiten schlecht oder zur Unzeit verrichtet werden? Er kann Vorstellungen brauchen, er kann klagen. Fruchten erstere nicht, so kommt die Hülfe der Justiz immer zu spät.

Wer das menschliche Leben kennt, wird von der hier projektirten Wirthschafts-Organisation wenig Gutes erwarten. Es sollen hier dreierlei Arbeiter vereint wirken, die keinen Vereinigungspunkt haben, sondern durch die Leidenschaften des Neides, der Unverträglichkeit und Schadenfreude in stete feindselige Berührungen kommen müssen. Die Hofediener, doch wahrscheinlich Bauern, werden jetzt weit weniger gute Arbeit verrichten, weil sie bei derselben von Tagelöhnern befehligt werden. Die Handarbeiter werden es unangenehmer empfinden, wenn der Vorsteher der Gespannarbeiter sie zu einer Arbeit bestellt, die sie unter seiner Leitung verrichten sollen. Nimmt er sich aber gar einmal heraus, einen Handarbeiter zu tadeln, so bin ich seinetwegen sehr in Sorgen. Und tadeln wird er sicherlich mehr, als der Verwalter oder der Pächter selber, denn er hat die Mäßigung sich nicht aus Erfahrung erworben, die je-

der beobachten muß, welcher andern ein Vorgesetzter seyn und ihren guten Willen in Anspruch nehmen will.

Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß eine solche Wirthschaft bei so losen Verbindungsmitteln, als hier angewendet sind, in kurzem das Bild einer völligen Anarchie darstellen werde. Auf keinen Fall wird ein verständiger, erfahrner Mann es seinem Vortheil angemessen finden, auf die von Herrn Albert vorgeschlagene Weise einen so höchst mißlichen Versuch zu machen. Dieß ist also die neue, höchst wichtige Erfindung, welche in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft Epoche machen wird! Epoche macht dieses Projekt in sofern allerdings, als der Freund des Fortschreitens in der Landwirthschaft gewahr wird, er irre in der Annahme, daß geläuterte Kenntnisse über den Ackerbaubetrieb sich schon ganz allgemein verbreitet hätten.

Ein Marktschreier aus Sorau, der die Kunst lehren wollte, von dem Acker hundertfältigen Ertrag zu erzielen, fand weder Zuhörer noch Gehülfen. Er wurde billig verlacht und bald vergessen. Diesem Schicksal wird auch das Albertsche Projekt nicht entgehen, weil es eben so wenig inneren Gehalt hat, als die Kunststücke jenes Wundermannes. Allein einen Vorzug hat Hr. Albert: er hat einen eifrigen Lobredner gefunden.

II. Ueber die Beilagen zu dem Albertschen Projekt, von Herrn Adam Müller.

Denn ganz anders, als der unbefangene praktische Landwirth, urtheilt über das Albertsche Wirthschafts-Projekt Herr Adam Müller. Er ist derjenige, welcher öffentlich sagt, dasselbe werde in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft Epoche machen, und es werde durch Benutzung dieser oder ähnlicher Ideen der jetzigen Noth der Landwirthschaft, von der gerade die thätigsten und rationellsten Wirthe am wenigsten verschont geblieben seyen, am ersten ein Ende gemacht werden.

Nach ihm ist die kostspielige und luxuriöse Art des Ackerbaues, welche seit einigen Jahrzehnden in Deutschland um sich gegriffen, eine Hauptursache, warum die Produktionskosten nebst den Capitalszinsen den Werth der Ernten aufzehren. (Welche Capitalszinsen hier gemeint sind, ob die vom Betriebs- oder Grundcapitale, ist nicht gesagt, aber wahrscheinlich sind die Capitalszinsen von dem Betriebscapitale gemeint). Die Landwirthschaft werfe keine Grundrente weiter ab, die doch allein die Basis aller andern Institutionen der Civilisation sey.

Die Fragen:

Warum verschwindet die Grundrente? Warum

verzehren Produktionskosten und Capitalszinsen, bei einigem Umfange der Oekonomie, selbst unter den Händen der besten Wirthe, den Ertrag der Ernten?

beantwortet er so:

Weil das heilige Amt des Ackerbaues zu einem Geldgewerbe herabgesunken sey; weil der Ackerbau mit Geldkräften, die für den Handel bestimmt seyen und nicht mit persönlichen Kräften betrieben werde; weil eine eitle und unreife staatswirthschaftliche Lehre darauf ausgegangen sey, alle persönlichen Verpflichtungen und Naturaldienste in Geldprästationen, Sold und Tagelohn zu verwandeln; weil man an die Stelle der Landwirthschaft ein indisches Plantagen- und Comptoirwesen, eine Geldmaschinerie, eine Erntenfabrik gesetzt habe, in welcher alle Elemente des Ackerbaues haarscharf abgewogen würden und wo nur allein das menschliche Herz, mit allem seinen Adel und seiner Verderbniß, mit seinen schönen Empfänglichkeiten für gute Gewohnheit, wie mit seinen Tücken, gänzlich außer der Berechnung bleibe; endlich weil man die schöne Liebe zum Eigenthume verwechselt habe mit dem verworfenen Geld-Eigennutze.

Dieß ist alles, nur noch etwas weitläuftiger, in der obigen kleinen Schrift zu lesen.

Wer unbekannt mit ähnlichen mystischen, ver-

finsternden Ideen ist, der muß sich billig fragen: ist diese Schrift jetzt verfaßt, oder hat jemand ein Machwerk aus den Zeiten der Finsterniß, der Curiosität wegen, neu aufgelegt? *)

---

*) Wer des Herrn Adam Müller's und seiner gleichgesinnten Freunde Schriften — die er S. 18 dieser Schrift zum Theil selbst anführt — kennt, wird es leicht erklären können, warum er diesen Gegenstand so lebhaft ergriffen hat. Er hielt die Zeit, wo aus allen Ecken der Jammerton der Gutsbesitzer wiederhallte, zur Förderung seiner und der gleichgesinnten Freunde Tendenz ohne Zweifel für sehr günstig und glaubte die Gemüther mürbe und für seine Lehre recht empfänglich gemacht. Die Verfassungen des gepriesenen Mittelalters, wo man kein Geld hatte und kein Geld brauchte (oder wenn man es begehrte, es sich auf Wegelagerungen zu verschaffen wußte), mögten allerdings diejenigen wohl ansprechen, die jetzt auch kein Geld haben, obwohl sie es nur zu sehr gebrauchen. Jenes patriarchalische Verhältniß läßt sich recht romantisch schildern, wenn man die Greuel vergessen kann, die es mit sich führte. (Neuerlich hat Herr Worbs eine andere wahrhaft historische Schilderung desselben in den schlesischen Provinzial-Blättern gegeben, unter der Ueberschrift: „die gute alte Zeit beim Lichte der Geschichte betrachtet." (Schlesische Provinzialblätter 1823. September pag. 208.)

Allein abgesehen von diesen Greueln und nur das patriarchalische Verhältniß der Landbewohner im Auge behalten, so würde doch zu seiner Wiederein-

Der Herr Verfasser hat es für besser gehalten, seine wahre Meinung durch einen Schwall fröm-

---

führung zweierlei gehören: erstlich ein allgemeiner Privat- und Staats-Bankerott, der uns aller Geldverpflichtungen entledigte, zweitens eine völlige Wiedergeburt der Menschheit, d. h. Rückkehr in den Zustand der geistigen Kindheit, worin sich die nordischen Völker zur Zeit der Einführung der christlichen Religion zugleich mit diesem Feudalsystem befanden. So wie aber die Sache jetzt unabänderlich steht, können wir des Geldes nicht entbehren und die Landwirthschaft muß um so mehr nach den Grundsätzen und Maximen des Gewerbes betrachtet und betrieben werden, je schwieriger die Conjunkturen sind. Austausch in Naturalien kann nur in gewissen Fällen vortheilhaft und annehmlich für beide Theile seyn und da pflegt er wirklich, wie der Hr. Verfasser zeigt, zu bestehen. Aber in der Regel ist dasjenige Austauschmittel, wodurch man eine Anweisung auf jedes Bedürfniß jetziger und künftiger Zeit erhält, jedem unentbehrlich. Der Trieb der Menschen zur Erwerbung des Eigenthums ist bei dem jetzigen Stande der Civilisation das Einzige, was sie in Thätigkeit setzen und wobei die bürgerliche Welt und der Staat bestehen kann. Nur die Einwohner von Paraguai lassen es sich gefallen, von Dr. Francia wie das Vieh gefüttert und zur Arbeit angehalten zu werden, weil sie von den Jesuiten dazu gewöhnt waren; mit Europäern wird man es vergeblich versuchen. Th.

frömmelnder, mystischer und in den Ton der Zeit einstimmender Redensarten zu verhüllen. Uebersetzt man seine Worte in gewöhnliche Rede, so beantwortet er die Frage: warum verschwindet die Grundrente? auf folgende Weise: 1) weil die Naturaldienste aufgehoben sind, 2) weil der Ackerbau jetzt nicht mehr rein empirisch, sondern durch Verbindung wissenschaftlicher, technischer und merkantilischen Hülfsmitteln betrieben wird.

Wer der gesunden Vernunft und den Fortschritten in einem so wichtigen Gewerbe auf diese Weise Hohn sprechen kann, mit dem ist nicht zu streiten. Einer Widerlegung bedarf es bei der ausgebreiteten höhern Erkenntniß des Landbaues gar nicht, aber ich erlaube es mir, weniger erfahrnen Wirthe über die Hauptgegenstände dieser Müllerschen Lehre einige Worte zu sagen.

Die Naturaldienste haben sich in allen europäischen Ländern, welche eine gewisse höhere Stufe der Cultur erreicht haben, überlebt. Sie werden, wo sie noch bestehen, von den Belasteten mit dem größten Widerwillen geleistet, und kein Gesetz ist vermögend, den Berechtigten darin ganz zu schätzen, daß er nicht in der Qualität oder Quantität der Arbeit, die er fordern kann, verletzt werde.

Wo die Civilisation so weit vorgeschritten ist, daß alle in einem Staate lebende Menschen unter dem Gesetz stehen, und wo dieses allein die

Rechtmäßigkeit der wechselseitigen Ansprüche beurtheilt, da können die Naturaldienste für den Berechtigten nur zu gewissen Zwecken einen hohen Werth haben, vorzüglich wenn sie nicht nach Tagen geleistet werden, sondern ein bestimmtes Maaß von Arbeit umfassen. Daß dieß keine theoretische, einseitige Ansicht sey, hat die Erfahrung der letzten 10 Jahre in den Marken vielfältig bestätigt. In der ungünstigsten Zeit, wo es dem Grundbesitzer oft schwer wurde, die nöthigen Capitale zur Einrichtung der neuern Wirthschaft herbeizuschaffen, sind die Naturaldienste aufgehoben worden, und selten haben die Berechtigten Gebrauch von der Vergünstigung des Gesetzes gemacht, nach welcher ihnen freisteht, für einen bestimmten Zeitraum die Fortdauer des Dienstverhältnisses zu bedingen.

In allen Wirthschaften, wo dieses Verhältniß aufgehoben ist, hat sich jetzt ein anderer Geschäftsgang eingerichtet. Es werden alle Arbeiten rascher und besser verrichtet, und in den meisten Fällen haben die Berechtigten durch Aufhebung der Naturaldienste ansehnlich gewonnen. Der Grund, warum durch gänzliche Abschaffung der Naturaldienste die Berechtigten, selbst in diesen wohlfeilen Zeiten, gewonnen haben, ist darin zu suchen, daß die wenigsten Güter so reichlich mit Diensten versehen waren, um alle Arbeiten durch diese verrichten zu lassen. Die eigenen Gespanne

arbeiteten neben den Dienstgespannen; die Handdiener wurden häufig zur Führung der eigenen Gespanne gebraucht, und man war in der Benutzung derselben durch die festgesetzten Dienststunden beschränkt. Ferner kommt hierbei in Erwägung, daß die Dienstboten des Gutsbesitzers und die bezahlten Tagelöhner desselben, Verwandte der Hofediener waren. Hierdurch bestand zwischen sämmtlichen Arbeitern des Gutsbesitzers, den eigenen wie den diensthuenden, der stillschweigende Vertrag, ihre Kräfte möglichst zu schonen. Nur hieraus läßt es sich erklären, warum eine so geringe Vermehrung des Gespannes hinreichend gewesen ist, den verlorenen Naturaldienst zu ersetzen.

Auf besserem Boden, wo die Qualität der Arbeit einen so überwiegenden Einfluß auf den Ertrag hat, mag dieser häufig um den ganzen Belauf der Mehrkosten, welche die Beackerung auf eigene Rechnung erfordert, durch die bessere Arbeit gestiegen seyn. Seit die Naturaldienste aufgehoben sind, bemerkt man überall mehrere Arbeitsverwendung als vormals. Die Feldsteine, welche bei dem schlaffen Dienstverhältniß in und auf dem Acker liegen blieben, höchstens auf die Gränzraine gewälzt wurden, werden jetzt gänzlich von dem Ackerlande entfernt. Nutzlose Plätze, mit Gestrüpp bewachsen, werden urbar gemacht; es werden Gräben gezogen, es wird Moder und

Mergel aufgefahren, und allgemein bemerkt man einen höhern Sinn für eine reinliche, geordnete Ackerarbeit. Die Feldgeschäfte werden zu rechter Zeit und nicht mehr, wie bei dem Dienstverhältniß, zum Nachtheil des Ertrages zu spät verrichtet.

Wo sind die Menschen zu diesen bessern und vermehrten Arbeiten hergekommen? Werden sie nicht mit denselben Menschen verrichtet, die das Land während des Dienstverhältnisses bewohnten? Aber man hat gelernt die Arbeitskräfte besser und zu rechter Zeit anzuwenden; es ist ein lebhafter, rascher Gang in alle Geschäfte gebracht worden *).

Allein die Arbeit dieser Menschen muß mit Gelde aufgewogen werden, wird Herr Müller sagen, und sie verzehren alles, was sie gearbeitet haben. Nun ja, so viel müssen sie haben, daß sie diese kräftige Arbeit verrichten können. Allein mehr geben die Beschäftiger in der Regel auch

---

*) Es ist sehr auffallend, wie sich der Wohlstand dieser Menschen, an Orten wo die Landwirthschaft schon länger nach den Grundsätzen des Gewerbes und mit erforderlichem Talent betrieben worden, zugleich mit dem Wohlstande des Grundherrn gehoben hat. Auch hat sich ihre Moralität entschieden verbessert. Sie haben nun gelernt ihre Kräfte zu gebrauchen und zu benutzeu und sich dadurch in einen bessern Zustand zu versetzen. Th.

nicht. Für größere Anstrengung muß größerer Lohn seyn. Ohne diesen ist jene für die Dauer nicht zu erwarten. Wir wollen aber einmal genauer untersuchen, ob durch eine andere Ablohnungsart der gemeinen Arbeiter in der Landwirthschaft eine Ersparniß zu erwarten stehe. Ich bemerke noch, daß ich die Verhältnisse vor Augen habe, wie sie in den Marken, Sachsen und Schlesien auf großen Gütern gefunden werden. In andern Ländern kenne ich sie nicht.

Hier halten wir:

1) Gesinde, d. h. Arbeiter, welche Kost und Lohn erhalten zur Besorgung des Viehes und der Gespannarbeiten;
2) sogenannte Deputatisten zu Diensten, die entweder eine besondere Geschicklichkeit erfordern, wie die Anfertigung von Schirrarbeit, das Säen u. s. w., oder welche am besten stets von einer und derselben Person verrichtet werden;
3) Tagelohnarbeiter, die das Dreschen und die übrigen Arbeiten verrichten.

Alle diese Menschen erhalten eigentlich den geringsten Theil ihres Lohns in baarem Gelde. Das Gesinde wird, außer der Kleidung, in allen seinen Bedürfnissen unterhalten, die in der Regel in jeder großen Wirthschaft erzeugt werden. Daß die Dienstboten in einer Landwirthschaft Forderun-

gen auf andere Lebensmittel machten, habe ich nie erlebt. Das baare Geldlohn für einen tüchtigen Knecht von 24 bis 30 Rthlr. ist für den Landwirth bei dem jetzigen Mißverhältnisse der Preise zwar hoch zu nennen, allein man untersuche, was ein solcher Mensch, der täglich der Witterung ausgesetzt und dem gemäß bekleidet seyn muß, nothwendig auf seine Bekleidung verwenden muß, und es wird sich ergeben, daß ihm nur sehr wenig zur beliebigen Verwendung übrig bleibt. Einen mö-glichen Ueberschuß müssen die Grundbesitzer dem zum Manne heranreifenden Jüngling der Arbeiterklasse gönnen, wenn sie wollen, daß derselbe mit Liebe für ihren Beruf bestehen soll. Wenn ein starker, geschickter, ohne physische Mängel erwachsener Bursche von 22 bis 24 Jahren nicht ein solches Lohn erhält, daß er bei sparsamer Wirthschaft jährlich 6 Rthlr. davon erübrigen kann, wodurch soll er denn in den Stand kommen, eine Haushaltung anzufangen? — Es gehören dazu, wenn nur das nöthigste Hausgeräth und ein Paar junge Schweine angeschafft werden sollen, mindestens 30 Rthlr., alles zu Geld angeschlagen, und unter der Voraussetzung, daß die Frau das Bette und die nöthigste Wäsche besitze.

Oder meint man, es sey besser, wenn unser Bauer dem irländischen gleiche, der sich zur Heirath entschließt, wenn er eine Lehmhütte hat, in

welche er kriecht, zwei Bund Stroh zum Lager, und Branntwein und Kartoffeln für Einen Tag?

Daß der gemeine Arbeiter fern vom Luxus der höhern Stände bleibe, daß er sich nicht Genüsse angewöhne, die unser Klima und Boden nicht hervorbringt, und die er außer Stande ist, sich dauernd zu verschaffen, muß der Menschenfreund wünschen. Aber daß derjenige, welcher die Erde baut, sich satt esse, nicht blos in Kartoffeln, sondern auch in mehr nahrhafter Fleischspeise; daß er sich so kleide, um bei strenger und unfreundlicher Witterung gesund zu bleiben und daß er im Winter seine kleine Wohnung erwärme — so viel muß der Grundeigenthümer dem Arbeiter geben, wenn er sich auf seinen wahren Vortheil versteht.

Ich habe in Bezug auf die in Rede stehende Untersuchung noch darauf hinzuweisen, daß die sogenannten Deputatisten einen noch größeren Antheil ihres Lohnbetrages in Naturalien erhalten, an einigen Orten erhalten sie Getreide, an andern auch Milch, Käse und Butter, an andern Futter für eine Kuh, Deputatland, Wohnung und Feuerung, welches billig in Anschlag zu bringen ist.

Aber selbst die Tagelöhner, wenn sie, wie es Regel ist, in den Häusern des Grundeigenthümers wohnen, erhalten mehr Naturalien als baares Geld. In den meisten Verhältnissen verdienen sie als Quote für das Dreschen so viel Getreide, als

sie brauchen, und dafür, daß sie freie Wohnung, freie Feuerung, auch Land zu Lein und Kartoffeln erhalten, ist ihr Tagelohn so geringe bestimmt, daß es nur eben hinreicht, ihre übrigen nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten.

Zu erwarten ist also nicht, daß der Albertsche Vorschlag dort, wo die von mir angegebenen Verhältnisse längst eingeführt sind, Eindruck machen werde. Was er empfiehlt, Bezahlung der Arbeit durch Naturalien, ist hier längst realisirt und darum ist die Gerechtigkeit gegen die Arbeiter, die Herr Müller in theuern Jahren verletzt glaubt, hier immer geübt worden. Einen noch größeren Antheil des Lohns in Naturalien geben wollen, hieße den Arbeiter in Nachtheil stellen. Dieser muß so gut baares Geld haben, wie jeder Mensch. Er hat Abgaben, Schulgeld, Stolgebühren zu bezahlen, muß Branntwein, Salz, Seife, Kleidungsstücke und Geräthschaften, an vielen Orten auch Feuerungsmaterial kaufen. Hierzu muß er baares Geld haben. Bekommt er also sein ganzes Lohn in Körnern, durch einen Antheil an der Ernte, so muß er das Getreide verkaufen, und da er weder Zeit hat, die beste Gelegenheit des Absatzes zu suchen, noch Gespann, seine verkäuflichen Gegenstände dahin zu fahren, wo sie am theuersten sind, so fällt er solchen Käufern in die Hände, die ihm viel weniger geben, als der Markt-

preis beträgt. Man kann dieß bei uns häufig sehen, daß die Dreſcher für ihre Getreide-Quote, wenn sie solche verkaufen, 4 bis 6 gr. weniger für den Scheffel erhalten *).

Der Verlust, welchen der Arbeiter auf diese Weise erleidet, theils durch den geringern Preis, theils durch die Zeit, die das Verkaufen erfordert, trifft zuletzt den Beschäftiger. Ich habe in wohlfeilen Zeiten oft nur dadurch die Leute bei dem Dreſchen um einen Antheil an Körnern, bei gutem Muth erhalten können, daß ich ihnen diesen Antheil für baares Geld abkaufte.

Aber die Arbeiten werden, sagt man, von den Leuten viel beſſer verrichtet werden, wenn sie solche mit der Hoffnung auf einen Antheil am Ernteertrage verrichten.

Die Erfahrung aus dem Verhältniß der Dreſchgärtner in Schleſien und der Zehntſchnitter in einigen Theilen von Sachſen belehrt uns hier-

---

*) Wenn ein noch größerer Theil des Arbeitslohns in Getreide bezahlt würde, so wäre dies das ſicherſte Mittel, den Preis im erſten Theile des Ernte-Jahrs auf's tiefſte herab zu bringen, indem dieſe Leute Geld haben wollen und müſſen und ſich zum Verkauf drängen; wogegen dann im zweiten Theile das Getreide nur in den Händen der Kornhändler und der Preis übermäßig hoch ſeyn würde, ohne das dieſer der Landwirthſchaft Vortheil brächte. Th.

über, aber sie giebt kein sehr günstiges Resultat. Fast alle Besitzer von Gütern, wo ein solches Verhältniß besteht, sind damit unzufrieden, und bekannt ist, daß die Aufhebung des schlesischen mit den Dreschgärtnern, Gegenstand der Gesetzgebung geworden ist.

Schließen wir der Analogie nach, so ist von dem Verdunge einer Arbeit nur immer dann Vortheil für den Beschäftiger zu erwarten, wenn der Arbeiter seinen Vortheil nahe übersehen kann. Ein weit aussehender, noch dazu von mehreren Zufälligkeiten abhangender, Vortheil reizt den gemeinen Arbeiter nicht, sich besonders anzustrengen. Im vorliegenden Falle, wo zweierlei Arbeiter, die mit dem Gespann und die Handarbeiter für einen Zweck vereinigt wirken sollen, ist gar nicht zu erwarten, daß sie den Hauptzweck festhalten werden. An Zänkereien und wechselseitigen Vorwürfen wird es nicht fehlen, desto mehr aber an dem Bestreben, sich bereitwillig zu unterstützen.

Aber ist der Gang der Geschäfte auch wirklich bei der jetzigen Organisation so schlecht, daß überhaupt eine größere Anstrengung möglich und zu erwarten ist? — Diese Frage verdient doch vor allen eine genaue Erörterung. Es werden, selbst in bessern Wirthschaften, allerdings viele Kräfte nutzlos vergeudet, aber nach meiner Ansicht mehr durch fehlerhafte Disposition als durch entschie-

dene Faulheit der Arbeiter. Wo es an der nöthigen Aufsicht und an Geschicklichkeit der Aufseher nicht fehlt, da sind die gemeinen Arbeiter bei aller Neigung zur Trägheit doch dahin zu bringen, daß sie die etatsmäßigen Arbeitssätze leisten. Ja in der wichtigsten Zeit, der Ernte, ist, so weit ich gekommen bin, es löbliche, in der Meinung des Volkes festgewurzelte Sitte, sich in Tagelohn so anzustrengen, daß man durch einen Akkord selten mehr Arbeit verrichten kann. Die anhaltendste und langwierigste Arbeit, das Dreschen, wird ja ohnedies allgemein um einen Antheil verrichtet. Es bleiben mithin von den Handarbeiten allein die bei der Düngerausfuhr übrig, wo durch das Verdingen größere Anstrengung zu bewirken wäre. Von großem Belange kann hier indessen der zu erwartende Gewinn nicht seyn *).

Was die Gespannarbeiten anlangt, so ist mir, der ich seit beinahe 30 Jahren in verschiedenen Gegenden die Wirthschaft auf großen Gütern ne-

---

*) Zu allen Meliorationsarbeiten, die so wesentlich zu einer guten Bewirthschaftung gehören, müßten andere Menschen gedungen werden, obwohl sie von denen, die zum gewöhnlichen Ackerbau erforderlich sind, sehr wohl in Zwischenzeiten verrichtet werden können, wenn sie sich anstrengen wollen. Diese in der Regel gewinnbringende Arbeit geht für Wirthe, der Verdienst für die Leute verloren. Th.

ben der auf Bauergütern mit angesehen habe, die Behauptung neu, daß der Bauer mit seinem Gespann mehr Arbeit leiste. Ich weiß wohl, daß in einzelnen, dringenden Arbeitsperioden einige Tage lang der Bauer viel und mehr leistet, als auf großen Gütern geleistet wird, aber im ganzen Durchschnitt des Jahres wird mit den Gespannen auf großen Gütern mehr verrichtet, als selbst von industrieusen Bauern geschieht. Gerade der Umstand, daß dem Bauer in der Regel seine Beackerung mehr kostet, als dem großen Gutsbesitzer, bringt jenen in Nachtheil gegen diesen; man mache nur einmal die Probe und rechne das Gespann, welches eine Bauerfeldmark bearbeitet, zusammen und vergleiche dasjenige damit, was in einer großen Wirthschaft auf gleichem Boden und gleicher Fläche gehalten wird, und man wird sehen, daß in der letztern mehrere Arbeit auf ein einzelnes Zugthier, mithin auch auf den damit arbeitenden Menschen, komme. Der Bauer hilft sich nun freilich damit, daß er seinem Arbeitsviehe ein weit schwächeres Futter giebt, aber wenn man ausmittelt, was eine bestimmte Arbeit mit Bauer- oder Hofpferden verrichtet, im Laufe des ganzen Jahres kostet, so ergiebt sich gewiß bei zehn Fällen, daß in neun Fällen sie mit letzteren wohlfeiler verrichtet ist.

Nur in dem Falle scheint mir ein Vertrag über Gespannarbeit vortheilhaft, wenn man Gelegenheit hat, ihn mit Bauern, die eigenes Gespann halten, abzuschließen. Letztere sind oft in der Lage, daß sie 2 oder 4 Pferde halten müssen, ohne genügende Arbeit für sie zu haben. Hier kann nun der Fall wohl eintreten, daß ein solcher Bauer um einen Körnerantheil ein Stück Feld von einem großen Gute wohlfeiler bestellt, als der Eigenthümer es selbst vermöchte, und daß jener doch dabei gewinnt, weil ihm hierdurch eine Gelegenheit wird, seine übrige Zeit nutzbar anzuwenden, die ohne dieselbe ihm gar keinen Vortheil gebracht hätte.

Es lassen sich auf großen Gütern die Wirthschaftskosten in den meisten Fällen allerdings sehr einschränken, aber aus den angeführten Gründen glaube ich nicht, daß durch die Bezahlung der gemeinen Arbeit mit Naturalien viel zu erhalten sey. Die Handwerkskosten müssen, den Zeitverhältnissen gemäß, überall herabgesetzt werden *).

---

*) Wenn man aber in diesen wohlfeilen Zeiten Contrakte mit den Handwerkern gegen Naturalien abschließen wollte, so würden sie in theuern Zeiten enorm hoch zu stehen kommen. Mit den Schmieden pflegt jedoch diese Einrichtung, behufs der gewöhnlichen Arbeit, seit älteren Zeiten zu bestehen. Th.

Noch bedeutender werden die Ersparungen seyn, die sich an sehr vielen Orten durch Vereinfachung der Administrationsgeschäfte, durch Verminderung des Aufsichtspersonals, durch bessere Benutzung der Gespannkräfte, durch Einstellung aller unproduktiven Arbeit und verständigere Auswahl der jeder Lokalität angemessenen Culturgegenstände anbringen lassen.

Einige Beispiele werden dieß deutlicher machen. Vereinfacht können die Administrationsgeschäfte werden, wenn der Eigenthümer eines großen Gutes bei den Forderungen an seine Offizianten scheidet: welche Obliegenheiten derselben wesentlich zur Förderung des Reinertrages gereichen und welche nur zur Erfüllung einer gewissen, vorgeschriebenen Geschäftsform gehören. Alle Schreibereiarbeiten, die auf einigen großen Gütern dazu dienen sollen, die Beamten zu kontrolliren, sind viel zu theuer für den beabsichtigten Zweck und machen gewöhnlich den ganzen Geschäftsgang so schwerfällig und langsam, daß die Produktion nicht selten darunter leidet. Es wird oft viel Aufhebens davon gemacht, daß 20 bis 30 Rthlr. Tagelohn mehr ausgegeben seyen, als nöthig gewesen wären. Wenn aber dieses Tagelohn nur dann zu sparen ist, daß noch ein Aufseher gehalten wird, der mindestens 150 Rthlr.

kostet, so wird jeder Verständige lieber den kleinen Aufwand tragen, als den größern machen wollen *).

Vereinigung mehrerer Vorwerke, die nicht zu fern von einander liegen, zu einem Ganzen und zur Bewirthschaftung von einem Punkte, wird in sehr vielen Fällen möglich, und es wird durch eine solche Operation, dem Hauptzweck unbeschadet, leicht eine Ersparung anzubringen seyn, die mehr beträgt, als das ganze Tagelohn, welches für diese vereinigten Güter ausgegeben wird.

Wozu hält man an den meisten Orten ein so zahlreiches Schäferpersonale mit einem Gehalte, den man dem gebildeten Wirthschaftsaufseher versagt? die meisten Leute, welche zur Fütterung und zum Hüten der Schaafe gehalten werden, können nicht mehr leisten, als ein gemeiner Arbeiter. Ich billige es, daß man einen ausgezeichneten, verständigen Schaafmeister gut bezahle. Warum aber einem gemeinen Knechte 100 Rthlr. Lohn bewilligen, der den größten Theil des Jahres mit dem Strickstrumpfe in der Hand bei der Schaafheerde steht? Hier giebt es Gelegenheiten zu ersparen,

---

*) Der Herr Verfasser begreift hierunter aber gewiß keine Knickerei in der Haltung der nöthigen Officianten. Th.

allein bei Bezahlung der gewöhnlichen Ackerarbeiter nicht.

Unter bessere Benutzung der Gespannkräfte verstehe ich weniger eine angestrengtere Arbeit an den einzelnen Tagen, sondern ich weise auf den stattfindenden Mißbrauch hin, daß man die Ochsen an vielen Orten blos zur Pflugarbeit hält und dieselben im Winter ganz müßig im Stalle stehen läßt. Dadurch wird die Pflugarbeit bei einer genauen Rechnung sehr theuer. Man sagt zwar: die Ochsen bekommen, wenn sie nicht arbeiten, nur schlechtes Futter. Es ist aber bekannt, daß diese Verminderung der Futterportion ihre Gränze habe, die nicht überschritten werden darf. Weniger verschwenderisch ist dieser Gebrauch dort, wo Tagelöhner oder Quasi-Deputatisten, die im Winter dreschen, im Sommer mit den Ochsen harken oder pflügen. Wo aber Pflugjungen in eigener Kost gehalten werden, die man im Winter durch Holzhauen, Häckselschneiden und ähnliche kleine Arbeiten beschäftigt, da wird das Ochsenhalten bei aller scheinbaren Wohlfeilheit sehr theuer. Warum läßt man die Ochsen nicht den ganzen Winter über arbeiten? Wenn sie auch nicht zu Reisen brauchbar sind, warum fährt man nicht Holz mit ihnen heran und den Dünger heraus, und hält dafür weniger Pferde? Oft stößt man

auf

auf diese ganz nutzlose Verschwendung, die auf manchen Gütern 500 Rthlr. und mehr beträgt.

Eine dem ähnliche Verschwendung ist die, daß man, um schöne, wohlbeleibte Pferde vorzuzeigen, diesen ein sehr starkes Futter giebt und sie absichtlich in der Arbeit schont. Ist ein Landwirth in der glücklichen Lage, um sagen zu können, ich finde ein Vergnügen darin, stets runde, glatte Pferde zu haben; es kommt mir nicht darauf an, wenn mir die Ackerarbeit auch mehr kostet, so wird ihn niemand deshalb tadeln, daß er sich für sein Geld ein solches Vergnügen macht. Allein denjenigen, die diesen unnützen Aufwand machen und doch darüber seufzen müssen, daß der Ackerbau mehr koste als einbringe und die, um mehr reinen Ueberschuß zu erlangen, lieber den Menschen, ihren Brüdern, die Subsistenzmittel abschneiden und schmälern möchten, als ihren Rossen die gehörige Arbeit zuzumuthen, muß man zurufen: fangt das Ding am rechten Ende an!

Einstellung aller unproduktiven Arbeit gab ich auch als Mittel reeller Ersparung bei dem Landbau an. Auf Gütern mit großen magern Flächen, deren verhältnißmäßige Bedüngung nich möglich ist, kann bei diesen wohlfeilen Zeiten nichts Nachtheiligeres geschehen, als mit gekauftem theuern Futter einen starken Viehstand zu er-

halten, um ganz wohlfeilen Roggen oder Hafer zu erbauen. Ein Pachtunternehmer auf einem solchen Gute, der von seinem Vater gehört hatte: wer nichts säet kann auch nichts ernten, schaffte mehr Gespann an, um mehr auszusäen, als seine Vorfahren. Er freute sich, als er nach beendigter Saatzeit froh verkündigen konnte, welche starke Aussaat er gemacht habe. Er verkündigte auch noch mit großen Hoffnungen seine höhere Ernte. Der Mann setzte diese Wirthschaft ein Paar Jahre fort. Später erwähnte er seine große Aussaat nicht weiter, sondern gab in der Stille seine Pachtung auf, nachdem er einen Theil seines Vermögens dabei zugesetzt hatte.

Hätte dieser Wirth lieber das Spannvieh vermindert, und die Aussaat beschränkt, zur Benutzung der größeren Weidefläche aber die Schäferei vermehrt, so würde er auf jedem Fall weniger verloren haben. Befolgt der Eigenthümer selbst das letzte Verfahren, so hat er die sichere Aussicht, daß nach mehreren Jahren seine Wirthschaft einen größeren, reinen Ueberschuß bringen werde.

Eben so nachtheilig für den reinen Ueberschuß ist bei dem Ackerbau die Erzwingung von Produktionen, zu welchem der Boden nicht geschaffen ist. Der Weitzen wächst auch auf lehmi- Sandboden, aber noch öfter schlägt er auf dem-

selben fehl. Gewiß ist, daß er auf solchem Boden, mit Rücksicht auf das Ganze der Wirthschaft und mit gehöriger Anrechnung des Düngers, weniger Reinertrag gewährt als Roggen, und doch vernachlässigt man häufig den Anbau dieser herrlichen Frucht, um die Freude zu haben, mit einer Weitzenaussaat von einigen Wispeln zu prahlen.

In diesen und ähnlichen Dingen sind große Ersparungen bei der Landwirthschaft anzubringen, und es ist selten ein Gut schon auf den Punkt gebracht, daß ein höherer Reinertrag nicht möglich seyn sollte. Aber meine lieben jüngeren Collegen! wenn Sie der Ansicht des Herrn Müller huldigen und sich dem Glauben hingeben, bei dem Ackerbau könne eine höhere Kenntniß nichts nützen, dann bleibt Ihnen die Aussicht auf einen einträglichen Betrieb für immer verschlossen. Der Landwirth kommt sicherlich wieder in eine günstigere Stellung, aber nur der kann davon Vortheil ziehen, der die klarste Ansicht von dem Materiale, das er bearbeitet hat, und der die Mittel zu Erreichung seiner Absichten und ihre Wirkung möglichst genau berechnen kann.

Die mannigfaltigen Gegenstände, welche den Landwirth auf einem großen Gute beschäftigen, nur sämmtlich kennen zu lernen, ist schon keine geringe Aufgabe. Allein noch weit schwieriger ist

es, das Verhältniß der einzelnen Theile des Betriebes zu einander und zum Ganzen, kennen und würdigen zu lernen. Erfahrung und Uebung haben allerdings einen großen Einfluß auf die Bildung eines jeden Geschäftsmannes, aber können sie in einem so verwickelten Geschäft allein genügen? Würden nicht mehrere Menschenleben dazu gehören, alle die Beobachtungen zu machen, auf welchen jetzt die wissenschaftliche Behandlung des Ackerbaues basirt ist? Wollen wir Landwirthe, voll Eigendünkel und Vermessenheit, die Mittel zur Belehrung von uns weisen, die uns die Wissenschaft darbietet? Das sey ferne von uns! Herr Müller möge sein Verfinsterungs-System bei andern Ständen versuchen. Uns soll er nicht abhalten, auf der betretenen Bahn muthig fortzuwandeln. Er täuscht sich und andere, wenn er sagt, gerade die thätigsten und geschicktesten Wirthe wären durch diese Zeitverhältnisse am meisten in Verlegenheit gekommen. Es mag solche geben, die Herr Müller für geschickt hält, die aber kein erfahrner Landwirth dafür erkennen kann. So wie sich der wahrhaft Verständige in allen Ständen und Verhältnissen aus schwierigen Lagen leicht heraushilft, so ist es auch bei der Landwirthschaft. Prahler, Schwätzer, Abentheurer und Güterhändler, von denen sich sehr viele Landwirthe nennen, werden bei diesen Umständen ihr Glück nicht machen,

aber zur Ehrenrettung unseres beglückenden Gewerbes sey es gesagt: es giebt auch jetzt noch viele Landwirthe, die vortreffliche Geschäfte machen, jedoch nur von solchen läßt sich dies sagen, die sich eben so sehr durch theoretische, wissenschaftliche Bildung, als durch genaue Einsicht und Kenntniß aller praktischen Hülfsmittel auszeichnen *). Diesen strebe man nach und dann wird man nicht nöthig haben, von solchen einseitigen Vorschlägen, als Herr Albert gethan hat, das Heil der Landwirthschaft zu erwarten. Man wird sein eigenes Verhältniß selbst so vollständig übersehen, daß man bei veränderten Conjunkturen die Mittel leicht auffinden wird, seinem Geschäfte diejenige Richtung zu geben, durch welche es einen genügenden, wenn auch keinen ganz hohen, Ueberschuß abwirft.

---

*) Wir könnten eine große Anzahl solcher Männer aus unserer näheren Bekanntschaft namhaft machen, die nach erworbenen richtigen Ansichten vom Gewerbe der Landwirthschaft, solches unter schweren Bedingungen in den Jahren 1817 und 1818 — wo die Preise aller Produkte so hoch standen — unternahmen, und dennoch bis auf diese Stunde wohlbehalten und zufrieden sind, wenn wir ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen glaubten. Nur gerade bei einer unbiegsamen, auf Observanzen, nicht auf Intelligenz beruhenden Frohnwirthschaft kann man nicht bestehen. Th.

XVII.

Die Agrikulturchemie des Grafen Chaptal, mit Zusätzen und Anmerkungen übersetzt durch Dr. D. D. Eisenbach, und mit einem Anhange versehen von Dr. G. Schübler. Erster Band. Stuttgart 1824.

Vom

Professor Körte.

Die Ankündigung einer Agrikulturchemie von dem Grafen v. Chaptal, einem Manne der als Chemiker berühmt, als Besitzer großer Güter bekannt ist, und von dem wir wissen, daß er in Verhältnissen gestanden hat, in welchen ihm Quellen aller Art, die nicht für jeden zugänglich sind, zu Gebote waren, mußte Aufsehen erregen und die Erwartungen jedes denkenden Landwirthes spannen. Obgleich nun unsere anfänglich sehr hohe Erwartung von diesem Werke schon durch

den Auszug aus demselben in den annales de l'agriculture française Tom. 23. vom 30sten September 1823 pag. 299. bedeutend herabgestimmt wurde, so ist dieses doch jetzt um so mehr der Fall, da wir von dem ersten Theile dieses Werkes eine von dem Herrn Dr. Eisenbach besorgte Uebersetzung vor uns haben. — Der Zweck des Buches ist, die Landwirthschaft durch Anwendung der Naturwissenschaften aufzuklären, und der Herr Graf v. Chaptal sagt Seite 41. der Einleitung: „ich durfte nicht aus den Augen verlieren, daß ich hauptsächlich für den Landwirth schrieb, und daß ich demzufolge klar und bestimmt und immer so schreiben mußte, daß diese Schrift bei der Stufe seiner Aufklärung, seiner Kenntnisse und seinen Mitteln ihm zugänglich und brauchbar wäre." Obgleich dieser aufgefaßte Gesichtspunkt des Hrn. Verf. der wahrhaft richtige ist, so hat er denselben dennoch auf keine Weise festgehalten, das Buch ist weder klar noch bestimmt geschrieben, noch ist auf die Stufe der Ausbildung, auf welcher der Landwirth steht, noch auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel Rücksicht genommen. Wir beurtheilen hier zwar nur die Uebersetzung, und man könnte mit Recht glauben, daß das Original mehr jenem Grundsatze entspreche, allein wenn wir die Uebersetzung auch nicht in jeder Beziehung frei von Fehlern glauben, so sind

doch die von dem Hrn. Uebersetzer eingeschobenen Noten und in Klammern eingeschlossenen Bemerkungen nur zu deutliche Beweise, daß das Original noch viel unklarer und unbestimmter ist, als die Uebersetzung. Wenn man die Noten in letzterer liest, so bemerkt man deutlich, wie selbst dem Uebersetzer diese Unbestimmtheit und Unklarheit anstößig gewesen ist, und man würde es sich kaum erklären können, warum derselbe bei dieser Ueberzeugung dennoch das Werk übersetzt habe, wenn man nicht glauben müßte, daß er durch dasselbe seinem Vaterlande hätte einen Beweis geben wollen, wie allgemein noch die Franzosen in der Landwirthschaft als Wissenschaft und Kunst zurück wären, und wie unbekannt sie mit dem, was die Deutschen gethan haben, sind. Von letztern scheint der Hr. Verf. nur Auszüge aus Thaer's Werken zu kennen, was Hermbstädt, Eichhof, Crome, Schübler und andere in diesem Fache geleistet haben, scheint ihm ganz fremd zu seyn. Davy's Agrikulturchemie und Saussüre's chemische Untersuchungen über die Vegetation sind die Hauptpfeiler des Buches. — Die Reihefolge der abgehandelten Gegenstände ist nichts weniger als wissenschaftlich; staats- und landwirthschaftliche, pflanzenphysiologische und chemische Abhandlungen, ja sogar statistische, wie das achte Capitel, welches einen Ueberblick der landwirthschaftlichen Erzeug-

nisse in Frankreich giebt, enthält das Buch. — Wie das Ganze zu dem Namen Agrikulturchemie gekommen, ist uns daher unerklärbar, vielmehr ist dasselbe eine Sammlung von rhapsodischen Aufsätzen über die so eben bemerkten Gegenstände. — Doch damit unsere Leser selbst beurtheilen mögen, in wie fern das bisher Gesagte das Buch trifft, so wollen wir dasselbe seinen Capiteln nach durchgehen und auf das Interessante besonders aufmerksam machen. Das Buch besteht aus 257 Octavseiten, wovon 44 Seiten die Einleitung enthalten. In letzterer wird zuerst gezeigt, wie wichtig der Stand des Landwirthes für den Staat sey und wie nützlich chemische Kenntnisse für den Landwirth werden können. Hierauf geht der Hr. Verf. auf das Allgemeine der Chemie über, und spricht hier so über die Gesetze in der Natur, über chemische Verwandtschaft u. s. w., daß er nur von Männern verstanden werden kann, die sich schon ernstlich mit Physik und Chemie beschäftigt haben, keinesweges aber von Landwirthen, von welchen dieses nicht vorausgesetzt werden kann. Hiernach wird der Unterschied zwischen den organischen und unorganischen Wesen gezeigt, und vorzüglich und mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß erstere den noch viel zu wenig ergründeten Gesetzen der Lebenskraft, letztere aber denen des Chemismus unterworfen sind, daß erstere nur erst dann unter

die Gesetze des Chemismus treten, wenn das Leben und mit ihm die Lebenskraft von ihnen entwichen sey. Nie sollten daher die Gesetze der Chemie auch auf das Lebendige angewandt werden, was aber nur zu oft geschiehet. — Der Hr. Verf. geht nun zu rein staatswirthschaftlichen Gegenständen über. Abgabensysteme, Gesetzgebung, Straßenbau, die Lehre von der Vertheilung des Grundeigenthums u. s. w. werden zwar nur rhapsodisch, aber dennoch vortrefflich, jedoch in besonderer Beziehung auf Frankreich abgehandelt. — Der Inhalt des Buches ist in acht Capiteln, und diese wieder in bald mehr bald weniger Abschnitte abgetheilt. Das erste Capitel, welches in zwei Abschnitte zerfällt, enthält allgemeine Beobachtungen über die Atmosphäre, rücksichtlich ihrer Beziehung zum Wachsthum und Leben der Pflanzen. Die verschiedenen einfachen und zusammengesetzten Bestandtheile derselben, Azote, Oxygen, Kohlenstoffsäure und Wasser werden hier abgehandelt. Was der Hr. Verf. pag. 3. über das Azote sagt, ist uns ganz unverständlich; „die Wirkung des Stickstoffes, so weit wir sie kennen, ist so unbedeutend, daß sie bei weiten nicht hinreicht, die übermäßige Menge zu erklären, womit ihn die Natur in der Atmosphäre angehäuft hat; man sieht sich versucht anzunehmen, sie habe ihn zu einem ungeheuern Behälter bestimmt, worin alle Gasarten, alle Aus-

flüsse, alle Sümpfe, welche sich von der Erdoberfläche erheben, aufgenommen werden." Der Sinn, eine Gasart als Behälter für andere Gasarten, für Ausflüsse, für Sümpfe, welche sich von der Erdoberfläche erheben, anzunehmen, ist uns auch nicht im entferntesten klar, und wenn irgendwo der Herr Uebersetzer gefehlt hat, so ist es hier, denn es ist kaum denkbar, daß ein Mann, wie der Graf Chaptal, Dinge dieser Art so behandeln könne. — Wenn uns auch die Wirkung des Stickstoffes nicht so deutlich in die Augen springt, als die des Oxygenes, so ist doch die Nothwendigkeit seines Daseyns in so bedeutender Masse, durch das Vorkommen desselben in fast allen organischen Wesen unverkennbar. In allen thierischen Substanzen, so wie fast in allen Pflanzen, denn welche Pflanze hat nicht entweder Eyweißstoff, oder Glyadine, oder Extraktivstoff u. s. w., kommt Azote vor, und ist nicht sein Verhalten, mit dem Oxygene Säuren und mit dem Hydrogene ein Alkali zu bilden, d. h. seine amphotere Natur höchst merkwürdig und auf die wichtige Rolle, die er in der Natur spielt, hindeutend? Alles dieses erklärt, unsern Ansichten nach, sehr genügend, wozu die Natur diese Gasart in so großer Menge erzeugt hat. — Auch über das Vorhandenseyn des Wassers, in elastisch-flüssiger Gestalt in der Atmosphäre, und über die durch dasselbe begründe-

ten Erscheinungen drückt sich der Hr. Graf, allerdings auf Veranlassung von Saussüre des Aeltern pag. 8, sehr undeutlich ja unrichtig aus, worüber der Herr Uebersetzer in einer Anmerkung die nöthige Erläuterung giebt. — Der Begriff von Grundstoff (Element) wird pag. 10 nicht streng beibehalten; denn so heißt es, die vier Grundstoffe (Azote, Oxygen, Wasser und Kohlensäure) der Atmosphäre u. s. w. — Wasser und Kohlenstoffsäure sind keinesweges Grundstoffe, sondern schon zwiefache Verbindungen von Elementen; diese Vernachlässigung zeigt sich noch oft und ist undeutlich und unbestimmt, besonders für Layen in der Chemie; pag. 11. heißt es, Kalkwasser oder kaustische Alkalien verbinden sich mit dem Kohlenstoffe, soll heißen mit der Kohlenstoffsäure. Im zweiten Abschnitte handelt der Herr Verf. die unwägbaren in der Atmosphäre enthaltenen Stoffe ab, Elektricität, Wärme, Licht. Auch hier spricht sich fast überall die Flüchtigkeit aus, mit welcher das Werk bearbeitet ist, so daß der Hr. Uebersetzer in einer Note sich folgendermaaßen erklärt pag. 15. „Graf Chaptal ist zwar anerkannt einer der größten Chemiker, besonders in Hinsicht auf technische Anwendung, in der theoretischen Physik aber, namentlich wo es auf mathematische Begriffe ankommt, scheint er sich nicht immer klar zu werden.“ Das zweite Capitel han-

delt von der Natur des Bodens und von seinem Einflusse auf die Pflanzen. Der erste Abschnitt betrifft die Dammerde; warum hat der Hr. Uebersetzer nicht für Dammerde (terreau) Humus gewählt, da letzteres Wort in Deutschland allgemein angenommen ist? pag. 26. soll sich im Humus außer Salzen, Erden und Extraktivstoff noch Oel befinden. Letzteres ist von keinem Chemiker bisher in dem Humus als Edukt gefunden worden, und mögte auch wohl schwerlich je gefunden werden; das Oel, von welchem Saussüre der Jüngere spricht, ist ein Produkt der trockenen Destillation, und in dieser geben fast alle Pflanzenstoffe empyreumatische Oele. Die Elemente des Oeles, Kohlenstoff, Hydrogen und Oxygen sind im Humus enthalten, aber keinesweges das Oel selbst. Es ist für die Wissenschaft zu nachtheilig, wenn ein Mann von solcher Autorität, wie der Graf Chaptal, sich über Gegenstände dieser Art so unbestimmt ausdrückt, besonders in Schriften für den Landwirth, und es wäre auf diese Weise nicht unmöglich, daß wir in jene Zeiten zurückkämen, wo man glaubte, daß die Pflanzen in dem Humus alle zu einem guten Sallate gehörigen Ingredienzen, Salz, Essig und Oel fänden. Uebrigens ist dieser Abschnitt nichts weiter, als ein sehr unvollkommener Auszug aus Saussüre des Jüngern Werke: chemische Untersuchungen über die Vege-

tation. Von dem Verhalten des Humus gegen andere Stoffe ist fast gar nichts gesagt. Seiner wasserhaltenden Kraft, seiner Absorptionsfähigkeit, seiner Aehnlichkeit mit der Pflanzenkohle und aller dadurch für den Ackerbau wichtigen Eigenschaften, seiner Modifikationen des sauern und verkohlten Humus, Dinge die für die Agrikulturchemie so wichtig sind, ist nicht mit einem Worte erwähnt. Gerade einen der allerwichtigsten Gegenstände der Agrikulturchemie sehen wir daher in diesem Werke so oberflächlich behandelt, als es vielleicht je geschehen ist. Der zweite Abschnitt handelt von der Natur des Bodens. Hier in diesem, der Agrikulturchemie ganz besonders angehörigen, Abschnitte sind nun die Begriffe so unglaublich untereinander geworfen und die Worte so wunderbar gewählt, daß man wahrlich nicht weiß, was man daraus machen soll; so sind die Begriffe Gemenge und Gemische, so wichtig und wesentlich in der Chemie, sehr häufig, ja fast immer mit einander verwechselt, so ist die Ackerkrume pag. 30, 32 u. s. w. ein Gemenge von Kieselerde, Kalkerde, Thonerde, Bittererde, Eisenoxyd und einigen salzigen Stoffen. Wer hat wohl bis jetzt die Thonerde als Gemengtheil gefunden, wenn man nicht etwa den Saphir, Rubin und Demantspath als solche ansiehet? wer hat in der Ackerkrume Kieselerde, Kalkerde, Thonerde und Bit-

tererde schon von einander geschieden gefunden? Sand, kohlensauern Kalk, Thon, Bittererde haltende Mineralien wohl, nie aber jene Bestandtheile für sich. So sagt der Hr. Verf. im dritten Abschnitte von der Entstehung der Ackerkrume *) pag. 31: aus der Zersetzung der Gebirgsarten entsteht der Ackerboden, durch die Bewegung und Einwirkung des Wassers entstehen Geschiebe, Kiesel, Sand und mineralischer Humus. Ob man gleichwohl den Begriff, welchen der Hr. Verf. dem Worte mineralischer Humus unterlegt, errathen kann, — er versteht ohne allen Zweifel die eigentliche, aus mineralischen Bestandtheilen zusammengesetzte, Ackerkrume darunter — so ist es doch auffallend, warum er gerade das Wort Humus gewählt hat, wir setzen nämlich voraus, daß im Originale terreau steht, welches der Uebersetzer und zwar mit Recht größtentheils mit Humus übersetzt hat, denn so viel uns bekannt ist, nennen die Franzosen die erdeähnliche Substanz, welche nach dem Verwesen des Mistes zurückbleibt, terreau. Es ist ein unglaublicher Gewinn

---

*) Ueber die Entstehung der Ackerkrume durch das Verwittern der Gebirgsarten werden wir, in einem der nächstfolgenden Stücke der Annalen, eine interessante Abhandlung des Herrn Hofraths und Professors Hausmann zu Göttingen mittheilen. d. R.

für eine Wissenschaft, wenn die Sprache bestimmt ist und in dem Worte schon der Begriff liegt. Es ist daher gewiß höchst unwissenschaftlich, wenn man für zwei so verschiedene Dinge, als der Humus und die mineralischen Erden sind, ein und dasselbe Hauptwort wählt. Abgesehn von der Bildung dieser beiden Substanzen, abgesehn von ihrem chemischen Verhalten, was sich auch nicht im mindesten ähnlich ist, so ist auch ihr Verhalten gegen die Elektricität höchst merkwürdig und absolut entgegengesetzt; die mineralischen Erden verhalten sich positiv, der Humus hingegen negativ. Diese in aller Beziehung so merkwürdigen Verschiedenheiten vermogten schon Linnee, das Wort Humus aufzunehmen, um durch dasselbe die, durch die Verwesung organischer Körper hervorgehende, erdeähnliche Substanz von den mineralischen Erden zu unterscheiden, und vermogten später Thaer, es in die Landwirthschaft einzuführen. Warum also jetzt wieder eine Zweideutigkeit in diesen Ausdruck legen, der fast allgemein, wenigstens in Deutschland, absolut geworden ist. — Die Verwechselung der Worte Thonerde statt Thon und umgekehrt, Kalkerde statt Kalk und umgekehrt, findet sehr häufig statt. Wie dürfen wir hoffen, daß der so wichtige Unterschied der Begriffe von Thon und Thonerde, von Sand und Kieselerde, deren Verwechselung schon zu vielen

Miß-

Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, bei dem Landwirthe festen Fuß fasse, wenn selbst Chemiker, und solche von bedeutender Autorität dagegen fehlen. Seite 34 heißt es, daß die Kalkerde, welche die Gebirgsarten enthalten, also kohlenstoffsauere Kalkerde, höchst unvollkommen mit Kohlensäure gesättigt sey, und daß diese daher sich fortwährend bestrebe, der Luft ihre Kohlensäure zu entziehen. Ob es gleich wahrscheinlich ist, daß sich das Calciumoxyd (die gebrannte, oder von ihrer Kohlenstoffsäure vollkommen befreite chemisch reine Kalkerde) in mehr als einem Verhältnisse mit der Kohlenstoffsäure verbindet, so ist doch der kohlensaure Kalk, wie er sich in den Gebirgen findet, so viel wir wissen, eine neutrale Verbindung, die vollkommen trocken eben so wenig Gasarten absorbirt als alle anderen Erdarten, wohl aber dieses thut, wenn sie angefeuchtet wird, in welchem Zustande es aber auch alle anderen Erdarten, nur in einem bald größern, bald geringern quantitativen Verhältnisse, thun. Es ist dieses also keine Eigenthümlichkeit des kohlensauern Kalkes, die wenn sie statt hätte, über die Wirkung desselben auf die Vegetation gewaltigen Aufschluß geben würde, denn bekanntlich ist die Kohlenstoffsäure in gewissen Verhältnissen ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel für die Pflanzen. Es hätte also wohl das fortwährende Bestreben der kohlen-

stoffsauern Kalkerde, Kohlenstoffsäure zu absorbiren, hypothetisch aufgestellt werden können, keinesweges aber als eine bereits ausgemachte Wahrheit aufgeführt werden sollen. — Auffallend ist es, wie Hr. Graf Chaptal in diesem Abschnitte fast nur allein des Granites erwähnt, und wie er pag. 37 gegen alle Erfahrung sagen kann, daß die übrigen Gebirgsarten keine so große Fläche unserer Erdrinde bedeckten. Die Hauptgebirgszüge ausgenommen, so ist bei weiten der größte Theil unserer Erdrinde von Geschieben und Resten der Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsarten bedeckt, und diese bilden daher in der Regel unsere Ackerkrume. — Im vierten Abschnitte wird nun von der Zusammensetzung der Ackerkrume gesprochen. Der Hr. Verf. führt hier zuvor die Resultate der chemischen Analysen von besonders fruchtbaren Ackerboden an, woraus hervorgeht, daß jeder für die Vegetation geeignete Boden eine beträchtliche Menge Sand haben müsse, um ein gerechtes Verhältniß der wasserhaltenden Kraft und Lockerheit herbeizuführen. Die fruchtbarste Erde, welche Tillet untersuchte, bestand aus 25 p. C. Sand, 37,5 Lehm und 37,5 kohlensaure Kalkerde, und wenn auch nicht vollkommen, doch sich dieser Angabe nähernd sind die Resultate der übrigen Analysen. Es ist zu bedauern, daß man in der Regel bei der Analyse eines Ackerbodens, behufs der Land-

wirthschaft, immer die entferntern Bestandtheile desselben, Thonerde, Kieselerde, anstatt der nähern, zusammengesetzten, Thon, Sand u. s. w. angiebt. Dem Landwirthe ist, behufs seines Gewerbes, weit ersprießlicher, den Gehalt seines Bodens an Thon, Sand u. s. w. zu kennen, als den an Thon- und Kieselerde, wie wir dieses schon an einer andern Stelle gezeigt haben. Ein Gehalt von mehr als 60 p. C. Thon macht den Ackerboden, wenn auch nicht unfruchtbar, dennoch weniger fruchtbar, er erschwert die Bearbeitung, vermehrt daher die Arbeitskosten und mindert folglich den Reinertrag. Klima, Lage gegen den Einfluß der Sonne, der größere oder geringere Regenfall können hier allerdings Modifikationen zweckmäßig machen. Der Hr. Verf. ist pag. 42 der Meinung, daß die 3 in den Ackerboden prädominirenden Erden, Thonerde, kohlensaure Kalkerde und Kieselerde von den Pflanzen aufgenommen würden. Er führt für diese Meinung die Untersuchungen von Bergmann und Rückert an. Dieser so überaus wichtige Gegenstand ist immer noch nicht vollkommen aufgeklärt, und wir sind der Meinung, daß auch hier, wie so häufig, die Wahrheit in der Mitte liegt, d. h. die Pflanzen nehmen mehrere ihrer näheren erdigen Bestandtheile aus dem Boden, können aber auch durch ihre Lebenskraft mehrere erzeugen. Ob sie das eine oder

andere thun, liegt in ihrer Organisation, in dem Boden, auf welchem sie vorkommen, und in den Umständen, unter welchen sie vegetiren. Wir hoffen in dieser Zeitschrift diesen Gegenstand, dessen Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde, besonders zu behandeln, und die Resultate unserer in dieser Beziehung gemachten Versuche und Beobachtungen unseren Lesern mitzutheilen. — Der fünfte Abschnitt handelt von den Eigenschaften der verschiedenen Erdarten. Der Hr. Verf. führt zuerst im Allgemeinen die Eigenschaften der Erden in ihrem chemisch reinen Zustande auf, erwähnt jedoch dieser Eigenschaften im Besondern mit keinem Worte; weder vom spezifischen Gewichte, noch der Consistenz, noch der Fähigkeit, Feuchtigkeit und Oxygen zu absorbiren, findet man etwas; die trefflichen Versuche von Schübler scheinen dem Hrn. Verf. ganz unbekannt zu seyn. Ueber die näheren, zusammengesetzten Bestandtheile der Ackerkrume, als Thon, Mergel u. s. w. sagt der Hr. Verf. sehr wenig, obgleich der jetzige Zustand der Chemie, besonders die Lehre von den constanten Verhältnissen der Elemente in ihren Verbindungen, über die wir bei einer andern Gelegenheit den Lesern der Annalen unsere Ansichten gleichfalls mittheilen werden, interessante Resultate giebt. Hierauf kommt der Hr. Verf. in diesem Abschnitte auf den Einfluß der Luft, des Wassers und des Thaues

auf die Vegetation der Pflanzen. Ein sonderbarer Ideengang! Damit der Thau und die Luft möglichst vortheilhaft auf die Pflanzen einwirken kann, darf der Boden nicht zu fest seyn, weil die Luft, in sofern die Erde zu fest ist, nicht leicht genug eindringen kann, der Thau aber, ehe er an die Wurzelorgane der Pflanzen kommt, verdunsten würde. Hr. Graf Chaptal schreibt der Einwirkung der Luft und des Thaues, die vortreffliche Wirkung des Behackens der Früchte zu und sagt, daß er sich bei dem Anbaue der Runkelrüben keines andern Mittels als des Behackens bediene, um die Pflanzen wieder zu beleben, wenn sie gelb würden und abzusterben anfingen. Noch führt er ein im südlichen Frankreich übliches Verfahren bei dem Weinbaue an. §. 53. In diesem Lande, heißt es, wo es den ganzen Sommer hindurch fast nie regnet, entblößt man den Fuß jeder Rebe, indem man ringsum eine Grube macht, tief und breit genug, um einen großen Theil des Stockes und der an ihm befindlichen Wurzelfäserchen zu entblößen. Diese Oeffnung wird in kurzer Zeit durch die Blätter bedeckt. Es gewährt dieses Verfahren den Nutzen, der Luft den Zugang zu den Wurzeln zu erleichtern, damit sie den Thau absetzen kann, womit sie in dieser Gegend reichlicher beladen ist als in andern kälteren. Der Hr. Verf. führt nun die Versuche von Davy, welche in der

Agrikulturchemie desselben befindlich sind, an, deren Resultat ist, daß das Vermögen der Ackerbodenarten, die Feuchtigkeit der Luft zu absorbiren, immer in geradem Verhältnisse mit der Feuchtigkeit des Bodens und der dafür gezahlten Pachtsumme stand. Unsern Beobachtungen und Erfahrungen zufolge ist das aus den Davyschen Versuchen gezogene Resultat nicht für alle Fälle wahr, denn ein Boden mit einem größern quantitativen Verhältnisse von Thon und seinen Modifikationen kann ohne Humus eine bedeutendere Absorptionsfähigkeit haben als ein Boden mit Humus, in dem aber jenes Verhältniß ungleich geringer ist. Nur dann, wenn die mineralischen nähern Bestandtheile zweier Bodenarten beinahe in gleichem quantitativen Verhältnisse zu einander stehen, glauben wir den Boden, welcher eine größere Absorptionsfähigkeit hat, als fruchtbarer annehmen zu können als den, welcher diese Fähigkeit im geringern Grade besitzt. Hierauf zeigt der Hr. Verf. die Wichtigkeit der Wärme bei der Vegetation, und macht in dieser Beziehung auf die Farbe des Ackerbodens aufmerksam. Auf den Absätzen der Alpenwände, welche angebaut werden, wirft man schwarze Erde auf die Schneeschichten, um das Schmelzen derselben zu befördern und den Boden, welchen sie bedecken, zeitig anpflanzen zu können. Der sechste Abschnitt. Von den Eigen-

schaften der Erdgemenge und den Mitteln, sie zum Landbau brauchbar zu machen. Mehrere höchst sonderbare Ansichten, von denen man kaum glauben sollte, daß sie von einem Manne, wie der Graf Chaptal ist, herrühren könnten, kommen hier vor, z. B. pag. 60. „die Thonerde bringt durch ihre Verbindung mit den öligten Theilen ein seifenartiges Gemisch hervor, welches in die Gewächse eindringen und ihnen zwei Stoffe zuführen kann, deren jeder für sich im Wasser unauflöslich ist." So viel uns bekannt ist, wird die Thonerde in Verbindung mit Oelen, zwar hinsichtlich des Anfühlens ein seifenartiger Körper, keinesweges aber in Beziehung der Auflösbarkeit im Wasser. Oel und Thonerde zergehen zwar in Wasser, keinesweges aber lösen sie sich im Sinne des Chemikers auf. — Die Salze in dem Ackerboden sieht der Hr. Verf. nur als Reizmittel für die Vegetation an und sagt, sie wären für die Gewächse das, was Gewürze und Kochsalz für den menschlichen Magen sind, im Uebermaaße schädlich, im gewissen Verhältnisse aber sehr dienlich. Ohne daß wir jenem Vergleiche das Wort reden mögten, so stimmen doch unsere Erfahrungen darin mit den Ansichten des Hrn. Verf. überein, daß die Pflanzen, namentlich in unsern Versuchen: Weitzen, Gerste, Erbsen, wenn sie in einer Erde vegetiren, die eine gewisse Quantität

Salz hat, lebhafter wachsen, bessere Aehren tragen, als in demselben Boden ohne Salz, worüber wir, wenn die Versuche, die wir mehrere Jahre fortzusetzen gedenken, geendigt sind, die Resultate unsern Lesern mittheilen werden. Interessant ist, was der Hr. Verf. aus eigener Erfahrung über einen Boden sagt, der zu seinem Untergrunde eine Erde mit vielen schwarzen Eisenoxydule hat; die Ernten auf diesem Boden fielen in den ersten Jahren, nachdem der Untergrund an die Oberfläche des Ackers gebracht worden war, sehr gering aus, und obgleich mit jedem Jahre die Fruchtbarkeit zunahm, so erhielt das Feld doch erst nach dem fünften Jahre die in der Gegend gewöhnliche Fruchtbarkeit. Die Farbe der Erde hatte sich in dieser Zeit von Schwarzbraun in ein ziemlich lebhaftes tiefes Gelb geändert. Da diese Farbenänderung, den Erfahrungen in der Chemie zufolge, von einer höhern Oxydation des Eisenoxyduls herrührt, so glaubt der Graf Chaptal, wenigstens wirft er die Frage auf, ob das schwarze Eisenoxyd (bestimmter das Eisenoxydul) als solches der Vegetation nachtheilig sey? — Mehreren Beobachtungen zufolge sind wir schon immer der Meinung gewesen, daß der bald nachtheilige, bald vortheilhafte Einfluß des Eisens im Ackerboden von seinem verschiedenen Oxydationszustande abhänge. Wir kennen jetzt drei verschiedene Oxyda-

tionszustände des Eisens, als Eisenoxydul 77,62 Eisen 22,38 Oxygen, Eisenoxyd-Oxydul 71,86 Eisen 28,14 Oxygen, und Eisenoxyd 69,22 Eisen und 30,78 Oxygen. Von diesen glauben wir, daß vorzüglich das letztere, vorausgesetzt, daß es in einem nicht zu großen quantitativen Verhältnisse in dem Ackerboden enthalten ist, der Vegetation dienlich sey, während die beiden erstern dadurch schädlich werden, daß sie die Einwirkung des Oxygens auf kohlenstoffhaltige Körper, Dünger, Humus, einige Jahre hindurch unthätig machen, daß dieses aber sich in dem Maaße verliert, in welchem das Eisen dem letztern Oxydationszustande näher kommt. — Im siebenten Abschnitte wird die Analyse des Ackerbodens vorgetragen. Obgleich dieser Abschnitt der Agrikulturchemie vorzüglich angeht, so ist er doch so oberflächlich, undeutlich, und so wenig praktisch abgehandelt, daß wir überzeugt sind, der praktische Landwirth werde wenig daraus entnehmen können. Unseren Ansichten nach ist es überhaupt für diesen schon hinlänglich, wenn er den Thon-, Kalk- und Sandgehalt seines Bodens, allenfalls auch den des Humus und den des Eisens zu bestimmen vermag. Sehr wichtig ist die Bestimmung der wasserhaltenden Kraft. Jede genaue Analyse des Ackerbodens setzt eine Menge von Kenntnissen und Handgriffen voraus, welche letzteren man nur durch Anschauung, nicht

aber durch Bücher erlangen kann. Diese läßt sich daher nur von solchen Landwirthen erwarten, die Gelegenheit gehabt und diese, versteht sich, gut benutzt haben, theoretische und praktische Vorträge über Chemie zu hören. — Das dritte Kapitel handelt von der Natur und Wirkung des Düngers. Letzterer wird in nährenden und reizenden Dünger getheilt, unter ersteren versteht der Hr. Verf. die Materialien, welche wirkliche Nahrungsstoffe an die Pflanzen abgeben, unter letztern solche, welche blos die Verdauungsthätigkeit der Pflanzen befördern. Es wird hier vorzüglich über die verschiedene übliche Aufbewahrungsart des Mistes, über den Zustand, in welchem er angewandt wird, über den Urin, über die Zweckmäßigkeit denselben zu sammeln u. s. w. gesprochen. Mag das Gesagte für den französischen Landwirth Interesse haben, dem deutschen gebildeten Landwirth ist alles, was hier gesagt ist, bekannt. — Von mehr Interesse kann unseren Lesern das seyn, was pag. 94 über die in England, selbst in Deutschland schon längst bekannte, in neuern Zeiten aber mit vielen Wesen wieder zur Sprache gekommenen Knochendüngung gesagt wird. — Die Knochen bestehen häuptsächlich aus phosphorsauern Kalk und Gallerte. Die Ochsenknochen haben 50 bis 55 p. C. Gallerte, die Pferdeknochen 36 bis 40 p. C. und die Schweineknochen 48 bis 50. Die Kno-

chen enthalten um so mehr Gallerte, um so jünger das Thier ist. Um die Knochen zweckmäßig als Dünger anzuwenden, muß man sie sorgfältig mahlen, das Mehl in Haufen aufschütten und in eine anfangende Gährung übergehen lassen. Sobald sie einen durchdringenden Geruch verbreiten, breitet man die Haufen auseinander und streuet diese Substanz auf den Boden; man kann das gegohrne Knochenmehl auch auf das Feld werfen, und mit dem Saamen zugleich in die Erde bringen. Bei Gewächsen, deren Saamen man in Reihen säet, bringt man das Knochenmehl in die Reihen. Man kocht auch wohl zu anderweitiger Anwendung die Knochen zuvor mit Wasser aus, und wendet sie dann als Düngungsmittel an, allerdings verlieren sie dann an ihrer düngenden Kraft. — Wir haben Knochen von einer 7jährigen Kuh 48 Stunden fortwährend mit Wasser gekocht, das Wasser in dieser Zeit 10 Mal erneuert, und dennoch hatte der, durch das Wasser nicht aufgelöste, Rückstand $64\frac{1}{6}$ p. C. Gallerte und Fett. Es ist also der Verlust, den die Knochen als Düngermaterial durch das Kochen mit Wasser erleiden, gewiß sehr unbedeutend. Mit ätzender Kalklauge ausgekocht ist der Verlust gewiß sehr bedeutend. Während der Gährung fand Hr. Graf Chaptal die Oberfläche der Knochentheilchen mit einer dünnen fettigen Schicht überzogen, deren

Geschmack scharf und stechend war, und die ihm aus einer Verbindung von Gallerte und Ammonium zu bestehen schien. — Hiernach wird der außerordentlichen Wirkung, welche der Abfall von Wollmanufakturen auf die Vegetation hervorbringt, und welche der Hr. Verf. sehr oft Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, erwähnt. Die Genueser sammeln im südlichen Frankreich diese Abfälle, um sie an den Füßen ihrer Olivenbäume faulen zu lassen. — In dem zweiten Abschnitte, von den reizenden Düngerarten, führt nun der Hr. Verf. seine Ideen und Erfahrungen über Salze und salzartige Verbindungen weiter aus; schade, daß gerade hier wieder so wenig Präcision in der Sprache ist. Man bleibt bisweilen ganz ungewiß, ob der Hr. Verf. kohlensauern oder ätzenden Kalk meint, bisweilen supplirt der Hr. Uebersetzer, ob aber im Geiste des Hrn. Verf., ist schwer zu bestimmen. Auch hier gilt übrigens das, was wir bei Gelegenheit des ernährenden Düngers gesagt haben, daß nämlich der deutsche gebildete Landwirth keine neue Ansichten und Erfahrungen finden wird, sondern daß selbst die neuen in Deutschland zur Sprache gebrachten, dem Hrn. Verf. ganz unbekannt zu seyn scheinen. — Das vierte Kapitel, vom Keimen, ist ein sehr gedrängter, mangelhafter Auszug aus Saussür's Werke über die Vegetation. — Das fünfte Kapitel handelt von der Nahrung der

Gewächse, und der erste Abschnitt desselben hat die Ueberschrift: „Von dem Einflusse der Kohlensäure auf die Ernährung der Pflanzen. Der Herr Verf. führt über den Einfluß des Lichtes auf die Vegetation und auf die Zersetzung der Kohlenstoffsäure, außer den Versuchen von Sennebier und Saussüre, eine selbst gemachte interessante Beobachtung an." — Seite 123. Das Holzwerk, wodurch das Dach eines langen Stollens in den Kohlenbergwerken von Bousquet gestützt ist, war mit großen Schwämmen bedeckt. Vom Eingange des Stollens an nimmt, je weiter man in dem Stolten vorschreitet, die Helligkeit ab, und mit der Abnahme derselben änderte sich auch die Farbe und Consistenz der Schwämme; je näher dem Eingange, je gelber war die Farbe und je fester die Struktur der Schwämme. Hinten im Stollen, bei vollkommner Dunkelheit, war die Farbe vollkommen weiß, und die Schwämme hatten alle Festigkeit verloren, so, daß wenn man sie mit der Hand zusammendrückte, man nichts erhielt als eine Flüssigkeit und nur wenig faseriges Gewebe. Bei einer vergleichenden Untersuchung gaben die letztern, nur ein mit Kohlensäure gesättigtes Wasser, eine geringe Menge Pflanzenschleim, und ein wenig faseriges in der Flüssigkeit schwimmendes Zellgewebe; bei den in der Mitte des Stollens gesammelten Schwämmen war der Antheil der Koh-

lensäure bei weitem geringer, und der des faserigen Gewebes sehr viel beträchtlicher; in besonders hohem Grade fand dieses bei den am Eingange des Stollens gesammelten Schwämmen statt. — Im zweiten Abschnitt wird die Wirkung des Oxygens auf die Ernährung der Gewächse auseinandergesetzt und gezeigt, daß sich in Rücksicht des Oxygens die Wurzeln so verhalten wie die Blätter, und daß der Unterschied zwischen Wurzeln und Blättern darin bestehe, daß die durch Oxygen und Kohlenstoff gebildete Kohlenstoffsäure von den Wurzeln nicht zersetzt werde, daß aber dieses bei den Blättern, auf welche das Sonnenlicht einwirke, der Fall sey. — Der dritte Abschnitt ist ein Auszug aus den Versuchen von Berard und Saussüre, über die Wirkung der Luft auf die Früchte; das Endresultat aus den Versuchen des Letztern ist, daß die Früchte wie die Blätter des Nachts, Oxygen aufnehmen, und dafür Kohlensäure ausströmen, am Tage aber, und vorzüglich im Sonnenlicht, Oxygen entbinden. — Der vierte Abschnitt, über die Wirkung des Wassers bei dem Ernährungsprozesse der Pflanzen, enthält nicht nur bloß allgemein Bekanntes, sondern auch dieses ist sehr oberflächlich behandelt. — Der fünfte Abschnitt ist eine Fortsetzung über die Ernährung der Gewächse und handelt besonders über die Aussau-

gung des Bodens durch die verschiedenen Pflanzen. Der Hr. Verf. stellt hier verschiedene Paradoxen auf; so z. B. behauptet er, daß im Allgemeinen die einjährigen Pflanzen den Boden weit mehr aussaugen als die mehrjährigen, und zwar weil jene mehr ausdünsteten als diese; Erbsen. Bohnen, Heidekorn saugen den Boden, ob sie gleich einjährig sind, wenig aus, weil sie nicht sehr ausdunsten. — Die Kartoffeln saugen nach dem Hrn. Grafen unter allen Gewächsen den Boden beinahe am meisten aus u. s. w. Worauf der Hr. Verf. diesen sonderbaren Glauben gründet, ist nicht angegeben. Weiter hinten pag. 195 sagt er, dem über die Kartoffeln Gesagten widersprechend: „unter denjenigen Gewächsen, welche den Boden am meisten aussaugen und ihm am wenigsten ersetzen, kann man die Getreidearten und die Oelpflanzen obenan stellen." — Der Saft, welcher während der Vegetation in so reichlichem Maaße in den Wurzeln und Stengeln ist, wird auf die Bildung des Saamens verwandt. Hier pag. 148 werden die interessanten Versuche von Mathieu de Dombaste angeführt, die wir, da wir voraussetzen, daß sie mehreren unsern Lesern unbekannt sind, hier mittheilen. Herr de Dombaste wählte sich zur Zeit der Blüthe, den 26sten Juni 1820, auf einem kleinen Raume vierzig Weitzenpflanzen aus,

die einander gleich waren und von denen jede drei Halme mit Aehren trug; zwanzig davon riß er mit der ganzen Wurzel aus, die übrigen ließ er bis nach der Fruchtbildung stehen. Er reinigte sorgfältig die Wurzeln der ausgerissenen und schnitt die Halme zwei Zoll oberhalb des Wurzelansatzes, oder ihrer Einfügung in die Wurzel ab, beide Theile, die Wurzeln und die Halme mit ihren Aehren, ließ er jedes besonders trocknen. Die Wurzeln und das daran befindliche Stück der Halme wogen 42,6 Gramme, die Halme nebst ihren Aehren und Blättern wogen 126,2 Gramme, zusammen also 168,8 Gramme. — Zur Zeit der Ernte, den 20sten August, riß er die übrigen zwanzig Pflanzen, welche Körner angesetzt hatten, auch aus, und schnitt die Halme auf dieselbe Art, wie von den ersten zwanzig Pflanzen ab. Er erhielt folgende Gewichtsverhältnisse. Die Wurzeln 27,2 Gramme; das Stroh, die Aehren und die Spreu 85,7 Gramme; die Getreidekörner 66,5 Gramme, zusammen also 179,4 Gramme. Es hatten also in der Zeit von zwei Monaten die Wurzeln und der daran befindliche Theil des Halmes 15,4 Gramme, die Halme, Aehren und Blätter 40,5 Gramme, zusammen also 55,9 Gramme verloren. — Die gebildeten Körner wogen 66,5 Gramme, es hatten also die Pflanzen, außer dem

Saf-

Safte, welcher zu der Blüthezeit in den Wurzeln und Stengeln war, noch anderwärts Stoffe zur Ausbildung des Saamens hergenommen, dessen Produkt 11,6 Gramme betrug. — Dieser Versuch zeigt also, daß saamentragende Pflanzen mehr Nahrungsstoffe bedürfen, als solche, die keinen Saamen tragen. — Die in den Pflanzen enthaltenen Salze werden nach dem Hrn. Verf. theils, und zwar am meisten, in Wasser aufgelöst den Pflanzen zugeführt, theils werden sie durch die Lebensthätigkeit der Pflanzen gebildet. Interessant ist, was hier über das Vorkommen des Salpeters in den Runkelrüben gesagt wird, pag. 153 heißt es: die Runkelrüben, welche man im nördlichen und südlichen Frankreich zu der nämlichen Periode des Herbstes herausnimmt, liefern nicht dieselben Stoffe; die aus dem Norden liefern Zucker, die aus dem Süden hingegen Salpeter, dennoch geben, nach den sorgfältigen Versuchen von Darracq, die Runkelrüben aus dem Süden, im August und Anfangs September herausgenommen, eben so viel Zucker als die aus dem Norden. An die Stelle des Zuckers tritt also bei längerer Vegetation Salpeter, dessen Säure sich in Folge der fortschreitenden Vegetation bildet. Man hat außerdem auch noch häufig beobachtet, daß mit den zuckerhaltigen Runkelrüben des Win-

ters häufig eine Veränderung vorgeht, wodurch der Zucker verschwindet und der Salpeter an seine Stelle tritt. — Der sechste Abschnitt enthält einen Ueberblick der Lehre von der Ernährung der Pflanzen. — Das sechste und siebente Kapitel handelt von der Verbesserung des Bodens und der Wechselwirthschaft. Obgleich das in diesen Kapitel Gesagte nicht übel zusammengestellt ist, so enthält es für den deutschen gebildeten Landwirth auch nicht das mindeste Interessante, es müßte denn das sonderbare Verfahren des Herrn Rozier's seyn, pag. 170, der einen Theil seines Weinberges, um die Wurzeln der Weinreben gegen die verzehrenden Sonnenstrahlen zu schützen, pflastern ließ und hierdurch einen guten Erfolg hatte, besonders in Hinsicht auf die Menge des Weines, welchen er gewann. Ein anderer erreichte diesen Zweck dadurch, daß er den Boden, auf welchem ihm trotz aller Mühe alle Obstbäume verdorrten, mit einer Schicht Kieselsteine bedecken ließ. — Das achte Kapitel giebt einen Ueberblick der landwirthschaftlichen Erzeugnisse von Frankreich. —

So wunderbar und oberflächlich auch nun der erste Theil der Chaptal'schen Chemie zusammengestellt ist, so hoffen wir doch, daß uns der zweite Theil, der von den mit der Landwirthschaft

zweckmäßig zu verbindenden Gewerben handelt, dafür entschädigen wird, da gerade die Chemie, angewandt auf technische Gewerbe, das Hauptfach des Herrn Grafen ist. Sobald derselbe erschienen seyn wird, werden wir nicht ermangeln, unsern Lesern Nachricht davon zu geben.

XVIII.

Ueber den Albertschen Wirthschaftsplan, von Carl v. Wulffen. Magdeburg 1824.

Vom

Staatsrath Thaer.

Die Verhandlungen darüber haben im Publikum so viele Sensation gemacht, daß wir diese eben erschienene kleine Schrift am Schlusse dieses Hefts noch anzuzeigen eilen. Man sieht, daß der Verf. das Difficile est satyram non scribere schwer empfunden habe. Deshalb hält er sich aber auch rein an den Albertschen Vorschlag, ohne der Adam Müllerschen Vor- und Nachreden zu erwähnen. Wenn Paulus in dem für jenem gewählten Denkspruch lehrt, daß man den Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden

solle, so warnt er in dem hier vorgesetzten noch nachdrücklicher gegen jedes unsinnige Unternehmen.

Wenn wir uns durch Vergleichung leicht überzeugen, daß ein Boden, der sechsfältigen Ertrag, bei einer ganz kunstlosen Bewirthschaftung, wie sie in dortiger Gegend landüblich ist, gewährt immer noch, auch bei dem niedrigsten Preise des Korns, einen Reinertrag oder Rente gebe, so müssen wir auch, ohne genauer ins Detail gehen zu können, wozu uns die Data fehlen, annehmen, daß die alte Organisation der Dornbergschen Wirthschaft, welche keine Rente gab, mit überflüssigen und unproduktiven Kräften betrieben worden sey. Aber wenn dieses auch bei der neuen Wirthschaft des Meiers vermieden würde, so muß er doch verhungern und die Wirthschaft eingehen, oder er muß stehlen, wenn er nicht höher quotisirt wird oder der Boden einen noch höheren Ertrag gewährt.

Es fällt mithin jeder Vortheil der neuen Einrichtung weg und dazu kommt die trostlose Alternative, daß man eine stehende, unveränderliche Form des Ganzen und aller einzelnen Operationen bedingen, oder dem Meier die Direktion ganz überlassen muß. Unter den beiden Mitteln, wodurch man den Reinertrag erhöhet, nämlich Verminderung des Aufwandes oder Vermehrung der Produktion — die gewöhnlich einander entgegenstehend, nur mittelst gehöriger Abwägung ein glück-

liches Resultat geben — muß der Meier ausschließlich das erste wählen. Denn der Aufwand fällt ihm allein zur Last, von der Produktion erhält er nur den sechsten Theil. Man irrt daher wesentlich, wenn man durch die Ertragsquote einen höheren Ertrag zu bewirken glaubt, denn das überwiegende Interesse des Meiers geht nur auf Ersparung der Arbeit. Noch mehr ist dies bei den Handarbeitern der Fall, welche sich die Arbeit nur möglichst leicht zu machen und schnell damit fertig zu werden suchen müssen, denn der achte Theil des höheren Ertrages, welchen sie durch sorgfältigere Arbeit bewirken könnten, lohnt diese nicht. Diese Einrichtung würde also das wichtigste Capital unserer Nation, die Arbeit, verschwenden und die Intelligenz lähmen.

Dann zeigt der Verfasser, wie man auch in unsern Zeiten zur Erhaltung der Rente gelange. Hat man alle inproduktiven Kräfte verbannt, so kommt es auf eine richtige Feldeintheilung an. Man ist auf dem entgegengesetzten Wege, wenn man es in der Ausdehnung des Ackerbaues sucht. Mit der Beschränkung der angebauten Fläche sind geringere Wirthschaftskosten natürlich verschwistert, aber auch die Produktion selbst wird in vielen Fällen gesteigert, mehrentheils zwar nur unmerklich, aber darum gerade auf eine wohlthätige und nachhaltende Weise.

Der Verfasser schließt mit einer Andeutung, wie der Grundbesitz von seinen Schulden — welche den Druck der Zeiten so schwer machen — befreiet werden könne, wodurch wir dann erst zum Genuß aller Vortheile der neuen agrarischen Gesetzgebung kommen würden, die an dem Schuldensystem überall ein Hinderniß finden.

Dies ist die Gedankenreihe dieser reichhaltigen Schrift, die, selbst ohne Antheil an den Albertschen Verhandlungen zu nehmen, großes Interesse für jeden denkenden Leser haben wird.

XIX.

Quartalsbericht vom 7ten April 1824.

Vom

Staatsrath Thaer.

Dieser Winter gehört zu den allergelindesten, die wir in unserem Klima je gehabt haben. Wie der December, hatte auch der Januar eine Temperatur, die selten bei Nacht auf den Gefrierpunkt fiel, bei Tage immer darüber war, und nur am 23sten frühmorgens eine kurze Zeit auf 4 Grad darunter stand, nachdem der Barometer $\frac{1}{2}$ Linie unter 27 Zoll gefallen war. Am 26sten stieg aber letzterer wieder schnell auf 28″ 1‴ und die Wärme war dabei Mittags + 8° R. Der Wind war größtentheils südlich, nach Westen, aber wenn er sich auch auf kurze Zeit nach Norden wandte, wie am 3ten und 4ten, wobei der Barometer sehr in die Höhe ging, blieb es dennoch sehr milde. Wir

hatten auch in diesem Monat viel Regen, zuweilen auch wohl Schnee, der aber nur kurze Zeit liegen blieb.

Der Februar schien anfangs Frostwetter bringen zu wollen, aber es kam höchstens nur auf — 4 Grad und hielt nur die ersten Tage an. Dann folgte viel Regen und in der Nacht vom 10ten auf den 11ten heftiger Sturm. Nun blieb es immer milde, der Himmel trübe und nebelicht, doch ohne Regen, so daß der höher liegende Acker schon in der Mitte des Monats den Pflug zuließ. Am 23sten trat einiger Frost, aber nicht über — 3 Grad, mit Schnee und trüben Himmel, milden, nordöstlichen Winde ein. Dann ward der Himmel heiterer, es fror Nachts gelinde, thauete aber am Tage.

Am 1sten März zeigte sich ein entferntes Gewitter in Südost. Darauf folgte Schnee, und am 3ten frühmorgens die stärkste Kälte, die wir in diesem Winter gehabt haben, nämlich — 5 Grad. Vom 6ten an trat aber wieder sehr mildes, austrocknendes, der Beackerung und frühen Bestellung sehr günstiges Wetter ein, wobei die, den ganzen Winter hindurch kaum schlafende Saat kräftig zu treiben anfing, und die Aecker so begrünten, daß Schaafe darauf weiden konnten. Gegen das Aequinoctium wandte sich der bisher immer südliche Wind nach Norden, etwas östlich,

wobei aber der Himmel größtentheils trübe und sehr nebelig blieb, das Barometer langsam aber anhaltend fiel, was nach manchen Beobachtungen vielen Regen in der Folge andeutet. — In den letzten Tagen fiel Regen und Schnee.

Der April fing mit Schauern und herumspringenden Winde an, wobei es aber Nachts fror, die Vegetation also zurückgehalten wurde; dann setzte sich der Wind in Norden wieder fest mit steigendem Barometer.

Diese Witterung ist sich im Ganzen in den nördlichen Breitengraden von Europa völlig gleich gewesen, auch in England; in den südlicheren Gegenden spricht man dagegen von einer dort ungewöhnlich strengen Kälte, hin und wieder von großer Dürre in den dortigen eigentlichen Regenmonaten.

Bei dem bedeutenden Regenfalle des vorigen Sommers und dieses Winters haben sich doch die Gewässer nicht gehoben und die Quellen sich wenig verstärkt. Der Boden ist aber bis zu einer beträchtlichen Tiefe mit Feuchtigkeit so durchdrungen, wie es seit 15 Jahren, und selbst in dem nassen Jahre 1816 nicht der Fall war.

Von allen Orten her rühmt man den vortrefflichen Stand der Saat. Man war einige Zeit in niedrigen Lagen für das Faulen derselben besorgt, aber es wurden nur die äußern, bei früher Saat

immer absterbenden, Blätter davon angegriffen, ohne dem Stamme nachtheilig zu werden.

Wäre der vorhergehende Winter so gelinde wie dieser gewesen, oder hätte sich die Mäusebrut von 1822 im letzten Herbste eingefunden, so würde die Besorglichkeit für den Ueberfluß von Getreide, welche der jetzige Stand der Saaten bei so vielen erregt, nicht statt finden, vielmehr die Furcht vor Hungersnoth eintreten. Wie leicht kann das Schicksal eine Aenderung in unseren Ansichten machen! Der Vernünftige unterwirft sich ihm, macht sich aber auf alles gefaßt.

Unsere Preise sind geblieben wie sie waren, ja an einigen Orten, wegen Geldnoth, noch gefallen. Zu Ende Februars erregten die in England seit Anfangs October langsam, aber nachhaltig steigenden Preise — das Quarter Weitzen auf dem Londoner Markte im October von 49 Schilling 4 Pence auf 53 Schilling 2 Pence,

im November	=	55	=	6	=	
im December	=	60	=	6	=	
im Januar	=	68	=	8	=	
im Februar	=	70	=	4	=	
im März	=	68	=	7	=	*) —

*) 1 Quarter = 5,22 Berliner Scheffel, 1 Schilling = 8 gr. $6\frac{3}{5}$ pf. Preuß. Cour., 1 Pence = 8,5 Pf., jetzt wo das Pfund = 7 Rthlr. 3 gr. ist.

einige Spekulation, und es geschahen etwas höhere Gebote. Da sich aber die englischen Durchschnittspreise nicht so weit hoben, daß Wahrscheinlichkeit zur Eröffnung der Häfen entstand, und die Einfuhr auch nur gegen hohen Impost erlaubt wäre — woran auch dort die gute Aussicht der Weitzensaaten schuld seyn mag — so war es schnell damit vorüber.

Dies treibt nun den Mißmuth mancher Landwirthe aufs Aeußerste, und wahr ist es, daß es den Meisten, die fast allein aus dem Kornverkauf ihr nothwendiges Geld nehmen müssen, sehr hart fällt. Nur gegen die Entmuthung für die Folge können den, der sich noch aufrecht erhalten kann, bessere Aussichten, die sich jetzt darstellen, schützen.

Die Manufakturen, besonders vom inländischen Material, Lein und Wolle, gehen stark; der Handel — Dank sey es dem vernünftigen Staatsprincipe, welches jetzt in England entschieden die Oberhand gewonnen hat und wahrscheinlich auch anderer Orten gewinnen muß! — fängt an sich zu beleben und frägt nach unseren Exporten. Die geringen Preise der Lebensmittel, des Brennmaterials, mithin des Arbeitslohns, sind unsern Fabriken sehr günstig und geben ihnen einen großen Vortheil gegen die in andern Ländern. Die immer größere Verbreitung der technischen Künste er-

muntert zur Industrie; die schnelle Vermehrung der Bevölkerung bietet dieser Hände genug dar, die der Landwirth weniger braucht. Die Staatspapiere haben eine Höhe erreicht, welche die Anlage neuer Capitalien darin unvortheilhaft macht, diese aber haben sich dadurch selbst vermehrt und müssen eine Anlage in der Industrie, im Handel und im Grundbesitze suchen. Schon zeigt sich allenthalben eine Erniedrigung der Geldzinsen. Die Circulation ist in den Städten entschieden lebhafter geworden, der Absatz der Industrie-Erzeugnisse stärker.

Dies muß nothwendig auf die Consumtion und den Preis unserer Produkte wirken und das Geld auch wieder in die Hände des Landmanns bringen. Nur kann das nicht plötzlich geschehen, es fängt mit kaum merklichen Schritten an, aber es wird progressiv schneller gehen. Thierische Produkte werden — ohne ein Mißwachsjahr — immer früher auf einen angemessenen Preis zurückkommen, als vegetabilische, und der Verständige wird vor Allem dafür sorgen, diesen aufs Beste zu erhalten, um dadurch die höhere vegetabilische Produktion künftiger Jahre vorzubereiten.

Die größte und nächste Hoffnung giebt uns die Wolle. So bedeutend stärker die vorjährige Schur gewesen ist, so ist sie doch — mit Ausnahme sehr wenigen, sehr tadelhaften oder allzu-

sehr im Preise gehaltenen Posten — sämmtlich verkauft, und wird so stark verarbeitet, daß nichts übrig bleiben wird. Die feinern und preiswürdigen Sorten sind weder bei uns, noch in den englischen Magazinen mehr zu haben. Man war in England mit sehr mittelmäßigen Electa-Sortimenten zufrieden und bezahlte sie mit 8 Schilling (circa 2 Rthlr. 20 gr. Cour.) das Pfund. Die schlechten Sorten gehen in England bis jetzt schwer ab, welches gerade daher rührt, daß der Einfuhrzoll mit dem 5ten Juli aufhört, der an dem Preise dieser Sorten einen bedeutenden Antheil hat, die Fabrikanten sie also um so wohlfeiler erhalten zu können hoffen. Diese Aufhebung des Impostes — die man voraussehen konnte — wird auf die Ausfuhr mehrerer Mittelwollen einen bedeutenden Einfluß haben, denn die englischen Fabriken werden sie wieder stärker zu bearbeiten anfangen und mit unsern stark beschäftigten Fabrikanten in Concurrenz treten. Auf die hochfeine Wolle wird sie wohl keinen Einfluß haben, denn der Impost hat ihr nicht wesentlich geschadet, außer in dem Momente, wo er eben aufgelegt wurde und die Nachricht davon gerade auf unsern Wollmarkt 1820 einlief. Für sie war er zu unbedeutend, im Verhältniß ihres Werthes. Ihr Begehr ist aber ohnehin so stark, daß ihr sehr gute Preise nicht entstehen können. Ihr vorjähriges Herab-

sinken war die Folge des Mißmuthes über den an der Wolle von 1822 gemachten Verlust, der nun darauf gemachte Vortheil wird um so mehr zum Ankauf reizen. Es haben aus hiesiger Gegend wieder viele ihre Schuren nach England sehr vortheilhaft in Commission gegeben, und es sind noch mehrere entschlossen es zu thun, wenn nicht annehmliche Preise auf dem Markte geboten werden sollten, woran ich aber nicht zweifle.

Fleisch, Butter und Käse schienen sich nach Neujahr etwas zu heben, aber es hat keinen Fortgang gehabt.

Junges, mageres Vieh ist im Werthe gestiegen, und die Viehaufzucht wird im Preußischen ohne Zweifel Ermunterung finden, dadurch, daß weniger ausländisches Vieh eingehet. Schweine stehen nach Verhältniß im besten Preise und man hat sogar in Schlesien Mangel daran verspürt, seitdem die Einbringung derselben ziemlich hoch impostirt ist.

Pferde stehen in niedrigem Preise, sie finden jedoch Absatz und die Pferdezucht vermehrt und verbessert sich merklich, da die Erhaltung derselben auch sehr wohlfeil ist. Beim Ackerban werden immer mehrere Pferde statt der Ochsen angeschafft, und in Wirthschaften mittlerer Größe findet man jene jetzt vortheilhafter.

Mit den Geld-Capitalien, besonders den klei-

nern, wird auf dem Lande gewaltiger Wucher getrieben, von denen, welche sich des Umsatzes derselben bemächtigt haben. Dieser trägt sehr viel zum Ruin mancher braven und soliden Leute bei, die durch unerwartete Kündigungen genöthigt werden, ungeheure Provisionen zu geben, um ein Darlehn wieder zu erhalten. Dadurch entstehen so viele Sequestrationen, die zum größten Ruin der Höfe um so länger dauern, als die Subhastationen keinen Erfolg haben. Diese Zerstörung des Credits ist es, was hauptsächlich die Landwirthschaft drückt; denn die Meinung, daß Landgüter gar keinen Werth haben, setzt sich immer fester im Kopfe des Geld-Capitalisten. Daß man vormals glaubte, keines mobilen Capitals zu bedürfen, wenn man ein Landgut habe, hat viel beigetragen, diesen Zustand herbeizuführen. Die Capitalien-Mäkler suchen jene Meinung zu bestärken, wenn sie dadurch Kündigungen veranlassen können, die neue Provisionen abwerfen, und so wird der Werth der Güter von ihnen in der That allmählig verschlungen. Selbst die Landwirthe tragen durch die lauten Klagen, daß die Wirthschaftskosten nicht herauskommen, viel weniger an Renten zu denken sey, dazu bei, daß jene Meinung sich immer allgemeiner verbreitet, die doch bei einer verständigen Wirthschaft, auch bei sehr niedri-

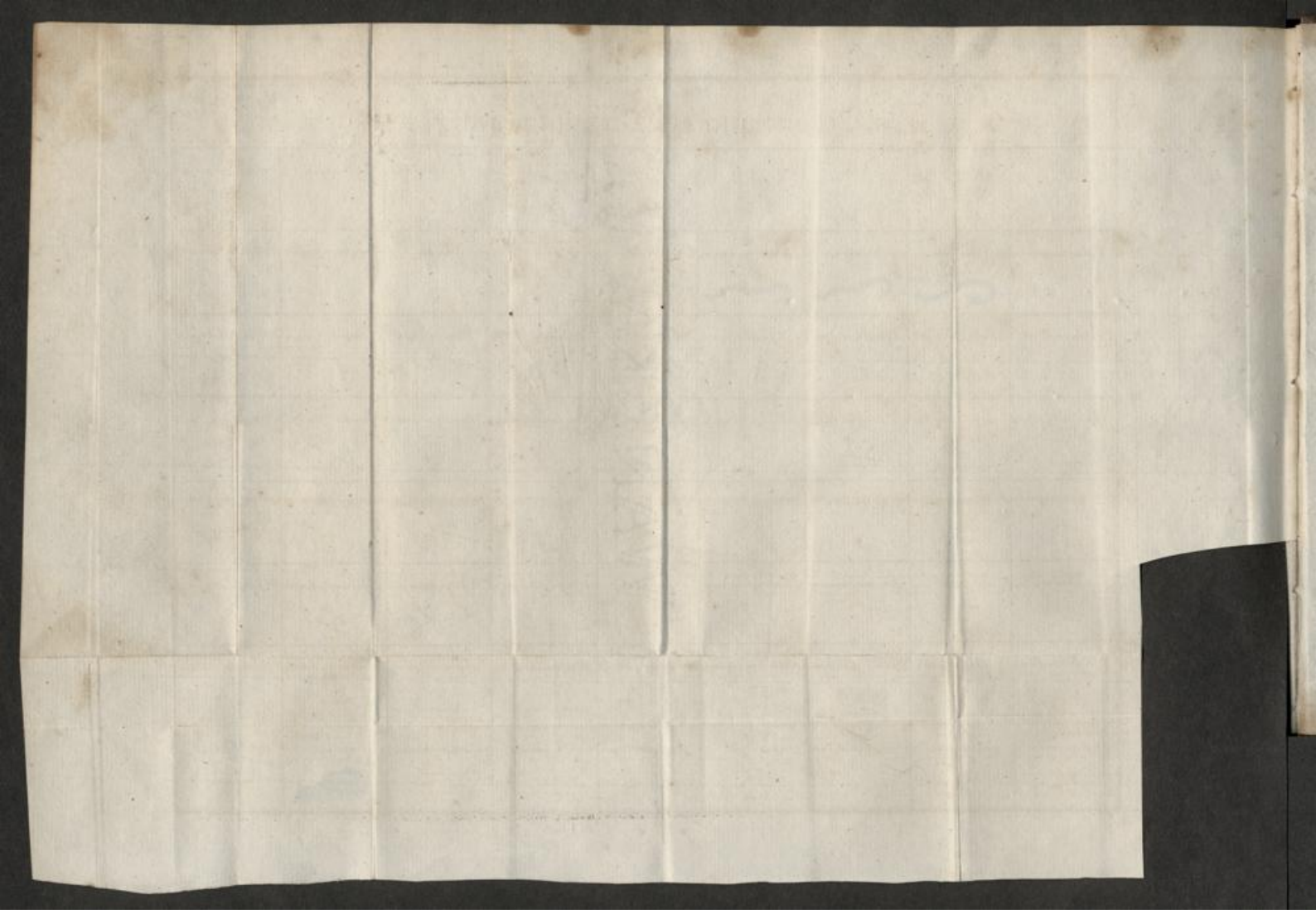
gen

gen Preisen, falsch ist. Gut geführte Wirthschaften erweisen es, daß Bodenrenten noch immer herauskommen und Betriebs-Capital sich leidlich verzinse; aber letzteres muß im gehörigen Verhältnisse vorhanden seyn, und daran fehlt es leider zu oft.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18. in Berlin.

Oekonomische = Chartencharaktere.

Erde.	Wasser.	Sumpf.	Sand.	Thon.	Kalk.	Steinbruch.	Hügel.	Feldgrenze.
								
Gartengrenze.	Wasser.	Wasser.	Waldgrenze.	Casse Chaussée.	Wasserfall und Kanal.	Häuser.	Holzhäuser.	Schindelhäuser.
								
Eisenerz.	Kupfererz.	Quelbrücke.	Gußbrücke.	Einsalzung.	Gartenlöschung.	Gartbeete.	Kellerbrücke.	Wilder Obstbau.
								
Küchengarten.	Treibhaus.	Mistbeet.	Obstgarten.	Espalier Obst.	Hopfengarten.	Weingarten.	Feuerl. Mauer.	Doppelmauer.
								
Schwein.	Rindvieh.	Schaafe.	Ziegenstall.	Lauchbeete.	Forellenteich.	Wald Fischerei.	Mist.	Hofraum.
								
Urin.	Asche.	Einwässerung	Entwässerung	Gesäet.	Gepflügt.	Gegrübelt.	Gepferchtes	Gehauenholz
								
Gegraben.	Gartenhaus.	Raine galegen	Raine gesprengt	Gegypst.	Flaggen gesäet	Gewalzt.	Ueber gemacht	Gehauene Hecke ausgehauen.
								
Mäulwurfsfang gesetzt.	Quellen zugeleitet.	Erde ausgeschaufelt	Feld gemäzt.	Fischbassin.	Gebäude.	Torfgraben.	Teich und Wasser Grenze.	Altali.
								







Möglinsche
Annalen der
Landwirthschaft



15. Band








Inches
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black